



101

V. o. 31, 1.

Misc. Ordo 2. lit. C. nr. 8^a



Friedrichs des Zweiten
Königs von Preussen
bei seinen Lebzeiten
gedruckte Werke.

Aus dem Französischen überfetzt.



BIBLIOTHEK
des Königl.
DOMINIKANS
ZU
MAGDEBURG.

Erster Theil.

Neue verbesserte und vermehrte Auflage.

Berlin,
bei Hof und Sohn, und Decker und Sohn.
1790.



L213,

V o r r e d e.

Die Verleger der hinterlassenen Werke Friedrich's II. glaubten es dem Publikum schuldig zu sein, auch die Schriften des Königs, die bei seinen Lebzeiten herausgekommen sind, mit jenen in gleichem Formate zu liefern; und sie entschlossen sich um so eher zu ihrem Schritt, da sie einige, zwar wirklich schon gedruckte, aber doch nicht öffentlich bekannt gewordene Aufsätze mitliefern konnten.

In diesem ersten Bande sind die Nachrichten zum Behuf der Brandenburgischen Geschichte, als die wichtigste von Friedrich's II. schon bei seinen Lebzeiten gedruckten Arbeiten, enthalten. Es ist bekannt, daß die Materialien zu diesem geschmackvollen Werke zum Theil durch den Herrn Grafen von Herzberg gesammelt worden sind, der damals, als der König es schreiben wollte, schon Proben von der unermüdlischen Thätigkeit und von den andren rühmlichen Eigenschaften gab, durch die er in der Folge so glänzend geworden ist. Ueber den Zweck, den der König bei seinem Werke hatte, erklärt er selbst sich umständlich in der Vorrede dazu; und es war gewiß der rühmlichste, den er haben konnte. Er ließ einen Theil von seiner Arbeit einzeln in den Mémoires der Berlinischen Akademie drucken, verbesserte ihn aber in der Folge, und fügte noch den dritten Abschnitt, ferner die einzeln in die Brandenburgische Geschichte einschlagenden Abhandlungen hinzu, die man in den neueren und vollständigeren Ausgaben findet.

Voltaire hat sich besonders an der Schreibart in diesem Werke großen Antheil zugeschrieben. Ohne Zweifel wird er bei seinem Aufenthalte in Potsdam den König auf manche Nachlässigkeiten im Ausdruck aufmerksam gemacht haben; aber daß seine Beihülfe nicht sehr groß gewesen sein kann, beweist ein Brief des Königs an ihn, (vom 21 März 1759) *), worin es heißt: „Es ist mir sehr gleichgültig, was man in Frankreich und anderswo von mir sagen mag; und so werde ich es nicht übel nehmen, wenn man Ihnen meine Geschichte von Brandenburg zuschreibt. Auf die Art findet man sie sehr gut geschrieben, und lobt mich vielmehr, als daß man mich tadeln sollte.“

In der neuen Ausgabe des Originals, welche die Verleger in den Oeuvres de Frédéric II, Roi de Prusse, publiées du vivant de l'Auteur, veranstaltet haben, sind verschiedene historische Irthümer verbessert worden, und dies giebt der gegenwärtigen neuen Uebersetzung einigen Vorzug. Auch glauben die Verleger, sie werde überhaupt den schon vorhandenen nicht nachstehen, da die beste von denselben (unter dem Titel: des Philosophen von Sanssouci sämtliche Werke, Berlin 1783.) mit der gegenwärtigen verglichen worden ist, und da der Ueheber der letztern, wie er dankbar gesteht, sie hin und wieder benützt hat.

In den übrigen Theilen werden der Antimachiavell, die vermischten Schriften, die Lobreden, die militairischen Aufsätze und zuletzt die Gedichte des Königs folgen.

Berlin, den 20 September, 1790.

*) Friedrich's II hinterlassene Werke. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. B. IX S. 179.

Nachrichten
zum Behuf
der Brandenburgischen Geschichte.

* 3

An den
Prinzen von Preußen.

Mein lieber Bruder!

Ich habe seit einiger Zeit die Stunden meiner Muße dazu angewandt, einen Auszug aus der Geschichte des Hauses Brandenburg zu verfertigen. Wem könnte ich dieses Werk besser zueignen, als dem, der einst die Zierde dieser Geschichte sein wird, den die Geburt zum Throne ruft, und dem ich alle Arbeiten meines Lebens widme?

Sie waren schon von den Handlungen Ihrer Ahnen unterrichtet, ehe ich die Feder nahm, um sie niederzuschreiben; also kann die Mühe, die ich mir bei der Verfertigung dieses Auszuges gegeben habe, Ihnen zu wei-

VIII

ter nichts dienen, als Ihnen dieselben in das Gedächtniß zurückzurufen. Ich habe nichts bemäntelt, nichts verschwiegen, und die Fürsten aus Ihrem Hause so vorgestellt, wie sie gewesen sind. Eben der Pinsel, der die bürgerlichen und militairischen Tugenden des Großen Kurfürsten malte, hat auch die Fehler des ersten Königs von Preußen, und jene Leidenschaften angedeutet, die nach dem verborgenen Plane der Vorsehung in der Folge dazu dienten, unser Haus auf den Gipfel des Ruhmes zu erheben, auf den es gelangt ist. Ich habe mich über alle Vorurtheile hinweggesetzt, und Fürsten, Könige und Anverwandten wie gewöhnliche Menschen betrachtet. Weit davon entfernt, mich durch Macht blenden zu lassen und meine Ahnen abgöttisch zu verehren, habe ich das Laster an ihnen kühn getadelt, weil es auf dem Throne keine Freistatt finden muß. Ich habe die Tugend allenthalben gelobt, wo ich sie antraf, und mich sogar gegen den Enthusiasmus, den sie erregt, gesichert, damit ein-

fache und reine Wahrheit in dieser Geschichte herrschte.

Ist es den Menschen vergönnt, in künftige Zeiten einzudringen; und kann man durch Erforschung der Grundursachen ihre Folgen errathen: so prophezeihe ich, aus meiner Kenntniß von Ihrem Charakter, diesem Reiche dauerhaftes Glück. Nicht aus blinder Parteilichkeit für Sie, nicht aus kriechender Schmeichelei, welche wir Beide gleich stark verabscheuen, sondern, weil mich die Wahrheit dazu verpflichtet, sage ich mit innigem Vergnügen, daß Sie des Ranges, zu dem die Geburt Sie ruft, schon würdig sind. Ihnen gebührt der Titel: Vertheidiger des Vaterlandes, da Sie edelmüthig Ihr Leben für dessen Wohl gewagt haben. Sie verschmähten es nicht, durch die unteren Stufen des Soldatenstandes zu gehen, weil Sie glaubten: man müsse, um gut zu befehlen, vorher gehorchen können; weil Ihre Bescheidenheit es Ihnen verbot, Sich mit dem Ruhme zu schmücken, den der Pöbel unter den

Prinzen auf Kosten alter, erfahrner Feldherren an sich zu reißen so begierig ist. Einzig und allein mit dem Wohl des Staates beschäftigt, hießen Sie alle Leidenschaften und jedes Privatinteresse schweigen, als es darauf ankam, ihm zu dienen. Aus eben dem Grunde bot Boufflers sich im Feldzuge vom Jahre 1709 dem Könige von Frankreich an, und diente unter Villars, ob er gleich länger Marschall war, als dieser. Erlauben Sie, daß ich das auf Sie anwende, was Villars sagte, als er jenen bei der Armee ankommen sah, und erfuhr, daß derselbe unter seinem Kommando dienen wollte: „Solche Gefährten sind immer so gut, wie Herren.“

Meine und des Publikums Hoffnungen gründe ich nicht bloß auf jene unveränderliche Kaltblütigkeit bei den größten Gefahren, und auf jene flugheitsvolle Entschlossenheit in dem entscheidenden Augenblick, durch die Sie Sich den Truppen als eins von den Hauptwerkzeugen ihres Sieges gezeigt haben. Die tapfersten Könige bewirkten oft das Unglück ihrer

Staaen, wie der kriegesbegierige Franciscus I, Karl XII und so viele andre Fürsten beweisen, die durch unbeschränkten Ehrgeiz beinahe sich selbst ihr Verderben zuzogen, oder Ihre Finanzen zu Grunde richteten. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich Ihren sanften, leutseligen Charakter, jene aufrichtigen, ungeheuchelten Thränen, die Sie vergossen, als ein plötzlicher Anfall von Krankheit meinem Leben bald ein Ende gemacht hätte — daß ich diese als sichere Pfänder für Ihre Tugenden und für das Glück derer ansehe, die der Himmel Ihrem Scepter anvertrauen wird. Ein der Freundschaft offenes Herz ist über niedrige Ehrsucht erhaben. Sie kennen keine andre Richtschnur Ihres Verhaltens, als die Gerechtigkeit, und haben keine andre Absicht, als die Achtung der Weisen zu erhalten. So dachten auch die Antonine, Titus, Trajan, und alle die guten Fürsten, die man mit Recht die Lust des menschlichen Geschlechtes genannt hat.

Wie glücklich bin ich, mein lieber Bruder, daß ich an dem nächsten und theuersten meiner Verwandten so viele Tugenden kenne! Der Himmel hat mir eine für das Verdienst fühlbare Seele, und ein der Erkenntlichkeit fähiges Herz gegeben. Diese Bande, die sich mit den Banden der Natur vereinigen, verknüpfen mich auf immer an Sie. Diese Gesinnungen kennen Sie an mir schon lange; aber es ist mir angenehm, an der Spitze dieses Werkes, und so zu sagen im Angesichte der ganzen Welt, sie Ihnen von neuem zu wiederholen.

Ich bin mit eben so vieler Freundschaft, als Hochachtung,

Mein lieber Bruder,

Ihr treuer Bruder und Diener
Friedrich.

V o r r e d e .

Die Geschichte wird als eine Schule der Fürsten betrachtet: sie stellt ihrem Gedächtnisse Monarchen dar, welche Väter ihres Vaterlandes waren, aber auch Tyrannen, die es verheerten; sie zeigt ihnen die Ursachen, weshalb Reiche stiegen und fielen; sie entwirft eine so große Menge von Charakteren, daß einige darunter nothwendig den Charakteren der Fürsten zu unsern Zeiten gleichen müssen; und, indem sie über den Ruf der Todten entscheidet, richtet sie stillschweigend auch die Lebendigen. Durch die Schande,

mit der sie lasterhafte, nicht mehr vorhandene Menschen belegt, giebt sie der gegenwärtigen Generation eine Ermahnung zur Tugend, und scheint ihr zu offenbaren, was für Aussprüche die Nachwelt über sie thun wird.

Obgleich das Studium der Geschichte eigentlich für Prinzen gehört, so kann sie doch den Privatpersonen nicht minder nützlich sein, da sie eine Kette von Begebenheiten aller Jahrhunderte bis auf unsre Zeiten ist. Der Rechtsgelehrte, der Staatsmann und der Krieger nehmen ihre Zuflucht zu ihr, und lernen daraus, was für Zusammenhang das Gegenwärtige mit dem Vergangenen hat. Sie finden darin die, welche ihrem Vaterlande wohl gedient, mit Lob, aber die, welche das Vertrauen ihrer Mitbürger gemißbraucht haben, mit Abscheu genannt; und so erwerben sie sich eine frühzeitige Erfahrung.

Wer die Sphäre seiner Begriffe nur auf seinen Wohnort beschränkt, und seine Kenntnisse nicht über seine Brodtwissenschaft hinaus erweitert, der sinkt durch die größte Unwissenheit bis zum Thiere hinunter; wer aber in die

Zeiten vor uns eindringt, und mit der sänmtlichen Fassungskraft seines Geistes die ganze Welt umfängt: der besiegt wirklich Unwissenheit und Irrthum, der hat in allen Jahrhunderten gelebt, und wird in der That ein Bürger aller Orte und aller Länder.

Die Universal-Geschichte dient dazu, uns in der Menge von Begebenheiten, die sich in allen Ländern ereignet haben, zu orientiren; sie führt uns von dem entferntesten Alterthume mit Ordnung durch die Jahrhunderte, und bezeichnet gewisse Haupt-Epochen, an die das Gedächtniß sich halten kann. Aber eben so hat die Special-Geschichte ihren Nutzen, da sie die Folge der Begebenheiten, die sich in Einem Reiche zugetragen haben, aus einander setzt, und sich bloß auf diesen einzigen Gegenstand einschränkt. Die Universal-Geschichte stellt uns ein großes Gemälde mit einer ungeheuren Menge Figuren dar, von denen einige durch starken Schatten andre zu wenig hervorspringende so bedecken, daß man sie nicht bemerken kann. Die Special-Geschichte hebt aus diesem Gemälde Eine Figur heraus, malt sie ins Große, benützt bei ihr die Wir-

kungen von Licht und Schatten, welche sie geltend machen, und setzt das Publikum in Stand, die Figur mit der Aufmerksamkeit zu betrachten, die sie verdient.

Ein Mensch, der nicht vom Himmel gefallen zu sein glaubt, der die Entstehung der Welt nicht von seinem Geburtstage an rechnet; der muß begierig sein, das zu erfahren, was zu allen Zeiten und in allen Ländern vorgegangen ist. Nimmt seine Gleichgültigkeit keinen Antheil an dem Geschick so vieler großen Nationen, welche Välle des Glückes gewesen sind; so wird er sich doch wenigstens für die Geschichte des Landes interessiren, das er bewohnt, und die Begebenheiten, an denen seine Vorfahren Theil gehabt haben, mit Vergnügen sehen. Mag ein Engländer nichts von dem Leben der Könige wissen, die auf dem Persischen Throne gesessen, oder mag er die unzählige Menge von Päpsten, welche die Kirche beherrscht haben, mit einander verwechseln: das verzeihet man ihm; aber so nachsichtig ist man nicht, wenn er von dem Ursprunge seines Parlaments, von den Gebräuchen seiner Insel, und von den verschie-

denen Geschlechtern der Könige, die darauf regiert haben, nicht unterrichtet ist.

Man hat die Geschichte aller polircirten Länder in Europa beschrieben; nur die Preussen hatten die ihrige noch nicht: denn einen Hartknoch und Puffendorf, die freilich arbeitsame Schriftsteller sind, rechne ich nicht unter die Geschichtschreiber, da sie die Thatfachen nur zusammengerafft haben, und da ihre Werke mehr historische Lexika, als wirkliche Geschichte sind. Eben so wenig rechne ich Löffeln dazu, da er nur eine weitschweifige Chronik gemacht hat, in der man Einen interessanten Vorfall durch hundert langweilige Seiten erkaufen muß. Dergleichen Schriftsteller sind nur Tagelöhner: sie sammeln ängstlich, aber ohne Wahl, eine Menge Materialien zusammen, die dann so lange unnütz bleiben, bis ein Architekt ihnen die Form giebt, die sie haben sollen. Es ist eben so unmöglich, daß solche Kompilationen eine Geschichte ausmachen, als daß aus Buchdrucker-Lettern ein Buch wird, wenn man sie nicht in eine solche Ordnung bringt, daß Wörter, Redensarten und Perioden daraus entstehen.

✱✱

XVIII

Die ungeduldige Jugend, und Leute von Geschmack, die mit ihren Augenblicken geizen, verstehen sich nur sehr schwer dazu, solche ungeheure Bände zu lesen. Wer bei einem kleinen Bändchen freundlich ist, erschrickt vor einem Folianten. Aus diesen Gründen wurden die angeführten Schriftsteller wenig gelesen, und die Geschichte von Brandenburg und Preußen blieb unbekannt.

Unter der Regierung Friedrich's I sah man ein, daß man einen Schriftsteller nöthig hätte, der diese Geschichte in eine schicklichere Form brächte. Nun ward Tessier aus Holland berufen, um dieses Geschäft zu übernehmen; aber er lieferte, anstatt einer Geschichte, eine Lobrede, und scheint nicht gewußt zu haben, daß die Wahrheit der Geschichte eben so wesentlich nothwendig ist, wie die Seele dem menschlichen Körper.

Ich fand mein Feld leer, und suchte es anzubauen, theils, um etwas Nützliches zu thun, theils um dem Publikum eine Geschichte zu geben, an der es ihm noch fehlte. Die Thatfachen habe ich aus den besten Quellen ge-

schöpft, die ich finden konnte. In den entferntesten Zeiten nahm ich meine Zuflucht zu Cäsar und Tacitus; in den darauf folgenden zog ich Löfel's Chronik, ferner den Puffendorf und Hartknoch zu Rathe; doch besonders befolgte ich in meinen Nachrichten die authentischen Urkunden in den königlichen Archiven. Ungewisse Thatsachen habe ich als ungewiß angeführt, die Lücken so gelassen wie ich sie fand, und es mir zum Gesetze gemacht, unparteiisch zu sein, und alle Ereignisse mit einem philosophischen Blicke zu betrachten, weil ich überzeugt bin, daß Wahrhaftigkeit die erste Pflicht eines Geschichtschreibers ist.

Halten einige Personen sich für beleidigt, weil ich ihrer Vorfahren nicht auf eine vortheilhafte Art erwähne; so habe ich ihnen nur einige Worte zu sagen: daß ich keine Lobrede, sondern eine Geschichte schreiben wollte; daß man ihr persönliches Verdienst hochschätzen, und doch die Fehler ihrer Ahnen tadeln kann, da Beides sich recht gut mit einander verträgt. Uebrigens ist es nur zu wahr, daß ein ohne Freimüthigkeit geschriebenes Werk die-

fer Art nicht anders, als mittelmäßig oder schlecht sein kann, und daß man für vergängliche Menschen weniger Ehrfurcht haben muß, als für die unsterbliche Wahrheit.

Vielleicht giebt es auch Personen, welche diesen Auszug allzu kurz finden; aber denen muß ich sagen, daß ich nicht die Absicht hatte, ein langes und weitschweifiges Werk zu schreiben. Mag doch ein Kleinigkeits-Krämer von Professor mir schlechten Dank dafür wissen, daß ich nicht erzählt habe, von welchem Zeuge das Kleid Albrecht's, mit dem Beinamen Achilles, gewesen ist, oder welchen Schnitt Johann Cicero's Halskrause hatte; mag ein Regensburger Pedant mich sehr tadelnswerth finden, daß ich in mein Werk nicht die Prozesse, die Unterhandlungen, die Verträge und die Friedenstraktaten aufgenommen habe, die man ohnedies in dicken Bänden findet. Allen diesen Leuten sage ich, daß ich nicht für sie schrieb. Ich habe nicht Muße genug, einen Folianten zu schreiben; kaum reicht sie zu einem historischen Auszuge hin: und überdies verdient, wie ich fest überzeugt bin, nur das aufgeschrieben zu werden, was

behaltenswerth ist. Aus diesem Grunde bin ich über den dunklen Ursprung und die wenig interessante Regierung der ersten Fürsten flüchtig hingeeilt. Eine Geschichte gleicht einem Flusse, der nicht eher wichtig wird, als wo er anfängt, schiffbar zu werden. Die Geschichte des Hauses Brandenburg interessirt nicht eher, als von Johann Sigismund an, da dieser Fürst Preussen, und, durch eine Vermählung, auch die Klevische Erbfolge an sich brachte. Seit dieser Epoche wird der Stoff reicher, und ich habe mich dem zufolge auch weiter ausbreiten können.

Der dreissigjährige Krieg ist bei weitem interessanter, als Friedrich's I Fehden mit den Nürnbergern, oder als Albrecht Achilles Ritterspiele. Dieser Krieg, der in allen Ländern tiefe Spuren zurückgelassen hat, ist eine von denen großen Begebenheiten, die keinem Deutschen und auch keinem Preußen unbekannt sein dürfen. Man sieht darin auf der Einen Seite das ehrfüchtige Haus Oestreich bewaffnet, um seinen Despotismus im Reiche zu befestigen, und auf der andern die edelmüthigen Deutschen Fürsten für ihre Freiheit kämpfen, wo-

bei die Religion beiden Parteien zum Vorwande diene. Man sieht ferner, wie die Staatsklugheit zweier großen Könige an dem Schicksale des Deutschen Reiches Antheil nimmt, und das Haus Oestreich dahin bringt, daß es durch den Westphälischen Frieden in die Wiederherstellung des Gleichgewichtes willigt, wodurch die Ehrsucht der Kaiser und die Freiheit des Ruhrfürsten-Kollegiums einander die Wage halten. Ereignisse von solcher Wichtigkeit, die noch jetzt Einfluß auf die bedeutendsten Angelegenheiten haben, erforderten eine umständlichere Erzählung, und sind daher so ausführlich beschrieben worden, als es die Beschaffenheit dieses Werkes zuließ.

Ich habe die gegenwärtige Ausgabe so viel durchgesehen, verbessert und vermehrt, als wichtigere Geschäfte es mir nur erlaubten. Da die erste nur nach einer wenig korrekten Abschrift gemacht war, so habe ich der jetztigen mehr Genauigkeit zu geben gesucht, theils in Rücksicht des Stoffes, theils in Rücksicht auf das Publikum, dem jeder Schriftsteller Ehrerbietung schuldig ist.

Vor kurzem ist ein chronologischer Abriss der Geschichte von Frankreich herausgekommen, den man als den Kern der merkwürdigsten Thatfachen in derselben ansehen kann. Der scharfsinnige Verfasser hat die Kunst verstanden, selbst der Chronologie Annehmlichkeiten zu ertheilen; und wer den Inhalt dieses Buches weiß, hat die Geschichte von Frankreich vollkommen inne. Ich schmeichle mir nicht, meinem Versuche gleiche Annehmlichkeiten gegeben zu haben, werde aber meine Mühe für belohnt halten, wenn dieses Werk unsrer Jugend nützlich wird, und denen Lesern Zeit erspart, die keine verlieren können.

Ob ich gleich die Schwierigkeiten voraus sah, die ein Deutscher findet, der in einer fremden Sprache schreibt; so habe ich mich doch zu der Französischen entschlossen, weil sie unter allen in Europa am gebildetsten und am weitesten ausgebreitet, auch durch die guten Schriftsteller aus dem Jahrhunderte Ludwig's XIV gewissermaßen festgesetzt zu sein scheint. Uebrigens befremdet es jetzt eben so wenig, wenn ein Deutscher Französisch schreibt,

als es zu Cicero's Zeit befremdete, wenn ein Römer Griechisch schrieb.

Mehr will ich über meine Arbeit nicht sagen, sonst könnte die Vorrede länger werden, als das Buch selbst. Die Leser müssen nun entscheiden, ob mir mein Werk gelungen ist, oder ob ich Mühe und Zeit dabei verloren habe.

Nachrichten

zum Behuf der Brandenburgischen Geschichte.

Das Haus Brandenburg, oder vielmehr Hohenzollern, ist so alt, daß sein Ursprung sich in dem Dunkel der Vorzeit verliert. Man könnte von der Abstammung desselben Muthmaßungen oder Fabeln anführen; aber Fabeln dürfen unserm scharfsinnigen und aufgeklärten Publikum nicht vorgelegt werden. Es kommt wenig darauf an, ob die Genealogen dies Haus von den Kolonnas abstammen lassen, und, durch ein grobes Versehen, den Scepter in dem Brandenburgischen Wapen mit der Säule verwechseln, welche diese Italiänische Familie in ihrem Schilde führt; eben so wenig, ob man die Grafen von Hohenzollern von Wittelkind, von den Gwelfen, oder von sonst Jemand ableitet. Alle Menschen sind, wie

Fried. II Werke. I. Th.

U

mich dünkt, von einem gleich alten Geschlechte. Genau besehen, sind die Untersuchungen eines Genealogen und der Gelehrten, welche die Etymologie studieren, sehr geringfügig, und eben deshalb nicht werth, daß denkende Köpfe sich mit ihnen beschäftigen. Für diese gehören merkwürdige Thatsachen, und Dinge, welche die Aufmerksamkeit verständiger Leute fesseln können.

Wir wollen also nicht die Zeit damit verderben, daß wir uns über diese eben so nichtigen als uninteressanten Untersuchungen den Kopf zerbrechen.

Der erste Graf von Hohenzollern, den die Geschichte nennt, ist Tassilo, der ungefähr um das Jahr 800 lebte. Seine Nachkommen waren Danko, Rudolph I, Otto, Wolfgang, Friedrich I, Friedrich II, Friedrich III, Burchard, Friedrich IV und Rudolph II, von deren dunkler Geschichte man gar nichts weiß. Konrad, der um das Jahr 1200 lebte, ist der erste Burggraf von Nürnberg, dessen die Geschichte erwähnt. Ihm folgte Friedrich I im Jahre 1216, Konrad II 1260, und Friedrich II 1270. Friedrich III erbte, wie man findet, von seinem Schwager, dem Herzoge von Meran, im Jahre 1298 die Herrschaften Baiereuth und Kadelzburg. Ihm folgte 1298 Johann I, und diesem 1332 Friedrich IV.

Der Letztere leistete den Kaisern Albert, Heinrich VII, und Ludwig von Baiern, als dieser Friedrich von Oestreich bekriegte, be-

trübselige Dienste. Er schlug diesen, bekam ihn in seine Hände, und überlieferte ihn dem Kaiser, der ihm denn aus Erkenntlichkeit alle die Oestreicher schenkte, die er gefangen genommen hatte. Friedrich IV ließ sie wieder los; doch mit der Bedingung, daß sie ihre Besitzungen von ihm zur Lehn nehmen sollten. Daher kommen denn die Vasallen, welche die Fränkischen Markgrafen noch jetzt in Oestreich haben.

Friedrich's IV Nachfolger waren Konrad IV im Jahre 1334, Johann II 1357, Albert VI mit dem Beinamen der Schöne, 1361, und dessen Nefse Friedrich V, den Kaiser Karl IV auf dem Reichstage in Nürnberg 1363 zum Reichsfürsten erklärte und sogar zu seinem Statthalter ernannte.

Friedrich V theilte 1402 sein Burggrafthum unter seine beiden Söhne Johann III und Friedrich VI; aber da der erstre unbeerbt starb, so fiel die ganze Verlassenschaft des Vaters dem letztern zu. Dieser Fürst rückte 1408 mit seinen Truppen in das Gebiet der Stadt Rochweil, welche in die Reichsacht erklärt war, und schleifte mehrere Schlösser. Im Jahr 1411 nahm er die Mark in Besitz, zu deren Statthalter er von dem Kaiser Sigismund gemacht worden war.

Da die letzten Ruhrfürsten von Brandenburg sich nicht in der Mark aufgehalten hatten, so spielte der Adel den Meister darin, und war unabhängig, widerspänstig und aufrührerisch. Der neue Statte

halter machte ein Bündniß mit den Herzogen von Pommern, lieferte den Empörern bei Zossen eine blutige Schlacht, erfocht einen vollkommenen Sieg über sie, und schleifte einige von den Besten, die ihnen zu Schlupfwinkeln dienten; doch die Familie von Quisow konnte er nicht eher ganz bändigen, als bis er ihr vier und zwanzig haltbare Schlösser weggenommen hatte.

Nun sind wir denn bei der schönsten Periode des Stammes Hohenzollern. Doch, da er jetzt in ein neues Land versetzt ward, so wird es gut sein, erst einen Begriff von dem Ursprung und der Regierung Brandenburgs zu geben.

Dies Kurfürstenthum bestand damals aus der Alt-, Mittel-, Neu- und Uckermark, und aus der Priegnitz; doch die Neumark war dem Deutschen Orden verpfändet, und die Uckermark hatten die Pommerschen Herzoge an sich gerissen.

Das Wort Markgrathum bedeutet ursprünglich Gränzregierung. Die Römer setzten zuerst Statthalter in den Ländern an, die sie in Deutschland erobert hatten. Indesß bemerkt man, daß sie nie über die Elbe gekommen sind. Wie es scheint, wurden die Deutschen durch den wilden und kriegerischen Charakter, den ihnen Tacitus zuschreibt, beständig vor den Unternehmungen der Römer gesichert. Die ältesten Einwohner der Mark, die Sweben, wurden von den Wenden, den Slaven, den Sachsen und den Franken daraus vertrieben, und Karl der Große konnte sie 780 nur

mit vieler Mühe unterjochen. Erst im Jahr 927 setzte Kaiser Heinrich der Vogler Markgrafen in diesen Ländern an, sowohl um die zu Empörung geneigten Einwohner, als ihre Nachbarn im Zaum zu halten, deren umherschweifende Tapferkeit in Streifereien und Plünderungen Beschäftigung suchte. Siegfried, Schwager Kaiser Heinrich's des Voglers, ward, nach Einzelst, im Jahre 927 der erste Markgraf von Brandenburg. Zu seiner Zeit stiftete Kaiser Otto I die Bisthümer Brandenburg und Havelberg, das Bisthum Magdeburg aber erst acht und zwanzig Jahre später.

Man zählt von Siegfried bis auf unsre Zeiten neun verschiedene Geschlechter von Brandenburgischen Markgrafen; nemlich das Sächsische, das Walbedische, das Stadische, das Plötsche, das Anhaltische, das Baiेरische, das Luxemburgische, das Meißnische und endlich das Hohenzollerische, welches noch jetzt vorhanden ist.

Unter den Sächsischen Markgrafen verwüstete ein König der Wenden, Namens Mistevius, die Mark gänzlich, und verjagte die Statthalter derselben. Kaiser Heinrich II eroberte das Land von neuem; die Barbaren wurden geschlagen, und Mistevius blieb mit 6000 von seinen Leuten. Die Markgrafen wurden zwar wieder hergestellt, aber dessen ungeachtet besaßen sie Brandenburg nicht ruhiger. Sie mußten mit den Wenden und andern barbarischen Nationen Krieg führen, waren bald Sieger bald besiegt, und hatten nicht eher

eine sichere Macht, als unter Albrecht dem Bären, dem ersten aus dem Anhaltischen oder aus dem fünften markgräflichen Geschlechte. Diesen erhob Kaiser Konrad III zum Markgrafen, und Friedrich der Rothbart ungefähr im Jahr 1134 zur Ruhrfürstenwürde. Pribislas, ein Wendischer Fürst, der keine Kinder hatte, gewann ihn so lieb, daß er ihm 1144 in seinem Testamente die Mittelmark vermachte. Ruhrfürst Albrecht der Bär besaß nunmehr die Alt- und die Mittelmark, Obersachsen, Anhalt und einen Theil der Lausitz. Bei den Fürsten aus dem Hause Anhalt findet sich in den Archiven eine Lücke, und in der Geschichte undurchdringliche Dunkelheit. Man weiß nur, daß es 1320 mit dem Tode Waldemar's II, und des minderjährigen Prinzen Heinrich's erloschen ist. Kaiser Ludwig von Baiern, der damals regierte, sah die Mark als ein an das Reich zurückgefallnes Lehn an, und gab sie seinem Sohne Ludwig, mit dem nun die sechste Linie anfang. Dieser Ruhrfürst mußte drei Kriege führen: einen mit den Herzogen von Pommern, welche die Ufermark an sich gerissen hatten; einen andern mit den Polen, welche die Gegend von Sternberg verheerten; und einen dritten mit einem Betrüger, einem Müllerssohn aus Belitz, der den Namen des letzten Ruhrfürsten aus dem Anhaltischen Hause, Waldemar, annahm, eine Partei an sich zog, und sich einiger Städte bemächtigte, aber zuletzt gänzlich geschlagen ward.

Ihm folgte sein Bruder, Ludwig der Römer;*) und da auch dieser unbeerbt starb, der dritte Bruder Otto, der so klein dachte, daß er nach dem Tode seines Bruders 1373 das Kurfürstenthum für zweihunderttausend Goldgülden Kaiser Karl'n IV aus dem Hause Luxemburg verkaufte. Dieser bezahlte eine so mäßige Summe nicht einmal, gab die Mark seinem Sohne Wenzlaus, und wollte sie zu Böhmen schlagen, dessen König er war.

Als Wenzlaus dies Reich bekommen hatte, erhielt sein Bruder Sigismund das Kurfürstenthum, und Johann, sein jüngerer Bruder, die Neumark zu seinem Antheil. Diese Provinz ward zwar nach seinem Tode wieder mit dem Kurfürstenthum vereinigt; aber da Sigismund 1402 Geld nöthig hatte, so verpfändete er sie dem Deutschen Orden, und eben so, als er König von Ungarn geworden war, die Mark an Jodokus, Markgrafen von Mähren. Dieser überließ sie seinem Schwager Wilhelm, Markgrafen von Meissen, der sie indeß nur ein Jahr lang besaß. Nach Jodokus Tode fiel das Kurfürstenthum an den Kaiser Sigismund zurück.

Die sonderbare, in diesem Jahrhundert so sehr übliche Gewohnheit, Staaten zu kaufen und zu verkaufen, beweist sehr deutlich, wie barbarisch jene Zeiten und in welch einem elenden Zustande die Provinzen waren, die man um einen so geringen

*) Diesen Beinamen bekam er, weil er in Rom geboren war.

Preis abtrat. — Da der Kaiser das Kurfürstenthum nicht selber verwalten konnte, so setzte er einen Statthalter darin an. Seine Wahl fiel auf Friedrich VI, Burggrafen von Nürnberg, Bruder Johann's III aus dem Hause Hohenzollern; und dessen Geschichte wollen wir nun beschreiben.

F r i e d r i c h I.

Der Kaiser gab im Jahre 1415 Friedrich VI von Hohenzollern, Burggrafen von Nürnberg, die Kurfürstwürde nebst dem Erzkämmereramt des Heiligen Römischen Reiches, und überließ ihm Brandenburg eigenthümlich. Die Bezeichnung darüber bekam dieser Fürst, den wir von nun an Friedrich I nennen wollen, auf dem Reichstage zu Rostock 1417 aus den Händen seines Wohlthäters. Er besaß damals die Alt- und die Mittelmark; die Ufermark hatten nemlich die Herzoge von Pommern an sich gerissen. Der Kurfürst bekriegte sie, schlug sie bei Angermünde, und vereinigte eine Provinz, die seit undenklichen Zeiten zu der Mark gehört hatte, wieder mit ihr.

Die Neumark war, wie wir oben erzählt haben, noch dem deutschen Orden verpfändet; aber Friedrich I, dessen Absichten auf Vergrößerung weiter gingen, bemächtigte sich Sachsens, das durch den Tod des letzten Kurfürsten von der Anhalt-

ſchen Linie erledigt war. Der Kaiſer, der dieſe Erwerbung mißbilligte, belehnte den Markgrafen von Meißen damit; und Friedrich I gab ſeine Eroberung freiwillig auf.

Der Ruhrfürſt theilte in ſeinem Teſtamente ſeine Staaten. Dem älteſten Sohn, mit dem Beinamen der Goldmacher, entzog er ſeine Rechte, und ließ ihm nur das Voigtland und ſeinen Schmelztiegel. Der zweite, Friedrich, bekam das Ruhrfürſtenthum; Albrecht, mit dem Beinamen Achill, die Länder in Franken; und Friedrich der Dicke die Altmark, die aber nach ſeinem Tode an das Ruhrfürſtenthum zurückfiel. In dieſen entfernten Zeiten beobachtete man noch die natürliche Billigkeit, welche verlangt, daß ein Vater ſeinen Söhnen gleiche Theile geben ſoll. Aber in der Folge bemerkte man, daß eben das, was die jüngern Söhne glücklich machte, den Grund zu dem Verfall der Häuſer legte. Indefß werden wir in dieſer Geſchichte noch einige Beiſpiele von ähnlichen Theilungen ſehen. Friedrich I ſtarb im Jahre 1440.

Friedrich II,

mit dem Beinamen: Eiſenzahn.

So ward Friedrich II wegen ſeiner Stärke genannt. Man hätte ihn den Großmüthigen

nennen sollen, da er die Böhmishe Krone ausschlug, die der Papst ihm anbot, um sie George Podiebrad zu rauben; und eben so die Polnische, die er, seiner Erklärung zufolge, nicht anders annehmen wollte, als wenn Kasimir, der Bruder des letzten Königs Ladislaus, sich ihrer begäbe. Die Großmuth dieses Ruhrfürsten erwarb ihm allgemeines Zutrauen, und die Stände der Niederlausitz ergaben sich ihm aus Zuneigung. Die Lausitz war ein Lehn von Böhmen. Georg Podiebrad, König dieses Reiches, wollte nicht, daß sie unter die Herrschaft Friedrich's II. kommen sollte, und überzog deshalb jene Provinz und die Mark mit Krieg. Beide Fürsten schlossen 1462 zu Guben einen Vergleich, welchem zufolge die Krone Böhmen dem Ruhrfürsten Rottbus, Peiß, Sommerfeld, Bobersberg, Storkau und Beskowerb- und eigenthümlich abtrat. Friedrich II. wollte zwar nichts unrechtmäßiger Weise erobern, wußte aber gegründete Rechte wohl geltend zu machen. Er löste die Neumark von dem Deutschen Orden wieder ein *), dem sie, wie ich schon gesagt habe, verpfändet gewesen war. Als Otto III., der letzte Herzog von Stettin, 1464 starb, gerieth der Ruhrfürst mit dem Herzoge von Wolgast in einen Krieg, dessen Ursache Folgendes war: Ludwig von Baiern, Ruhrfürst von Brandenburg, hatte im Jahr 1338 einen Vertrag mit den Herzogen von Pommern gemacht, daß ihr Land, wenn ihr Stamm

*) Im Jahr 1445, für 100,000 Goldgülden.

ausstürbe, an das Ruhrfürstenthum fallen sollte; und dieser Vertrag war von dem Kaiser bestätigt worden. Die Streitigkeit ward 1464 noch durch einen Vergleich beigelegt, welchem zufolge der Herzog von Wolgast wirklich im Besiz von Stettin blieb, doch so, daß er bei dem Ruhrfürsten zur Lehn ging, und Pommern diesem vorläufig huldigen mußte. Im Jahre 1469 vereinigte Friedrich II die Grafschaft Wernigerode, als ein offnes Lehn, wieder mit der Mark, und nahm den Titel Herzog von Pommern, Wenden und Rassen an, da er auf diese Länder Ansprüche hatte.

Eben der Geist der Uneigennützigkeit, aus dem er zwei Kronen ausschlug, machte, daß er 1469, da er keine Kinder hatte, die Ruhrwürde zu Gunsten seines Bruders Albrecht, mit dem Beinamen Achill, niederlegte. Auch jetzt blieb er so uneigennützig und genügsam, wie er sein ganzes Leben hindurch gewesen war, und behielt sich weiter nichts vor, als ein mäßiges Jahrgehalt von 6,000 Goldgülden. Mit diesem lebte er als Philosoph bis zum Jahre 1471, wo er endlich seinen Krankheiten erlag und starb.

Albrecht,
mit dem Beinamen Achill.

Albrecht, den man wegen seiner Stärke und Klugheit Achill und Ulysses nannte, war sieben

und funfzig Jahr alt, als sein Bruder ihm die Regierung abtrat. Seine schönste Thaten hatte er noch als Burggraf von Nürnberg gethan. Als Markgraf von Baireuth und Anspach, bekriegte er den Herzog von Baiern Ludwig den Bärtigen, und machte ihn selbst zum Gefangnen. Er gewann acht Schlachten gegen die Bürger von Nürnberg, die sich empört hatten und ihm die Rechte seiner Burggrafenwürde streitig machten. Einem Standartenjunker dieser Stadt entriß er die Standarte mit Lebensgefahr, und focht allein gegen sechs- zehn Mann, bis er von seinen Leuten Unterstützung erhielt. Der Stadt Greifenberg bemächtigte er sich, wie Alexander der Hauptstadt der Drydraken; er sprang nehmlich ganz allein von der Mauer herunter in die Stadt, und focht darin so lange, bis seine Truppen die Thore gesprengt hatten und ihm zu Hülfe kamen. Albrecht regierte durch das Zutrauen, das Kaiser Friedrich III in ihn setzte, fast das ganze Reich. Er führte die Kaiserlichen Armeen gegen Ludwig den Reichen, Herzog von Baiern, und gegen Karl'n den Kühnen, Herzog von Burgund, der Ruys im Kurfürstenthum Kölln belagert hatte, und brachte den Letztern auf friedliche Gesinnungen. Diese Unterhandlung erwarb ihm den Beinamen Ulysses; und Achill verdiente er immer zu heißen, sowohl an der Spitze der Truppen in Schlachten, als in den Bildern des Krieges, jenen Spielen, die damals so sehr üblich waren. Er gewann nehmlich

in sieben Turnieren den Preis, und ward nie aus dem Sattel gehoben.

Diese Kämpfe scheinen ursprünglich aus Frankreich herzuführen. Vielleicht wurden sie von den Mauren, die ganz Spanien überschwemmten, zugleich mit ihrer romantischen Galanterie darin eingeführt. Man findet in der Französischen Geschichte, daß ein gewisser Gottfried von Preuilly, der um das Jahr 1060 lebte, diese Turniere wieder erneuerte; denn schon Karl der Kahle hatte um 844 in Straßburg dergleichen gehalten, als sein Bruder Ludwig aus Deutschland ihn daselbst besuchte. Diese Sitte kam im Jahr 1114 auch nach England, und König Richard führte sie 1194 in seinem Reiche ein. Johannes Kantakuzenus sagt: man habe bei Annens von Savoyen Vermählung mit dem Griechischen Kaiser Andronikus Paläologus im Jahre 1226 dergleichen Kämpfe, die sich aus Gallien herschrieben, gehalten. Es kamen, wenn man dabei zu heftig war, oft Ritter darin um. Heinrich Ringston erzählt: bei Gelegenheit einer Zusammenkunft zwischen den Höfen König Eduard's von England und des Herzogs von Burgund habe man 1274 in Chalons Turniere gehalten, worin viele Ritter von beiden Nationen auf dem Platze geblieben wären. Nach Deutschland kamen die Turniere im Jahr 1136. Die Ritter schickten sich von Einem Ende Europens bis zum andern Ausforderungsbrieife zu; und dies war sonst

Niemand erlaubt, als wer zum Ritter geschlagen war. In ihren Schreiben hieß es ungefähr: der und der Fürst sei eines weichlichen Müßigganges müde, und verlange Kampf, um seine Tapferkeit zu üben und seine Geschicklichkeit zu zeigen. Man bestimmte darin die Zeit, die Anzahl der Ritter, die Art der Waffen, ferner den Ort, wo das Turnier gehalten werden sollte, und legte den Besiegten auf, ihren Ueberwindern ein goldnes Armband, und den Schildknappen derselben ein silbernes zu geben. Die Päbste erhoben ihre Stimme gegen diese gefährlichen Lustbarkeiten. Innozenz II. blühte im Jahr 1140, und später Eugen III. auf dem Lateranischen Concilium mit dem Bannstrahl; sie excommunicirten jeden, der bei diesen Kämpfen zugegen sein würde. Aber so unterwürfig man auch damals gegen die Päbste war, so konnten diese doch nichts gegen den leidigen Gebrauch ausrichten, der durch falsche Ehrbegierde und falsche Galanterie in Umlauf kam, den die damaligen rohen Sitten zum Schauspiel, zum Zeitvertreib und zur Beschäftigung machten, und der den barbarischen Jahrhunderten, in denen er entstand, völlig angemessen war. Nach diesen Excommunicationen erwähnt nehmlich die Geschichte noch des Turniers, das Karl VI., König von Frankreich, 1385 zu Cambray, ferner dessen, das Franz I. 1520 zwischen Ardres und Guines, und noch eines andern, das man 1559 in Paris hielt, und bei welchem König Heinrich II. durch einen Splitter

von der Lanze des Grafen von Montgomery eine Wunde am Auge bekam, an der er elf Tage hernach starb.

Man sieht hieraus, daß es dem Kurfürsten Albrecht Achill damals zum größten Verdienst gereichte, in siebenzehn Turnieren den Preis davon getragen zu haben, und daß man körperliche Geschicklichkeit in diesen rohen Jahrhunderten eben so hoch schätzte, als zu Homer's Zeiten. Unser aufgeklärteres Säkulum zieht kriegerischen Verdiensten bei weitem Talente des Geistes und jene Tugenden vor, die den Menschen fast über seinen Zustand erheben, ihn seine Leidenschaften unter den Fuß treten lehren, und ihn wohlthätig, edelmüthig und hilfsreich machen.

Albrecht Achill vereinigte also dadurch, daß sein Bruder im Jahr 1470 ihm seine Länder abtrat, seine Besitzungen in Franken wieder mit dem Kurfürstenthum. Als er die Regierung übernommen hatte, machte er 1473 mit den Häusern Sachsen und Hessen eine Erbverbrüderung durch welche die Succession in ihren Staaten auf den Fall festgesetzt ward, daß einer von den Stämmen ausgehen sollte. In eben dem Jahre ordnete er die Nachfolge in seinen eignen Ländern an: seinem ältesten Sohne bestimmte er das Kurfürstenthum; dem zweiten Baireuth, und dem jüngsten Anspach. Im Jahr 1476 legte er endlich zu Gunsten Johann Cicero's die Regierung nieder. Seine Tochter Barbara, die mit Hein-

rich Herzog von Glogau und Krossen vermählt ward, brachte das letztere Herzogthum an das Haus Brandenburg. In ihren Ehepacten war nehmlich festgesetzt: wenn Herzog Heinrich unbeerbt stürbe, so sollte der Kurfürst eine Hypothek von 50,000 Dukaten auf das Herzogthum Krossen haben. Als dieser Fall da war, setzte sich Johann Cicero in Besitz der Stadt Krossen, und behauptete sich darin. Albrecht Achill's dritter Sohn, Friedrich der Alte, Markgraf von Anspach, war der Vater Georg's des Frommen, der von dem Könige von Böhmen das Herzogthum Jägerndorf bekam. Es wird nicht undienlich sein, wenn wir bei dieser Gelegenheit bemerken, daß Georg, Markgraf von Anspach und Herzog von Jägerndorf, mit den Herzogen von Oppeln und Ratibor einen Vertrag machte, welchem zufolge diejenigen von ihnen, die ohne Kinder stürben, von den Ueberlebenden beerbt werden sollten. Beide Herzoge hinterliessen keine Nachkommen, und Georg erbt also ihre Länder. Aber Ferdinand, Bruder Kaiser Karl's V, und Erbe des Königreichs Böhmen, nahm ihm sowohl Oppeln als Ratibor wieder weg, und versprach ihm zur Entschädigung eine Summe von 130,000 Goldgülden, die aber niemals bezahlt worden ist.

Johann

Johann Cicero.

Den Beinamen Cicero gab man ihm wegen seiner natürlichen Beredsamkeit. Er versöhnte drei Könige, die einander Schlessien streitig machten; nemlich: Ladislaus von Böhmen, Kasimir von Polen, und Matthias von Ungarn. Johann Cicero und der Ruhrfürst von Sachsen rückten an der Spitze von 6000 Reitern in Schlessien ein, und erklärten: sie würden den König als Feind ansehen, der sich weigerte, den Friedensvorschlägen, die sie thun wollten, Gehör zu geben. Wie die Jahrbücher sagen, vermittelte Johann Cicero's Beredsamkeit zwischen diesen Fürsten einen Vergleich, welchem zufolge Schlessien und die Lausitz unter die Könige von Böhmen und Ungarn getheilt wurden. Ich wünschte, man hätte andre Beispiele von seiner Beredsamkeit aufbewahrt; denn in diesem scheinen die 6000 Reiter der stärkste Ueberredungsgrund gewesen zu sein. Ein Fürst, der Streitigkeiten durch die Gewalt der Waffen entscheiden kann, ist immer ein großer Redner: ein Herkules, der durch die Keule überzeugt.

Johann Cicero mußte Krieg gegen den Herzog von Sagan führen, der Ansprüche auf das Herzogthum Krossen machte. Der Ruhrfürst schlug ihn nahe bei dieser Stadt, und nahm ihn sogar gefangen. Die Sitten der damaligen Zeit kann man unter andern nach diesem Herzog von Sagan beur-

theilen; er war nemlich grausam genug, einen Bruder, mit dem er sich entzweiet hatte, verhungern zu lassen. Johann Cicero starb im Jahr 1499. Er hinterließ zwei Söhne, von denen der eine, Joachim, ihm in der Kuhr folgte, und der andre, Albrecht, Kuhrfürst von Mainz, Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt ward.

Joachim I.

mit dem Beinamen: Nestor.

Man nannte ihn Nestor, so wie Ludwig XIII, den Gerechten; das heißt: ohne daß der Grund davon sich einsehen läßt. Er war erst sechszehn Jahre alt, als er die Kuhr bekam. Da die Grafschaft Ruppin durch den Tod Wichmann's, Grafen von Lindau, erledigt ward, so vereinigte er dies Lehn wieder mit der Mark. Er starb im Jahr 1532, und hinterließ zwei Söhne: Joachim, der ihm in der Regierung folgte, und den Markgrafen Johann, dem er die Neumark, Krossen, Sternberg und Korbuss vermachte.

Joachim II.

Wie es scheint, kam man zu seiner Zeit von dem Mißbrauch, den Fürsten Beinamen zu geben,

zurück; der, den sein Vater bekommen hatte, war unglücklicherweise mehr ein Spott- als ein Ehrenname geworden. Ohne Zweifel wendete sich die Schmeichelei der Hofleute, da sie alle Vergleichen aus dem Alterthume erschöpfte hatte, auf eine andre Seite; und höchst wahrscheinlich verlor die Eigenliebe der Fürsten dabei nichts.

Jochim II erbte von seinem Vater, wie wir schon gesagt haben, das Kurfürstenthum. Im Jahr 1539 nahm er Luthers Lehre an. Was ihn dazu veranlaßte, weiß man nicht; wohl aber ganz zuverlässig, daß seine Hofleute und der Bischof von Brandenburg seinem Beispiele folgten.

Eine neue Religion, die auf einmal in der Welt zum Vorschein kommt, Europa in Zwist setzt, verschiedene Länder in andre Hände bringt, und neue politische Verbindungen veranlaßt, verdient wohl, daß wir einige Aufmerksamkeit auf ihre Fortschritte wenden, besonders aber, daß wir untersuchen, wodurch sie die plötzlichen Befehrungen der größten Staaten bewirkte.

Im Jahre 1400 fing Johann Hus in Böhmen an, seine neue Lehre, oder eigentlich die Meinungen der Waldenser und Wiclefs zu predigen, denen er anhing. Er ward auf dem kostnigen Concilium verbrannt*). Sein vermeintlicher Märtyrertod vermehrte den Eifer seiner Anhänger noch. Die Böhmen waren zu roh, als daß sie sich auf die sophistischen Streitigkeiten der

B 2

*) Im Jahr 1415, unter dem Papste Johann XXIII.

Theologen hätten einlassen können, und schlugen sich nur aus dem Geist der Unabhängigkeit und der Empörung, der ihre Nation charakterisirt, zu der erst entstandenen Sekte. Die Neubekehrten warfen das Joch des Papstes ab, und bedienten sich ihrer Gewissensfreiheit zum Vorwande, um das Verbrechen der Empörung damit zu bedecken. So lange sie einen gewissen Ziska zum Anführer hatten, war ihre Parthei furchtbar; denn er erfocht einige Siege über die Truppen der Könige von Böhmen Wenzeslaus und Sigismund. Aber nach seinem Tode wurden die Hussiten zum Theil aus diesem Königreiche verjagt; und man findet nicht, daß Johann Hussens Lehre sich ausserhalb desselben verbreitet hätte.

Die Unwissenheit war im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert auf den höchsten Grad gestiegen, und die Geistlichkeit so ohne alle Kenntniß, daß sie nicht einmal Schulwisß hatte. Das sittenlose und ausschweifende Leben der Mönche machte, daß ganz Europa mit Einer Stimme die Abschaffung so vieler Mißbräuche verlangte. Die Päpste wandten ihre Macht auf eine so schlechte Art an, daß es nicht mehr zu ertragen war. Leo X trieb in der Christenheit einen Ablasshandel, um die Summen zusammen zu bringen, die er zu dem Bau der St. Peterskirche in Rom nöthig hatte. Man behauptet, er habe seiner Schwester Cibo die Gelder versprochen, die in Sachsen durch den Ablasshandel einkommen würden. Diese zufälligen Ein-

künfte wurden verpachtet. Da die sonderbaren Pächter derselben sich bereichern wollten, so wählten sie Mönche und Almosenfammer, die dazu geschickt waren, die größten Summen zusammen zu bringen, von denen dann die Indulgenzfaktore einen Theil durch die anstößigsten Ausschweifungen verschwendeten. Ein Inquisitor, Namens Tezel, und verschiedene Dominikaner verursachten dadurch, daß sie ihre Aufträge so schlecht vollzogen, die Reformation. Der Generalvikar der Augustiner, Traupis, dessen Orden im Besiz dieses Handels gewesen war, befahl einem seiner Mönche, Namens Luther, gegen den Ablass zu predigen. Dieser hatte schon im Jahr 1516 die Scholastiker bestritten, und erhob nun gegen jene Mißbräuche seine Stimme noch lauter. Er brachte einige andre zweifelhafte Sätze auf die Bahn, behauptete sie hernach, und bestätigte sie mit neuen Verweisen. Im Jahr 1520 ward er endlich von dem Papst in den Bann gethan. Er hatte das Vergnügen, seine Meinungen frei zu sagen, genossen, überließ sich ihm nun ohne Maß und Ziel, entsagte dem Mönchsstande, ehelichte 1525 Katharinen von Boren, und munterte durch sein Beispiel die Priester und die Mönche auf, wieder in die Rechte der Natur und der Vernunft zu treten. Doch er gab dem Vaterlande nicht nur Bürger, sondern auch sein Erbtheil zurück; er brachte nehmlich viele Fürsten, für welche die Kirchengüter eine süße Lockspeise waren, zu seiner Parthei. Der Kurfürst von Sachsen

schlug sich zuerst zu der neuen Sekte. Dann nahmen die Pfalz, Hessen, Hannover, Brandenburg, Schwaben, ein Theil von Oestreich, Böhmen und Ungarn, ganz Schlesien und der Norden die neue Religion an, deren Lehren übrigens zu bekannt sind, als daß es nöthig wäre, ihrer zu erwähnen.

Wenige Zeit nachher, im Jahre 1533, trat Kalvin in Frankreich auf. Ein Lutherischer Deutscher, Namens Boldemar, machte in Bourges Bekanntschaft mit ihm, und brachte ihm seine Meinungen bei. Obgleich Margaretha von Navarra die neue Lehre in Schutz nahm, so mußte doch Kalvin Frankreich zu wiederholtenmalen verlassen. In Poitiers machte dieser Befehrer die meisten Proselyten. Er glaubte den Charakter seiner Nation zu kennen, war der Meinung, Liederchen würden sie besser überzeugen, als Gründe, und verfertigte daher, wie man sagt, ein Vaudeville mit dem Refrain: *ô moines! ô moines! il faut vous marier*, (o Mönche, Mönche, nehmt euch Weiber, *) das einen erstaunlichen Erfolg hatte. Er begab sich dann nach Basel, und ließ daselbst einen Inbegriff seiner Lehren drucken. Nachher bekehrte er die Herzogin von Ferrara, Tochter Ludwig's XII. Im Jahr 1536 zog er die Stadt Genf ganz auf seine Seite, und machte, daß man seinen Feind, Michael Servet, verbrannte. Er ward aus einem Verfolgten ein Verfolger. Die reformirte Religion,

*) M. f. Moreri's Dictionnaire, in dem Artikel Calvin.

die man in Frankreich bald zu unterdrücken suchte, bald wieder duldete, diente oft zum Vorwande blutiger Kriege, die das Reich mehr als Einmal beinahe zu Grunde gerichtet hätten.

Heinrich VIII, König von England, der wegen seiner Schriften gegen Luther von dem Papste Leo X den Titel Beschützer des Glaubens bekommen hatte, verliebte sich in Anna von Bolen. Da er den Papst nicht überreden konnte, seine Ehe mit Katharinen von Arragonien zu trennen: so schied er sich eigenmächtig von ihr. Klemens VII, Leo's X Nachfolger, excommunicirte ihn unüberlegterweise. Nun warf Heinrich im Jahre 1533 das päpstliche Joch ab, machte sich zum Papst in London, und bahnte der neuen Religion, die nach ihm in England eingeführt ward, selber den Weg.

Geht man also bis zu den Grundursachen von den Fortschritten der Reformation zurück, so findet man, daß es in Deutschland der Eigennuß, in England die Liebe, und in Frankreich die Neuheit, oder vielleicht ein Liebdchen war. Man muß nicht glauben, Johann Huf, Luther und Kalvin wären große Genies gewesen. Es verhält sich mit Sektenstiftern eben so, wie mit Gesandten: oft gelingt mittelmäßigen Köpfen etwas am besten, wenn nur die Bedingungen, die sie anbieten, vortheilhaft sind. Gerade in den Jahrhunderten der Unwissenheit herrschten auch Schwärmer und Reformatoren. Endlich ward der mensch-

liche Geist, wie es scheint, der Zänkereien und Kontroversen überdrüssig. Man ließ die Theologen und die Metaphysiker auf den Schulbänken argumentiren; und seitdem in den protestantischen Ländern die Geistlichen nichts mehr verlieren können, haben die Stifter neuer Sekten auch nichts mehr zu gewinnen.

Kurfürst Joachim II erwarb sich dadurch, daß er unter beiden Gestalten communicirte, die Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Lebus, die er dann zu der Mark zog.

Er trat dem Bunde nicht bei, den die Protestantischen Fürsten im Jahr 1535 zu Schmalkalden schlossen, und erhielt die Ruhe in seinem Kurfürstenthum, indeß Sachsen und die benachbarten Länder durch Krieg verwüstet wurden.

Dieser Religionskrieg fing 1546 an, und endigte sich durch den Passauer und Augsburger Frieden. An die Spitze der Katholiken trat Kaiser Karl V; und die Anführer der Protestanten waren der vortrefliche und unglückliche Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen, und Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen. Der Kaiser schlug sie bei Mühlberg in Sachsen. Er und der Cardinal Gravella bedienten sich einer unwürdigen List, um den letzteren zu hintergehen. Karl V glaubte nehmlich, er sei durch ein zweideutiges Wort in dem Geleitsbrieфе des Landgrafen berechtigt, ihn in ein Gefängniß zu werfen, worin er denn einen großen Theil

seines Lebens zubrachte. Kurfürst Joachim, der für den Geleitsbrief Gewähr geleistet hatte, ward über diese Wortbrüchigkeit äußerst aufgebracht, und zog im Zorn das Schwert gegen den Herzog von Alba; doch brachte man Beide noch aus einander. Johann Friedrich von Sachsen ward abgesetzt, und der Kaiser gab dies Kurfürstenthum dem Herzoge Moriz von der Albertinischen Linie. Indes nahm Joachim das Interim nicht an, das der Kaiser hatte bekannt machen lassen.

Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg bekamen von dem Kaiser den Auftrag, Magdeburg zu belagern. Diese Stadt ergab sich, nach einer Vertheidigung von vierzehn Monaten; doch waren die Kapitulationspunkte so gelinde, daß der Kaiser sich kaum entschließen konnte, sie zu genehmigen.

Nach dem Tode des Erzbischofs von Magdeburg wählten die Domherren an seiner Stelle Friedrich, Bischof von Havelberg, zweiten Sohn des Kurfürsten Joachim. Als auch dieser starb, brachte der Kurfürst es durch sein großes Ansehen dahin, daß sein dritter Sohn, Sigismund, ein Protestant, dessen Nachfolger ward.

Im Jahre 1555 ließ Joachim die Festung Spandau bauen, und zwar von einem Ingenieur, Namens Chiramella. Man mußte zu dieser Zeit an allen Orten von Künstlern außerordentlichen Mangel leiden, da man auch bei den geringsten

Arbeiten seine Zuflucht zu Fremden nahm. Wie konnte man aber Bestungen vertheidigen, wenn man sie nicht anzulegen wußte? — Zu eben der Zeit ließ Markgraf Hans, des Kurfürsten Bruder, an den Werken von Küstrin und Peiß arbeiten. Vielleicht war es damals Mode, Bestungen zu bauen. Kaiser Karl V hatte mit Gent, Antwerpen und Mailand das Beispiel dazu gegeben. Hätte man deutliche Begriffe von dem Gebrauche der Bestungen gehabt, so würde es auch nicht an Ingenieurs gefehlt haben.

Joachim II erhielt im Jahr 1569 von seinem Schwager, Sigismund August, König von Polen, das Recht, dem Herzoge von Preussen, Albrecht Friedrich von Brandenburg, falls dieser unbeerbt stürbe, in der Regierung zu folgen. Dagegen verpflichtete er sich, dem Königreiche Polen, so oft es angegriffen würde, mit einer gewissen Anzahl von Truppen beizustehen. Die Regierung dieses Fürsten war sanft und friedlich. Man beschuldigte ihn übrigens, er treibe die Freigebigkeit bis zur Verschwendung. Er starb im Jahr 1571.

Johann George.

Johann George erbte von seinem Vater Joachim II das Kurfürstenthum, und von seinem Oheim, dem Markgrafen Hans, die Neu-

mark. Seine Regierung war friedlich, und wird hier nur dazu erwähnt, daß keine Lücke in der Chronologie entsteht. Indeß muß man bemerken, daß eine von seinen Gemahlinnen eine Prinzessin von Liegnitz, mit Namen Sophie, war. Zu seiner Zeit erlosch die Linie der Markgrafen von Baireuth und Anspach. Die Erbschaft derselben theilte er unter seine beiden jüngeren Söhne, von denen der ältere, Christian, die neue Baireuthsche, und Ernst die neue Anspachische Linie stiftete. Er starb im Jahr 1598.

Joachim Friedrich.

Joachim Friedrich kam in einem Alter von zwei und funfzig Jahren zur Regierung. Bei seines Vaters Lebzeiten hatte er die Bisthümer Magdeburg, Havelberg und Lebus besessen; aber als er Johann Georg's Nachfolger ward, trat er das Erzbisthum Magdeburg einem seiner Söhne, Namens Christian Wilhelm, ab. Er administrierte Preussen, als Herzog Albrecht Friedrich blödsinnig geworden war. Das Herzogthum Jägerndorf, das ihm durch Erbschaft zufiel, überließ er einem seiner Söhne, Namens Johann George, um ihn dafür zu entschädigen, daß er dem Bisthum Stasburg hatte entsagen müssen. In jenen Zeiten wurden die Besigungen oft von

neuem vereinigt, aber eben so oft wieder getrennt. Die damaligen Fürsten machten durch ihre schlechte Staatsklugheit alle Bemühungen des Glücks, ihre Häuser zu vergrößern, gänzlich unnütz und fruchtlos.

Joachim Friedrich ordnete zuerst einen Staatsrath an. Es läßt sich leicht beurtheilen, wie in diesem rohen Lande die Regierung, die Justiz und die Finanzen verwaltet worden sein müssen, da nicht einmal Personen zur Aufsicht darüber ange-
setzt waren.

Der Kurfürst bemerkte ohne Zweifel, wie nothwendig es sei, für die Erziehung der Jugend zu sorgen; denn in dieser Absicht stiftete er das Joachimschalsche Gymnasium, worin, der Verfassung zufolge, hundert und zwanzig junge Leute erzogen, gespeist, und in den Schulwissenschaften unterrichtet werden, und das der Große Kurfürst in der Folge nach Berlin verlegte. Die Aufwandsgesetze, welche er gab, wurden durch die Armuth des Landes und den geringen Geldumlauf darin veranlaßt. Er starb 1608, in einem Alter von drei und sechzig Jahren.

Johann Sigismund.

Johann Sigismund hatte sich 1594 in Königsberg mit Annen, der ältesten Tochter Albrechts, Herzogs von Preussen, vermählt. Diese

war Erbinn des genannten Herzogthums und auch des Klevischen Nachlasses, der in den Ländern Jülich, Berg, Kleve, Mark, Ravensberg und Ravensstein bestand. Dieser Bissen war zu verführerisch, als daß er nicht bei allen, die daran Theil zu nehmen hoffen konnten, Begierde hätte erregen sollen.

Ehe wir von den Rechten der Kurfürsten von Brandenburg und der Herzoge von Neuburg reden, wollen wir, um keine Verwirrung zu erregen, die Ansprüche des Hauses Sachsen aus einander setzen.

Kaiser Maximilian hatte den beiden Sächsischen Linien, nemlich der Ernestinischen und Albertinischen, die Anwartschaft auf die Befitzungen der Herzoge von Kleve gegeben, aber nur in dem Fall, daß alle männliche und weibliche Erben derselben ausstürben; denn der Lehnbrief, den Wilhelm, Herzog von Jülich, von dem Kaiser erhielt, beweist, daß jene Länder ein Weiberlehn sind. Nun vermählte sich Johann Friedrich, der letzte Kurfürst von Sachsen aus der Ernestinischen Linie, mit Sibyllen, der Tochter Johann's III, Herzogs von Jülich.

Herzog Wilhelm von Kleve, Sohn Johann's von Jülich, nahm die Tochter Ferdinands, Nichte Kaiser Karl's V, zur Gemahlinn. Diese Vermählung, und außerdem Mißvergnügen über Johann Friedrich's von Sachsen Beitritt zum Schmalkaldischen Bunde, brach

ten den Kaiser dahin, daß er dem Herzoge Johann Wilhelm das Recht, bei dem Abgange männlicher Erben, zu Gunsten seiner Töchter über die Erbfolge Verfügungen zu treffen, bestätigte. Der Sohn dieses Herzogs, der ebenfalls Johann Wilhelm hieß, starb 1609, ohne Kinder zu hinterlassen, und so fiel sein Nachlaß an seine Schwestern.

Die älteste, Marie Eleonore, hatte sich mit dem Herzoge von Preussen, Albrecht Friedrich, vermählt; die zweite, Anna, mit dem Prinzen von Pfalz-Neuburg; die dritte, Magdalena, mit dem Pfalzgrafen von Zweibrücken; und die vierte, Sibylle, mit einem Oestreichischen Prinzen, Markgrafen von Burgau.

Diese vier Prinzessinnen und ihre Kinder machten nun Ansprüche auf den Nachlaß.

Das Haus Sachsen berief sich auf seine Anwartschaft, und außerdem noch auf die Vermählung des Kurfürsten Johann Friedrich mit der Prinzessin Sibylle, Waterschwester des Verstorbenen.

Marie Eleonore, Gemahlinn Albrechts von Preussen, gründete ihre Rechte auf ihre Ehepacten vom Jahr 1572, worin es ausdrücklich hieß: wenn ihr Bruder unbeerbt stirbe, so sollten sie und ihre Nachkommenschaft, den Hausverträgen von 1418 und 1496 gemäß, welchen zufolge die ältesten Töchter das Recht der Nachfolge haben, die sechs Herzogthümer erben. Der Herzog von

Preussen erbot sich, den Schwestern seiner Gemahlinn zweihunderttausend Goldgulden zu bezahlen, um sie mit dieser Summe wegen aller ihrer Ansprüche zu befriedigen. Hätte Marie Eleonore bei dem Absterben ihres Bruders noch gelebt, so wäre höchst wahrscheinlich gar kein Streit entstanden. Indeß, da sie todt war, so trat ihre Tochter Anna, Gemahlinn des Kurfürsten Johann Sigismund, in ihre Rechte. Die Erbschaft sollte also ihr zufallen, da sie Marien Eleonoren vorstellte; aber dies war nun der streitige Punkt.

Anna, Herzoginn von Neuburg, gründete ihre Ansprüche darauf, daß sie, nach dem Tode ihrer Schwester Maria Eleonora, nun in alle Rechte derselben träte, folglich die älteste unter den noch übrigen Schwestern würde, und mit dem Verstorbenen näher verwandt wäre, als Anna von Brandenburg, seine Nichte. Diesen Gründen standen nur die Hausverträge und Marie Eleonore's Ehepакten entgegen.

Die beiden jüngsten Schwestern des Herzogs Johann Wilhelm verlangten nicht die ganze Erbschaft, und schlugen nur eine Theilung vor.

Doch die Ansprüche aller drei jüngeren Schwestern wurden dadurch null und nichtig, daß sie in ihren Ehepакten versprochen hatten, allen ihren Rechten, so lange noch Kinder von ihrer ältesten Schwester vorhanden wären, zu entsagen.

Kurfürst Johann Sigismund und Herzog Wolfgang Wilhelm von Neuburg ka-

men überein, daß sie sich, doch jeder mit Vorbehalt seiner Rechte, in Besiz der streitigen Erbschaft setzen wollten. Kaiser Rudolph, der sich derselben unter dem Vorwande, sie zu sequestriren, zu bemächtigen suchte, beförderte diesen Vertrag. Der Erzherzog Leopold machte in der That schon Anstalt, sie an sich zu reißen; aber die Protestantischen Fürsten setzten sich dagegen, und schlossen das berühmte Bündniß, das man die Union nannte, und dem Johann Sigismund mit zuerst beitrug. Um demselben das Gegengewicht zu halten, schlossen die Katholischen Fürsten zu Würzburg einen ähnlichen Vertrag, der die Ligue genannt ward. Den Ruhrfürsten begünstigten die Holländer, die sich vor dem Kaiserlichen Sequester fürchteten, und Heinrich IV, König von Frankreich; aber als dieser Anstalten machte, ihm Hülfe zu leisten, ward er von Ravallak ermordet *).

Johann Sigismund versuchte einen gültigen Vergleich mit dem Herzoge von Neuburg; aber bei einer Zusammenkunft zwischen ihnen. Beiden gab er in der Hitze des Wortwechsels diesem Fürsten eine Ohrfeige, wodurch denn von neuem Alles in Verwirrung kam. Man kann aus dieser sonderbaren Handlung die Höflichkeit und die Sitten der damaligen Zeit beurtheilen. Im Jahr 1611 versuchte man in Jüterbock einen neuen Vergleich über eben diese Erbfolge mit dem Ruhrfürsten von Sachsen, ohne daß sich jene Fürsten dabei

*) Man sehe Sully's Memoiren.

dabei einfanden, da Zusammenkünfte gefährlich geworden waren; doch der Herzog von Neuburg protestirte gegen diesen Vergleich, der auch niemals zur Vollziehung gekommen ist.

Herzog Albrecht Friedrich von Preussen, Gemahl Marien Eleonoren's, und Schwiegervater Johann Sigismund's, hatte das Unglück gehabt, blödsinnig zu werden. Als er sich in diesem traurigen Zustande befand, administrierte Joachim Friedrich sein Herzogthum, und Johann Sigismund nahm in der Folge eben dies Geschäft auf sich. Er bekam von Sigismund III, König von Polen, für sich und seine Nachkommen, die Beilehnung über Preussen, welche also das Kuhrhaus nun zum drittenmal erhielt.

Da Johann Sigismund Preussen an das Haus Brandenburg brachte, so wird es nicht undientlich sein, hier in wenigen Worten einen Begriff von dem ursprünglichen Zustande dieses Landes, von der Regierung desselben, und von der Art zu geben, wie es an den Herzog Albrecht, den Schwiegervater des Kuhrfürsten, kam.

Der Name *Borussia*, aus dem man Preussen gemacht hat, ist aus *Bo*, bei, und *Russia*, die Russe, zusammengesetzt, welche ein Arm des Niemens, oder, wie wir diesen Fluß nennen, der Memel ist. Preussen ward anfangs von den Slaven, den Sarmaten, den Russen und den Wenden bewohnt. Diese Nationen waren in den größten Aberglauben versunken; sie beteten Götter der

Griech. II Werke. I. Th.

C

Wälder, der Seen und Flüsse, ja sogar Schlangen und Elendschiere an. Von prächtigen Tempeln wußte ihre rohe und wilde Frömmigkeit nichts. Ihre Hauptgötzen, Potrimpos, Perkunos und Wikoslos wurden zu Romouve und Heiligenbeil, wo sie unter Eichen aufgestellt waren, verehrt, und man opferte ihnen sogar die gefangenen Feinde. Um das Jahr 1000 predigte zuerst der heilige Adelbert diesen Völkern das Christenthum, und erhielt die Märtyrerkrone. Dem Krispus zufolge, zogen drei Könige von Polen, die alle drei Boleslaus hießen, zu Zelde, um die Preußen zu bekehren; aber diese kriegerische Nation verheerte Masovien und Kujavien. Konrad, Herzog von Kujavien, rief den Deutschen Orden zu Hülfe, dessen Großmeister damals Hermann von Salza war. Dieser drang 1239 in Preußen ein, und stiftete, mit Hülfe der Liefländischen Ritter (einer Art von Tempelherrn,) die vier Bisthümer Kulm, Pomesanien, Ermeland und Samland. Der Orden bekriegte die Preußen drei und fünfzig Jahre lang, und nachher auch bald die Polen, bald die Herzoge von Pommern, denen er Danzig und Pomerellen wegnahm. Um diese Zeit fingen die Familien der Ritter an, sich in Preußen niederzulassen; und von ihnen stammt größtentheils der vornehme Adel ab, der sich jetzt darin befindet.

Unter dem Großmeister Konrad von Erlichhausen, im Jahr 1450, erklärten die Städte Danzig, Thorn und Elbingen: sie wären seines zu

harten Joches müde und hätten sich dem Kasi mir, Sohn des Königs Jagello von Polen, ergeben. Der Krieg, den die Ritter und die Polen über Preußen führten, dauerte dreizehn Jahre. Die letztern siegten und schrieben Gesetze vor; sie schlugen das um die Weichsel liegende Stück von Preußen zu ihrem Königreiche, und es ward nun das königliche Preußen genannt. Der Orden behielt das jenseitige, mußte es aber von den Siegern zur Lehn nehmen.

Im Jahr 1510 ward Albrecht von Brandenburg, wie schon oben bemerkt worden ist, ein Enkel Albrecht Achill's, von dem Orden zum Großmeister erwählt. Er unternahm, um dessen Ehre zu rächen, einen neuen Krieg gegen die Polen, der für ihn höchst glücklich ablief. Sigismund I, König von Polen, machte ihn nemlich zum Herzoge von Preußen, und gab ihm und seinen Nachkommen diese Würde erblich, wogegen sich Albrecht nur verpflichtete, bei Polen wie gewöhnlich zur Lehn zu gehen.

Herzog Albrecht, der nur Besitzer des jenseitigen Preußens war, legte die Tracht und das Kreuz des deutschen Ordens ab, und gebrauchte auch dessen Wapen nicht mehr. Die Ritter betrugen sich so, wie es Schwächere immer zu thun pflegen: sie protestirten bloß gegen das, was sie nicht hindern konnten. Der neue Herzog mußte im Jahr 1563 einen Krieg gegen Erich, Herzog von Braunschweig und Komthur von Memel, führen. Die-

fer rückte mit 12,000 Mann in Preußen ein; aber Albrecht ließ ihn nicht über die Weichsel. Da in diesem Feldzuge nichts Merkwürdiges vorkam, und da die Soldaten, welche an beiden Ufern des Flusses standen, nur Rüsse lasen, so nannte man ihn: den Rußkrieg. Albrecht ward 1519 Protestant, und Preußen ahmte sein Beispiel nach.

Im Jahr 1568 folgte ihm sein Sohn Albrecht Friedrich in der Regierung. König Sigismund August, befehnte ihn, und zugleich auch den Gesandten des Kurfürsten Joachim's II. Dieser Albrecht Friedrich ist eben der, welcher sich mit Maria Eleonora, der ältesten Tochter Wilhelms, und Schwester des letzten Herzogs von Kleve, vermählte. Der Eidam und Vormund dieses Herzogs von Preußen, Johann Sigismund, kam durch den Tod seines Schwiegervaters im Jahre 1618 in den völligen Besitz des Herzogthums. Schon 1614 war er reformirt geworden, um sich bei den Einwohnern der Klevischen Lande, die seine Unterthanen werden sollten, beliebt zu machen. Während seiner Regierung starb Kaiser Rudolph II, an dessen Stelle das Kurfürstenkollegium seinen Bruder Matthias wählte. Da er die Annäherung des Alters fühlte, und von Krankheiten beladen war, übergab er die Regierung seinem Sohne George Wilhelm, und starb kurze Zeit nachher.

George Wilhelm.

Er kam im Jahr 1619 zur Ruhrwürde, und regierte unglücklicher, als irgend ein Fürst aus seinem Hause; seine Staaten wurden in dem dreißigjährigen Kriege verheert, der so unglückliche und tiefe Spuren zurückließ, daß man sie noch jetzt, da ich diese Geschichte schreibe, bemerken kann. Alle Landplagen brachen auf einmal auf das unglückliche Ruhrfürstenthum ein. Es stand unter einem zur Regierung unfähigen Fürsten, und dieser hatte einen Landesverräther*) zu seinem Minister gemacht. Zugleich ward es von einem Kriege, oder vielmehr einer allgemeinen Zerstörung betroffen, und von den Armeen der Freunde und der Feinde überschwemmt, welche gleich raubsüchtig und barbarisch waren, einander, wie vom Sturm aufgewühlte Bogen, hin und her warfen, und das Land bald überschwemmten, bald, wenn sie es verheert hatten, wieder verließen. Damit die Verwüstung den höchsten Gipfel erreichte, kamen die Einwohner, die dem Schwerte des Krieges entrannen, durch bössartige und ansteckende Krankheiten um.

Eben das Unglück, das den Ruhrfürsten verfolgte, schien auch gegen seine Anverwandten erbittert zu sein. George Wilhelm hatte die Tochter Friedrich's IV, Ruhrfürsten von der Pfalz,

C 3

*) Den Grafen von Schwarzenberg, Statthalter der Mark.

zur Gemahlinn, und war also der Schwager des unglücklichen Friedrichs V, der zum Könige von Böhmen gewählt und gekrönt, auf dem weißen Berge geschlagen, der Pfalz beraubt, und von dem Kaiser Ferdinand II in die Reichsacht erklärt ward. Auch dem Herzoge von Jägerndorf, George Wilhelm's Oheim, ward sein Land genommen, weil er sich zu Friedrich's V Parthei gehalten hatte; und der Kaiser gab es dem Hause Lichtenstein, das noch gegenwärtig in dem Besiz desselben ist. Der Kurfürst protestirte vergebens gegen diese Gewaltthätigkeit. Endlich ward auch sein zweiter Oheim, Administrator von Magdeburg, abgesetzt und in die Reichsacht erklärt, weil er dem Lauenburgischen Bündnisse beigetreten war, und sich mit dem Könige von Dänemark allirt hatte. Der Kaiser herrschte, als seine Feinde besiegt waren, beinahe despotisch über Deutschland.

Der dreißigjährige Krieg hatte 1618 bei der Gelegenheit angefangen, da die Böhmen sich empörten und Friedrich V, Kurfürsten von der Pfalz, zu ihrem Könige wählten. Aber da wir uns bloß auf die Vorfälle einschränken, welche das Haus Brandenburg unmittelbar betreffen; so wollen wir dieses Krieges nur in so fern erwähnen, als er mit der Geschichte desselben in Verbindung steht.

Der Waffenstillstand, den die Holländer und die Spanier im Jahre 1609 auf zwölf Jahre geschlossen hatten, ging beinahe zu Ende, und nun wurden die Klevischen Lande, in denen Truppen

von beiden Nationen standen, der Schauplatz des Krieges. Die Spanier nahmen Jülich ein, worin die Holländer des Kurfürsten wegen eine Besatzung hielten; Kleve und Lippstadt ergaben sich dem Spinola. Indes verjagten die Holländer 1629 die Spanier aus dem Klevischen, und eroberten einige Städte für den Kurfürsten wieder. George Wilhelm und der Herzog von Neuburg bewogen die Spanier im Jahr 1630, einen Theil dieser Provinzen zu räumen: die Holländer besetzten nun die festen Städte des Kurfürsten, und die Spanier die herzoglichen; doch dieser Vergleich war nicht von langer Dauer.

Im Jahr 1635 brach der Krieg in diesen Provinzen von neuem aus, und zwar heftiger, als vorher; sie waren, so lange des Kurfürsten Regierung währte, ein Raub der Spanier und der Holländer, die sich fester Orte bemächtigten, Städte überfielen, Vortheile über einander gewannen, und sie wieder verloren, doch ohne daß etwas Betrachtliches vorfiel. Expreßungen der Befehlshaber und Räubereien der Soldaten machten in jenen Zeiten den Haupttheil der Kriegeskunst aus.

Ob sich gleich der Kaiser eine unbeschränkte Oberherrschaft annahm, so setzten die Reichsfürsten ihm doch bisweilen eine Entschlossenheit entgegen, die ihn in seinen Planen hemmte; auch machten sie Bündnisse, durch die man in Wien öfters in Unruhe gerieth.

Die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen verwandten sich bei dem Kaiser für ihren

1620.

Mitbrüder, den Ruhrfürsten von der Pfalz, der in die Reichsacht erklärt war, und weigerten sich, den Herzog von Baiern, Maximilian, welchen Ferdinand II, zum Nachtheil des Pfälzischen Hauses, und den Reichsgesetzen zuwider, zum Ruhrfürsten ernannt hatte, in dieser Würde anzuerkennen. Der goldnen Bulle zufolge, ist nemlich kein Kaiser berechtigt, ohne einhellige Zustimmung des ganzen versammelten Reichstages einen Ruhrfürsten in die Acht zu erklären, oder ihn seiner Würde zu entsetzen. Die erwähnten Verwendungen thaten keine Wirkung; der Kaiser, der nur mit seiner persönlichen Rache beschäftigt war, und sich stark genug fand, nahm gar keine Rücksicht auf die Freiheiten des Deutschen Staatskörpers, oder auf die Gesetze der Billigkeit.

1621. Von der Zeit an sahen der Ruhrfürst und sein Staatsrath voraus, daß ein Krieg nahe, und daß es bei dem Zusammentreffen mancher Umstände für ihn fast unvermeidlich sei, mit darin verwickelt zu werden.
1622. Auf der Einen Seite mußte er Rechte auf die Klevische Erbschaft behaupten; auf der andern war der dreißigjährige Krieg da; überdies hatte die Religion Uneinigkeiten erregt, die dann Rabalen und mächtige Bündnisse veranlaßten; es waren schon Kriegesflammen ausgebrochen, und andre standen im Begriff, auch seinen Staat zu ergreifen: — dies Alles rieth dem Ruhrfürsten, sich auf Kriege in Bereitschaft zu setzen, wenn er sie nicht länger vermeiden konnte. Sein erster

Minister, der Graf von Schwarzenberg, schlug verschiedentlich vor, man möchte ein Heer von zwanzigtausend Mann errichten, das er dann in Kaiserliche Dienste bringen wollte; aber man nahm so schlechte Maasregeln, und traf so lächerliche Anstalten, daß man kaum sechstausend Mann zusammen brachte.

Die Fortschritte der Reformation, die Deutschland in zwei mächtige Partheien theilte, führten unvermerkt einen offenbaren Krieg herbei. Die Protestanten, denen etwas daran lag, ihre freie Religionsübung zu behaupten und die eingezogenen Kirchengüter zu behalten, schlossen zu Lauenburg ein Bündniß, dessen Mitglieder Christian IV., König von Dänemark, die Herzoge von Lüneburg, Holstein und Mecklenburg, und der Administrator von Magdeburg, Oheim des Kurfürsten, waren. Der Kaiser schöpfte hieraus Verdacht; und da er glaubte, es sei unter seiner Würde, sich auf Unterhandlungen und gütliche Wege einzulassen, um dadurch einen Vergleich zu bewirken: so schickte er Tilly'n mit zwölftausend Mann nach dem Niedersächsischen Kreise. Dieser zeigte sich vor Halle; und obgleich die Stadt sich ohne Widerstand ergab, so ließ er sie dennoch plündern. Zu eben der Zeit näherte sich Wallenstein mit zwölftausend Oestreichern den Bischümern Halberstadt und Magdeburg. Die Stände von Niedersachsen erstaunten über diese Feindseligkeiten, und hielten bei dem Kaiser um einen Vergleich an; aber

1625.

Tilly und Wallenstein ließen sich durch ihre Vorschläge nicht abhalten, in das Halberstädtische und Magdeburgische einzufallen. Christian Wilhelm, Administrator von Magdeburg, ward abgesetzt, weil der Kaiser die Absicht hatte, dies Erzbisthum seinem Sohne zu geben; doch gegen die Erwartung des Kaiserlichen Hofes, ernannte das Domkapitel einen jüngern Sohn des Kurfürsten von Sachsen, Namens August, zu jener Würde.

Der abgesetzte Administrator ließ seine Truppen zu denen stoßen, die der König von Dänemark hatte in Niedersachsen einrücken lassen, um das Lauenburgische Bündniß zu behaupten. Er und der Graf von Mansfeld kommandirten die Armee; sie griffen Wallenstein bei der Desfauer Brücke an, wurden geschlagen, flohen dann in die Mark Brandenburg, und plünderten sie. Zugleichzeit schlug auch Tilly ein andres Korps, das der König von Dänemark bei Lutter in Niedersachsen hatte. Die Nähe und die Siege der Oestreicher nöthigten George Wilhelm endlich, sich dem Willen des Kaisers zu unterwerfen, und Maximilian von Baiern in seiner neuen Würde anzuerkennen.

1626.

Der König von Dänemark erholte sich von seinen Niederlagen, und trat im folgenden Jahre wieder mit zwei Armeen auf, von denen er selbst die eine, und der Administrator die andre kommandirte. Aber er war durch sein schlechtes Glück nutzlos geworden, und wagte es nicht, sich

vor Tilly zu zeigen, der Brandenburg, Rathe-
 nau, Havelberg und Perleberg besetzt hielt.

Mansfeld, der die Trümmer seiner Armee
 ebenfalls gesammelt hatte, rückte gegen den Willen
 des Kurfürsten in die Mark. Die Kaiserlichen
 schickten siebentausend Mann gegen ihn ab, zu de-
 nen auch der Kurfürst 800, unter dem Befehl
 des Obersten K r a c h t, stoßen ließ. Dies Korps
 ging über die Warthe, und zerstreute Mansfeld's
 flüchtige Truppen. Daß der Kurfürst damals eine
 so schwache Verstärkung gab, zeigt deutlich, wie we-
 nige Truppen er gehabt haben muß.

Die Kaiserlichen benutzten ihre Vortheile, und
 legten in ganz Pommern Besatzungen. Da eini-
 ger Anschein vorhanden war, als würde auch der
 König von Schweden, nach dem Beispiel des Kö-
 nigs von Dänemark, die Parthei der Protestanti-
 schen Fürsten in Deutschland nehmen, welche im
 Begriff waren, von den Katholiken unterdrückt zu
 werden: so bediente sich der Kaiser dieses Vorwan-
 des, um als ein Verteidiger des Reichs zu erschei-
 nen, da er doch im Grunde die geheime Absicht
 hatte, willkürlich mit dem genannten Herzogthume
 zu verfahren, das nach dem Tode des Herzogs Bo-
 gislaw, der keine Kinder hinterließ, an den Kurfür-
 sten fallen sollte. Stralsund that den Kaiserlichen
 Widerstand. Wallenstein hob die angefangene
 Belagerung auf, nachdem er zwölftausend Mann
 dabei verloren hatte. Diese Zahl scheint mir indeß
 sehr übertrieben, da die Heere damals immer nur

schwach waren; wahrscheinlich haben die Chronikenschreiber jener Zeiten sie aus Liebe zum Wunderbaren um etwas vergrößert. Die Stadt Stralsund, die sich durch ihren Muth behauptet hatte, setzte doch Mißtrauen in ihre Kräfte, schloß ein Bündniß mit dem Könige von Schweden Gustav Adolph, und nahm eine Schwedische Besatzung von 9000 Mann ein.

1627.

Der Kaiser, der über das Glück seiner Generale in Deutschland aufgeblähet war, glaubte, ihm habe er eine günstige Gelegenheit zur Unterdrückung der Protestantischen Fürsten, so wie der neuen Religion, und ließ sein berühmtes Restitutionsedikt bekannt machen. Diesem zufolge sollten die Protestantischen Fürsten alle Kirchengüter zurückgeben, in deren Besitz sie seit dem Passauer Vertrage *) durch die Reformation gekommen waren. Alle würden hierbei beträchtlich verloren haben; das Haus Brandenburg z. B. die Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Lebus. Das Edikt war für die Protestanten ein Signal, sich aufs neue gegen die Katholiken zu bewaffnen.

Ferdinand's II ehrsüchtige Plane schränkten sich nicht darauf ein, die Reichsfürsten herunter zu bringen; er hatte auch noch immer Absichten auf das Erzbisthum Magdeburg. Aber Wallenstein mußte die Belagerung dieser Hauptstadt, da er sie

*) Hierin war 1552 festgesetzt worden, man solle sich in Ansehung der Religionsangelegenheiten still verhalten, und Niemand beunruhigt werden, bis der Reichstag darüber entschieden habe.

schon länger als sieben Monate fortgesetzt hatte, schimpflich aufheben.

Indeß, die Unruhen in Deutschland müssen uns nicht abhalten, auch die, welche in Polen entstanden, einen Augenblick zu betrachten.

Sigismund, König dieses Reiches, machte Ansprüche auf Schweden, das Gustav Adolph damals beherrschte. Der letztere war thätiger und ein größerer Mann, als sein Gegner, und kam ihm zuvor. Indeß Sigismund sich zu einem Kriege gegen Gustav Adolph rüstete, ging dieser 1525 nach Preussen, nahm die Festung Pillau ein, und machte sowohl in Litthauen, als in Polnisch-Preussen starke Fortschritte. Er schloß in Danzig mit Polen einen sechsjährigen Waffenstillstand, der hernach bis auf sechs und zwanzig Jahre verlängert, und in den auch der Ruhrfürst mit eingeschlossen ward, nehmlich als Lehnsträger von Polen, da er 1626 in eigner Person zu Warschau die Beilegung über Preussen bekommen hatte. 1629.

Der König von Schweden war Willens in Deutschland einzurücken, um die Zwistigkeiten, die es zerrissen, und die Unruhen zu benutzen, die sich durch das Restitutionsedikt des Kaisers noch vermehrten. Er ließ, der Gewohnheit der Könige gemäß, ein Manifest bekannt machen, worin er seine Beschwerden gegen den Kaiser aus einander setzte. Diese bestanden in Folgendem: der Kaiser habe dem Könige von Polen mit vielen Hülfsstruppen*) beige-

*) Zehntausend Mann.

standen, seinen Bundesgenossen, den Herzog von Mecklenburg, abgesetzt, und Gewaltthatigkeiten gegen die Stadt Stralsund verübt, mit der er selbst in einem Bündniß sei. Der Kaiser hätte antworten können: seinen Traktaten mit dem Könige von Polen zufolge, sei er genöthigt gewesen, diesem beizustehen; der Herzog von Mecklenburg würde nicht abgesetzt worden sein, wenn er nicht dem Lauenburgischen Bündnisse beigetreten wäre; und endlich: eine Hansestadt, wie Stralsund, dürfe mit auswärtigen Königen und Fürsten nur Handelstraktaten schließen.

Genau betrachtet, hatte Gustav Adolph keine bessern Gründe, als Karl II von England, da er Streit mit den Holländern suchte, und sich in dieser Absicht beschwerte, daß die Herren van Witt ein anstößiges Gemälde in ihrem Hause hätten*). Müßten so nichtige Ursachen Nationen gegen einander bewaffnen? das Verderben der blühendsten Provinzen bewirken? und müßten die Menschen ihr Blut und ihr Leben verschwenden, um die Ehrsucht und den Eigensinn eines Einzigen zu befriedigen?

Indeß die Schweden Anstalten trafen, in Deutschland einzubrechen, zog Wallenstein aus dem Ruhrfürstenthum Brandenburg, worin er sich festgesetzt hatte, ungeheure Summen. Es ist sehr sonderbar, daß die Oestreicher ein freundschaftliches Land, dessen Fürst dem Kaiser gar keine Ursache

*) Es stellte eine Seeschlacht vor, worin der General-Admiral Johann van Witt die Engländer besiegt hatte.

zu Klagen gegeben hatte, so äußerst hart behandelten. Die bedauernswerthe Lage, in der sich George Wilhelm befand, scheint in seiner Antwort auf Ferdinand's II Einladung zu dem Reichstage in Regensburg sehr wahr dargestellt zu sein. Er sagt nehmlich darin: „die Erschöpfung der Mark setzt mich außer Stand, meine gewöhnlichen Ausgaben zu bestreiten, um so mehr den Aufwand zu einer solchen Reise.“

Wie verschiedene Schriftsteller erzählen, erhoben die Regimenter Pappenheim und Saint Julien aus der Mittelmark, worin sie ihre Quartiere hatten, in sechszehn Monaten dreihunderttausend Thaler. Da die Mark Silber damals nur 9 Thaler hielt, jezt aber 14; so würde diese Summe nach unserm Gelde über fünfsechshunderttausend Thaler betragen. Wie eben diese Schriftsteller erzählen, zog Wallenstein aus dem Ruhrfürstenthum zwanzig Millionen Gulden, die man auf 17,777,777 Thaler schätzen kann; aber diese Angabe ist gewiß um mehr als die Hälfte vergrößert. Die Schriftsteller der damaligen Zeit hielten nichts auf Genauigkeit; sie sammelten Volksgerüchte, erzählten sie dann als Wahrheit wieder, und bedachten nicht, daß zu Grunde gerichtete Personen eine Art von Trost darin finden, ihr Unglück und ihren Verlust zu vergrößern.

Die Ungewitter, die seit einigen Jahren um das Ruhrfürstenthum her gemurmelt hatten, zogen sich endlich zusammen, und brachen von allen Seiten

auf dasselbe ein. Gustav Adolph ging nach Deutschland, landete auf der Insel Rügen, und vertrieb, mit Hülfe seiner Stralsunder Besatzung, die Kaiserlichen daraus. Bei der Annäherung der Schweden deutete der Kaiser den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg an: sie sollten Lebensmittel und Munition für seine Truppen in Bereitschaft halten. Zugleich versicherte er: für diesen Dienst würde er in Rücksicht auf sie sein Requisitionsedikt mildern.

Indeß der Regensburger Reichstag in schönen Neden Deutschlands Unglück bejammerte, und sich über die Mittel berathschlugte, wie es von so vielen Uebeln, besonders von dem Einfalle des Königs von Schweden befreiet werden könnte, bemächtigte sich Gustav Adolph, der seine Zeit nicht mit unnützen Worten verlor, ganz Pommerns, legte eine Besatzung in Stettin, und verjagte den Anführer der Kaiserlichen, Torquato Conti, aus dem Herzogthum. Dieser General zog sich nun durch die Neumark zurück, und setzte sich mit seinen Truppen bei Frankfurt an der Oder.

Als Gustav Adolph Pommern in Besitz hatte, machte er mit dem Herzog Bogislaw einen Vertrag, worin festgesetzt ward, daß er, wenn nach dem Tode des Herzogs irgend jemand dem Kurfürsten von Brandenburg die Erbfolge in Pommern streitig machte, oder wenn Schweden für die Kriegeskosten nicht gänzlich entschädigt würde, diese Provinz sequestriren sollte.

Die

Die Protestanten bekamen bei der Annäherung des Königs von Schweden Muth, und hielten zu Leipzig eine Versammlung, worin sie sich über ihre Angelegenheiten berathschlugten.

Die Stadt Magdeburg hatte schon ein Bündniß mit ihm geschlossen, und ihm den Uebergang über ihre Elbbrücke bewilligt. Dies setzte den König in Stand, die Kaiserlichen aus dem platten Lande zu verjagen; aber Tilly kam an der Spitze seiner Armee zurück, und unternahm die in der Geschichte so berühmte Belagerung jener Stadt.

Die Kurfürsten von Brandenburg und von Sachsen mißbilligten das Verfahren der Magdeburger, und beschlossen, dem Kaiser treu ergeben zu bleiben, und ihren Adel aufzubieten, um den Schweden Widerstand zu leisten.

Bei der Annäherung Gustav Adolph's ließ der Kurfürst vor den Thoren von Berlin in aller Eil einige Werke von Erde aufwerfen, und sie mit einigen Kanonen besetzen. Da es ihm an Truppen fehlte, und da er keine Zeit gehabt hatte, den Adel zusammen zu bringen, so nöthigte er die Bürger, auf die Wache zu ziehen und für die Sicherheit der Stadt zu sorgen.

Indessen eilte Gustav Adolph durch die Mark dem Herzoge von Mecklenburg zu Hülfe. Er ließ, da er eben so staatsklug als tapfer war, seine Truppen genaue Mannszucht halten; er hatte nehmlich die Absicht, alle Protestanten auf seine

Fried. II Werke. 1. Th.

D

Seite zu ziehen, und machte daher allenthalben bekannt: er sei in keiner andern Absicht nach Deutschland gekommen, als um die Fürsten von dem Joche, das der Kaiser ihnen auflege, zu erlösen, besonders aber, um die Religionsfreiheit zu beschützen. Da Frankreich und Schweden einerlei Staatsgründe hatten, sich dem Despotismus des Hauses Oestreich zu widersetzen: so allirten sie sich bald, und ihr Traktat, der schon lange vorher eingeleitet gewesen war, ward in Värvalde geschlossen.

Die Kaiserlichen dachten darauf, ihre bis jetzt getheilte Macht zusammenzuziehen, um den Schweden die Spitze bieten zu können. Tilly ließ einige Truppen die Blokade von Magdeburg weiter fortsetzen, marschirte mit seiner Hauptmacht nach Frankfurt an der Oder, vereinigte sich hier mit Torquato Conti, und ging dann durch die Ruhrmark, um die Schweden anzugreifen, die in Meßlenburg weiter vorrückten. Aber Gustav Adolph hatte durch sein Glück ein merkliches Uebergewicht über den Kaiserlichen General; er verließ Meßlenburg, ging bei Schwedt über die Oder, nahm im Vorbeigehen Landsberg weg, und belagerte dann Frankfurt, das siebentausend Kaiserliche zur Besatzung hatte. Er eroberte es, und zugleich auch vieles Geschütz, das daselbst aufbewahrt ward; bemächtigte sich ferner der Stadt Krossen, und wandte sich dann schleunig nach Berlin, um Magdeburg zu Hülfe zu kommen, zu dessen Belagerung Tilly in Person zurückgekehrt war.

Als Gustav Adolph bei Köpenick ankam, verlangte er, George Wilhelm sollte ihm die Festungen Spandau und Küstrin übergeben, und zwar unter dem Vorwande, seinen Rückzug zu sichern, im Grunde aber in der Absicht, daß der Ruhrfürst selbst wider Willen in sein Interesse gezogen würde. Dieser erstaunte über einen so sonderbaren Antrag, und konnte sich zu nichts entschließen. Die Minister schlugen eine Zusammenkunft zwischen beiden Fürsten vor; George Wilhelm ging dem Könige eine Viertelmeile weit von Berlin entgegen, und die Unterredung ward in einem kleinen Walde gehalten, wo der Ruhrfürst den König mit einer Bedeckung von tausend Fußknechten und vier Kanonen antraf. Gustav Adolph wiederholte seine Anträge; George Wilhelm war in der peinlichsten Verlegenheit, wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte, und verlangte eine halbe Stunde, um sich mit seinen Ministern zu berathschlagen. Der König von Schweden unterhielt sich indessen mit den Prinzessinnen und den Hofdamen. Die Minister des Ruhrfürsten sagten erst ihre Meinung, und kamen dann immer zu dem Refrain zurück: „Was ist zu machen? sie haben Kanonen.“

Nachdem man lange überlegt und nichts beschlossen hatte, bat man den König von Schweden, sich nach Berlin zu begeben. Er ging mit seiner ganzen Bedeckung dahin; zweihundert von seinen Soldaten versahen die Wache auf dem Schlosse; die übr-

gen wurden bei den Bürgern einquartiert. Den folgenden Tag lagerte sich die ganze Schwedische Armee vor den Thoren der Stadt; und der Kurfürst, der nun nicht mehr Herr in seinem Lande war, ging alles ein, was Gustav Adolph verlangte. Die Schwedischen Truppen, welche die Festungen Küstrin und Spandau besetzten, leisteten dem Kurfürsten den Eid der Treue; und der König versprach ihm diese Plätze zurück zu geben, sobald er sie nicht mehr nöthig hätte.

Gustav Adolph rückte bis jenseits Potsdam vor; und die Kaiserlichen, die Brandenburg und Rathenau besetzt hatten, zogen sich bei seiner Annäherung zu der Armee zurück, welche Magdeburg belagerte. Der Kurfürst von Sachsen verweigerte den Schweden den Uebergang über die Elbbrücke bei Wittenberg. Dadurch ward der König verhindert, der Stadt Magdeburg, wie es seine Absicht war, zu Hülfe zu kommen.

Diese unglückliche Stadt, die weder Wallenstein noch Tilly mit Gewalt hatten einnehmen können, unterlag endlich der List. Die Kaiserlichen waren durch Vermittelung der Hanseestädte mit den Magdeburgern in Unterhandlung getreten, und thaten indessen absichtlich keinen Schuß auf die Stadt. Bei dieser anscheinenden Sicherheit ließen die leichtgläubigen und zugleich nachlässigen Einwohner sich einschlafeln. Die Bürger, welche in der Nacht die Wache auf den Wällen gehabt hatten, gingen gegen Morgen großen Theils in

ihre Häuser zurück. Pappenheim, der die Belagerung kommandirte, und mit seinen Arbeiten schon bis an die Kontreskarpe des Grabens vorge-
rückt war, bemerkte und benutzte dies. Er traf seine Anstalten; und eines Morgens, da die Wälle nur eine schwache Besatzung hatten, ließ er an vier Orten zugleich Sturm laufen, und bemächtigte sich derselben, ohne großen Widerstand. Die Kroa-
ten, die längs der Elbe standen, setzten zugleich, da sie damals niedrig war, hindurch, ohne sich zu weit von dem Ufer zu entfernen, und nahmen die Werke auf der entgegenstehenden Seite ein.

Als Tilly die Kanonen auf den Wällen in seiner Gewalt hatte, ließ er sie so richten, daß sie die Straßen bestrichen: und da die Anzahl der Kai-
serlichen sich mit jedem Augenblicke vermehrte, so war alle Gegenwehr, welche die Einwohner etwa noch hätten versuchen können, unnütz. So wurde diese Stadt, eine der ältesten und blühend-
sten in Deutschland, als sie es am wenigsten ver-
muthete, eingenommen, und sehr barbarisch drei Tage hinter einander der Plünderung Preis ge-
geben.

Alles, was die zügellose Ausgelassenheit des Soldaten ersinnen kann, wenn er durch nichts in seiner Wuth aufgehalten wird; Alles, wozu die wildeste Grausamkeit die Menschen antreibt, wenn eine blinde Wuth sich ihrer Sinne bemächtigt: das begingen damals die Kaiserlichen in dieser unglück-
lichen Stadt. Die Soldaten durchliefen Schaaren-

weise mit den Waffen in der Hand die Straßen, und ermordeten ohne Unterschied Greise, Weiber und Kinder; die, welche sich wehrten, und die, welche keinen Widerstand thaten. Die Straßen waren mit Blut überschwemmt, und mit Todten bedeckt. Man sah nichts als nackte noch blutende Leichen, entweder aufgehäuft, oder zerstreuet. Das Jammern derer, die man erwürgte, und das wüthende Geschrei ihrer Mörder mischten sich in der Luft und erregten Grausen. Bei diesem schrecklichen Gemehel kam der größte Theil der Bürger um; nur vierhundert retteten sich dadurch, daß sie sich in die Domkirche einschlossen, und wurden von Tilly begnadigt.

Auf das Blutbad folgte Sengen und Brennen; von allen Seiten stiegen Flammen auf; in wenigen Stunden waren die Wohnungen der Privatpersonen und die öffentlichen Gebäude nur Ein Aschenhaufen. Kaum hundert und vierzig Häuser entgingen diesem allgemeinen Brande. Zwölfhundert Mädchen ersauften sich, wie man sagt, um ihre Jungfernschaft nicht zu verlieren; doch das sind Mährchen, die eher zu Herodot's Zeiten Glück machten, als zu den unsrigen.

Ganz Deutschland, Freunde und Feinde, beklagten das Schicksal dieser Stadt, und bejammerten das unglückliche Ende ihrer Einwohner. Die Grausamkeit der Kaiserlichen ward um so mehr verabscheuet, da die Geschichte nur wenige Beispiele von einer so großen Unmenschlichkeit aufstellte.

Nach dem Verlust von Magdeburg lagerte sich Gustav Adolph zum zweitenmale bei Berlin. Er war aufgebracht, daß er jene mit ihm allirte Stadt nicht hatte retten können, und gab die Schuld davon den Kurfürsten von Brandenburg und von Sachsen. George Wilhelm schickte seine Gemahlinn und alle Prinzessinnen an seinem Hofe in das Lager des Königs von Schweden, um ihn zu besänftigen; endlich ging er selbst hin, und bewilligte Alles, was man nur verlangte. Als er nach Berlin zurückkehrte, begrüßte ihn die Schwedische Armee durch dreimaliges Abfeuern der Kanonen; aber da sie mit Kugeln geladen und gegen die Stadt gerichtet waren, so wurden viele Häuser und Dächer beschädigt. Diese Höflichkeit fanden die Einwohner denn ein wenig Gerathisch und Herulisch. Den folgenden Tag ging die Schwedische Armee über die Spree, und zog durch die Stadt.

Der Kurfürst entschuldigte sein Verfahren bei Ferdinand II durch die Vorstellung: er sei nicht im Stande gewesen, der Gewalt eines mächtigen Fürsten, der ihm mit gewaffneter Hand Befehle vorgeschrieben habe, zu widerstehen. Der Kaiser antwortete ganz trocken: die Schweden würden die Mark nicht mehr schonen, als die Kaiserlichen.

Als der Kurfürst von Sachsen den guten Fortgang der Schwedischen Waffen sah, schlug er sich auf die Seite des Glücks, und nun folgten alle Protestantische Fürsten seinem Beispiel. Die Schweden gaben dem Kurfürsten Spandau und

Küstren zurück, überschwebten dann Niedersachsen, rückten in die Altmark, und nahmen ihr Lager bei Werben, einem vortreflich gelegenen Posten an dem Zusammenfluß der Havel und der Elbe. Tilly war für Pappenheim besorgt, der sich in Magdeburg hatte einschließen müssen, verließ Thüringen, eilte ihm zu Hülfe, und rückte gegen das Lager des Königs von Schweden an. Dieser Fürst kam durch sein glückliches Genie, das alle seine Unternehmungen beförderte, auf den Gedanken, Tilly's Avantgarde von drei Regimentern, die sich zu weit vorgewagt hatte, zu überfallen. Er führte diesen Plan selber aus, hieb das Korps nieder, und kehrte dann in sein Lager zurück.

Tilly wollte diese Beschimpfung abwaschen, und marschirte gerade auf die Schweden zu; aber er fand ihr Lager so fest und die Anordnungen des Königs so gut, daß er keinen Angriff wagte. Da es ihm an Lebensmitteln gebrach, und er zum Rückzuge genöthigt war, so wandte er sich nach Halle, in der Absicht, Leipzig einzunehmen und den Ruhrfürsten von Sachsen zu zwingen, daß er die Parthei der Schweden verliesse. Gustav Adolph, der diesen Plan durchsieht, verläßt sein Lager bei Werben, geht bei Wittenberg über die Elbe, vereinigt sich bei Düben mit den Sachsen, bricht auf die Kaiserlichen ein, und schlägt sie aufs Haupt. Unter dem zahlreichen Geschütz, das der König in dieser Schlacht bei Leipzig von den Kaiserlichen eroberte, bemerkte man viele Stücke mit dem

Brandenburgischen, Sächsischen und Lüneburgischen Wapen, welche die Kaiserlichen sich zugeeignet hatten. Tilly ließ sechstausend von seinen Leuten auf dem Platze, floh dann nach Thüringen, und sammelte da die Trümmer seiner völlig geschlagenen Armee.

Wir wollen den Schweden im Lauf ihrer Siege nicht folgen. Genug, wenn wir wissen, daß Gustav Adolph der Schiedsrichter von Deutschland ward, und bis an die Donau vordrang, indeß Bannier, an der Spitze eines andern Schwedischen Korps, die Kaiserlichen aus den Bisthümern Magdeburg und Halberstadt verjagte, und daselbst, im Namen seines Herrn, eine Regierung niederlegte. Die Kaiserlichen behielten nichts, als die Stadt Magdeburg, wo sie eine starke Besatzung hatten.

Indeß Deutschland verheert und geplündert ward, starb Sigismund, König von Polen, und Uladislav ward an seine Stelle gewählt.

Die Schweden schloßen auf ihren Vorbeeren nicht ein, sondern belagerten Magdeburg. Pappenheim eilte aus dem Herzogthum Braunschweig, wo er sich befand, der Stadt zu Hülfe. Bei seiner Annäherung hob Bannier die Belagerung auf; aber zu gleicher Zeit stieß der Herzog von Lüneburg, ein Bundesgenosse der Schweden, mit einer schönen Armee zu ihm. Da Pappenheim sich zu schwach fand, einer solchen Macht zu widerstehen, so räumte er die Stadt Magdeburg, und zog sich

nach dem Westphälischen und Fränkischen Kreise zurück; und der Krieg wandte sich nun eben dahin. Die Schweden rückten in Magdeburg ein, und ermunterten die wenigen noch übrigen Einwohner, die Mauern ihrer Vaterstadt wieder aufzubauen.

Der Kaiser war nun durch das Unglück seiner Waffen geschmeidiger geworden, und führte gegen die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg eine mildere Sprache, um sie von der Schwedischen Parthei abzuführen; doch diese hatten triftige Gründe, ihm kein Gehör zu geben. Der Kurfürst von Sachsen schmeichelte sich: er würde bei der Ueberlegenheit der Schweden eine große Rolle im Reiche spielen können; und George Wilhelm, der die Schweden eben so sehr fürchtete, als die Kaiserlichen, und nicht wußte, wozu er sich entschließen sollte, glaubte, es würde für seine Staaten vortheilhaft sein, wenn er sich an Gustav Adolph hielte, dessen Glück damals so gut besetzt schien; er schickte sogar den Sachsen, die in Schlessien ein Kaiserliches, von Balthasar de Maradas Kommandirtes, Korps verfolgten, eine schwache Hülfe.

Der Kaiser war über die Weigerung dieser Fürsten, noch mehr aber über ihren Einfall in Schlessien, aufgebracht, und ließ, um seinen Unwillen zu bezeigen, Wallenstein mit einer starken Armee marschiren, um sich beider Kurfürstenthümer zu bemächtigen. Pappenheim kehrte aus Westphalen zurück, und stieß zu jenem General.

Da der König von Schweden sich damals in Baiern befand, so benutzten beide seine Entfernung, rückten in Sachsen ein, und nahmen Leipzig, Naumburg, Merseburg, Halle und Giebichenstein weg.

Gustav Adolph erfährt dies, und eilt Niedersachsen zu Hülfe. Er kommt an, gewinnt die berühmte Schlacht bei Lützen, und verliert mitten im Kampfe sein Leben. Die siegenden Schweden glaubten geschlagen zu sein, da ihr Held nicht mehr an ihrer Spitze war; und die Kaiserlichen hielten sich, ungeachtet ihrer Niederlage, für siegreich, da sie nicht mehr mit Gustav Adolph zu kämpfen hatten.

Dies war das Ende eines Königs, vor dem der Kaiser gezittert, der die Freiheit der Deutschen Fürsten wieder hergestellt hatte, und dem man keinen andern Fehler vorwerfen kann, als zu vielen Ehrgeiz, den leider die meisten großen Männer haben.

Die Schweden verjagten nach seinem Tode die Kaiserlichen aus Niedersachsen, und der Kurfürst von Sachsen nahm alle die Städte wieder ein, deren Wallenstein sich bemächtigt hatte. Orenstierna übernahm nun die Anordnung der Schwedischen Angelegenheiten in Deutschland, und schloß, im Namen Schwedens, zu Heilbronn mit dem Fränkischen, Schwäbischen, Ober- und Nieder-rheinischen Kreise ein Bündniß.

Obgleich der Kurfürst diesem Bündnisse nicht beitrug, so schickte er doch Arnim, der die Sächsi-

schen Truppen in Schlesien kommandirte, von neuem einige Hülfen zu. Allein seine ganze Macht bestand nur in dreitausend Reitern und fünftausend Mann Fußvolk. Als er erfuhr, daß Wallenstein und Gallas wieder in Schlesien einrückten, bot er den Adel auf, oder ließ vielmehr alle seine Unterthanen zu den Waffen greifen; aber da es ihm an Mitleiden zur Unterhaltung derselben fehlte, so brachte er nie eine Macht zusammen, die stark genug gewesen wäre, der Gewalt seiner Feinde zu widerstehen.

Wallenstein rückte mit einer Armee von fünf und vierzigtausend Mann in Schlesien vor, hielt Arnim mit Vergleichsvorschlägen hin, stellte sich, als wollte er in Sachsen einbrechen, wandte sich aber plötzlich nach Steinau, schlug daselbst achthundert Schweden, bemächtigte sich der Stadt Frankfurt, und schickte Parteien aus, die Pommern und die Ruhrmark verheerten. Nun forderte er Berlin auf, ihm die Thorschlüssel zu überreichen. Aber da er von einer Seite erfuhr, daß Bernhard von Weimar Regensburg wieder eingenommen hatte; und von der andern, daß neuntausend Sachsen und Brandenburger gegen ihn anrückten: so bestand er nicht auf seine Pläne, zog sich nach Schlesien zurück, und ließ in Frankfurt, so wie in einigen andern Städten, eine starke Besatzung. Arnim und Bannier deckten mit ihrem Heere Berlin; der Kurfürst, den die Schwedischen Truppen unterstützten, stand an der Spitze einer

Armee von zwanzigtausend Mann, von der aber kaum der sechste Theil ihm zugehörte. Man hat die Namen der Brandenburgischen Regimenter, die bei derselben waren, aufbehalten; nemlich: Burgsdorf, Volkmann, Franz Lauenburg und Ehrenreich Burgsdorf. Mit diesen Truppen zeigte der Kurfürst sich vor Frankfurt, und tausend Oestreicher verließen es auf Capitulation; die Kaiserliche Garnison in Krossen aber zog ohne Waffen und Gepäck ab.

Indeß Bannier die Kriegesunternehmungen der Schweden leitete, ward Orenstern die Seele der Unterhandlungen. Dieser Kanzler hatte das Bündniß, das er zu Heilbronn mit einigen Kreisen des Deutschen Reiches geschlossen, vortheilhaft gefunden, und schlug daher dem Ober- und Niedersächsischen ein ähnliches vor. Es kam zu Halberstadt wirklich zu Stande, und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg wurden die vornehmsten Mitglieder desselben. Da jener Minister sah, daß die Schwedischen Armeen allenthalben siegreich, und die Reichsfürsten entweder mit Schweden alliiert, oder von ihm abhängig waren: so glaubte er, seine Macht sei nun so gut gegründet, daß künftig ihm Nichts widerstehen könne. In dieser Ueberzeugung nahm er auf der Versammlung, die zu Frankfurt am Main gehalten ward, die Maske ab, und trug darauf an: das Reich sollte, um Schweden für die Kosten zu entschädigen, die es sich zum Besten der Protestantischen Fürsten gemacht hätte,

ihm, nach dem Absterben des letzten Herzogs von Pommern, diese Provinz abtreten.

Dieser Vorschlag war, beiläufig gesagt, der wahre Kommentar zu dem Manifeste, das Gustav Adolph bei seinem Einmarsch in Deutschland bekannt machte. Der Kurfürst von Brandenburg fand sich durch Orenstier'n's Ansinnen äußerst beleidigt, da es darauf abzielte, ihn um seine Rechte auf Pommern zu bringen; und der Kurfürst von Sachsen, der sich geschmeichelt hatte, er würde Deutschland beherrschen, ward über die Macht des Kanzlers und über den Stolz, den die Schweden äußerten, im höchsten Grade eifersüchtig. Zum Unglück trugen bei diesen Umständen der Erzherzog Ferdinand und der Cardinal Infant bei Nördlingen einen vollständigen Sieg über die Schweden davon. Dies machte denn, daß die Verbündeten, die übrigens, wie wir schon gesagt haben, wirkliche Ursachen zum Mißvergnügen hatten, gänzlich wankten.

Der Kaiser war sorgsam darauf bedacht, Spaltung in dem gegen ihn verbundenen Reiche zu erregen, benutzte die friedlichen Gesinnungen beider Kurfürsten auf eine geschickte Art, und schloß mit ihnen in Prag Frieden. Die Bedingungen des Traktates, der den 20sten März 1635 unterzeichnet wurde, waren folgende: der zweite Sohn des Kurfürsten von Sachsen sollte Administrator von Magdeburg bleiben, und die vier von diesem

Erzbisthum abgerissenen Aemter *) dem Hause Sachsen erb- und eigenthümlich zugehören; ferner versprach der Kaiser dem Kurfürsten von Brandenburg, dessen Rechte auf Pommern zu beschützen, und die Kirchengüter, die er besäße, nicht weiter zurückzufordern; überdies bestätigte er auch die Erbverbrüderungsverträge zwischen den Häusern Brandenburg, Sachsen und Hessen.

Nach diesem Frieden reinigten die Kaiserlichen und Sächsischen Truppen die Bisthümer Magdeburg und Halberstadt von den Schweden, welche Einfälle darin thaten. Nur die Stadt Magdeburg hielt es mit den letztern. Pommern, Mecklenburg und die Altmark empfanden die Schrecken des Krieges von neuem. Die Kaiserlichen und die Sachsen besetzten zwar die Ufer der Elbe und der Havel; dadurch hinderten sie aber die Schweden nicht, weit in das Land hinein zu streifen, ja, sogar bis nach Oranienburg vorzudringen.

Wannier zog, um den Krieg von Pommern zu entfernen, das er für die Krone Schweden erhalten wollte, seine Armee bei Rathenau zusammen, und marschirte über Wittenberg nach Halle, da er noch hofte, er würde die Schwedische Besatzung in Magdeburg, der die Kaiserlichen sehr zusetzen, befreien können. Der Kurfürst von Sachsen eilte nach Meissen, und vereinigte sich da mit einem Korps Pestreicher, das Morosini kommandirte. Lange Zeit blieben die Ufer der Saale der Schau-

*) Querfurt, Jüterbock, Burg und Dahme.

platz des Krieges; indeß ward Bannier von den Sachsen zum Zurückzuge genöthigt, und Magdeburg von den Kaiserlichen eingenommen. Bannier ging durch das Lüneburgische nach der Mark zurück, wo Wrangel mit einer Verstärkung von achttausend Mann zu ihm stieß; sie überfielen Brandenburg und Rathenau, wo eine Kaiserliche Besatzung stand, und nahmen beide Städte weg. So ward das unglückliche Kurfürstenthum die Beute dessen, der es zuerst einnahm; angebliche Freunde, so wie die erklärten Feinde, zogen übermäßige Brandschakungen daraus, plünderten, verheerten, verwüsteten und behandelten es, so lange sie darin waren, als wären sie Herren davon. Alle Städte längs der Havel wurden in weniger als sechs Wochen zweimal von den Schweden, und einmal von den Kaiserlichen geplündert. Die Verheerung war allgemein; das Land war nicht verwüstet, sondern völlig zu Grunde gerichtet.

Es war das Verhängniß jener Zeit, daß sich das Glück nie gänzlich für eine Parthei erklärte. Es wollte den Krieg, wie es schien, ewig dauern lassen, hob die, welche es gestürzt hatte, unvermuthet empor, und stürzte sie dann von neuem.

Man führte damals ganz anders Krieg, als gegenwärtig. Die Fürsten gaben sich nur selten große Mühe, Truppen anzuwerben; sie unterhielten in Kriegeszeiten Eine, oder, je nachdem es ihre Macht zuließ, zwei Armeen, von denen jene gewöhnlich nicht über vier und zwanzigtausend Mann stark

stark war. Diese Truppen lebten von dem Lande, worin sie gebraucht wurden, kantonnirten gewöhnlich, und lagerten sich nur dann, wenn sie eine Schlacht vorhatten, welches ihren Unterhalt sehr erleichterte. Wollten der Kaiser oder der König von Schweden irgend einen großen Plan ausführen, so ließen sie zwei Armeen zusammen stoßen, durch welche sie denn das Uebergewicht gewannen. Die Generale, deren Korps schwächer waren, zogen sich, wenn sie die feindliche Macht mit ihrer eignen verglichen hatten, ohne zu schlagen, zurück; und da sie allenthalben auf Discretion lebten, so lag ihnen nichts daran, ein Land zu verlassen, weil sie immer ein andres zu plündern fanden. Durch diese Methode zog der Krieg sich in die Länge, unterschied nichts, nahm durch seine Dauer mehr Menschen weg als jezt, und die Provinzen, die den Armeen zum Kriegeschauplatz dienten, wurden durch die Räubereien und Plünderungen der Truppen gänzlich verheert.

Bannier trug bei Wittstock einen Sieg über die Kaiserlichen und über die Sachsen davon. Nun gewinnen die Schweden auf einmal wieder die Oberhand; die geschlagenen und flüchtigen Truppen machen erst bei Leipzig Halt; die Schweden überschweben die Mark von neuem; Wrangel rückt in Berlin ein, legt fünf Kompagnien zur Besatzung in diese Stadt, und verlangt dann von dem Kurfürsten seine Bestungen wieder. George Wilhelm, der sich nach Peitz begeben hatte, antwortete:

1636.

Griech. II Werke. 1. Th.

E

er überlasse sich der Discretion der Schweden; aber die Kaiserlichen hätten seine festen Plätze im Besiz, und er könne also nicht über dieselben verfügen. Wrangel nahm nun seine Winterquartiere in der Neumark.

Um diese Zeit starb Ferdinand II, dieser stolze Unterdrücker des Deutschen Reiches; und sein Sohn Ferdinand III, den er zum Römischen König hatte wählen lassen, folgte ihm, als wenn der Kaiserliche Thron erblich gewesen wäre. Auch Bogislaw, dessen Haus siebenhundert Jahre lang im Besiz des Herzogthums Pommern gewesen war, starb während dieser Unruhen, und mit ihm ging der ganze Stamm aus. Die Schwedischen Armeen, welche Pommern und sogar die Brandenburgischen Staaten in Besiz hatten, hinderten den Kurfürsten, seine Rechte auf jenes Herzogthum geltend zu machen; er begnügte sich damit, daß er einen Trompeter an die Pommerschen Stände schickte, und ihnen befehlen ließ, sie sollten die Schweden als Feinde behandeln. Diese sonderbare Gesandtschaft that keine Wirkung. Uebrigens bediente sich der Kurfürst ohne Zweifel deshalb eines Trompeters, weil er glaubte, dieser würde leichter durch die Schwedischen Truppen kommen, als ein Mann von Stände.

Indessen verjagten die Kaiserlichen, unter Hassfeld's und Morosini's Befehl, Bannieren aus Sachsen, trieben ihn bis über Schwedt hinaus, und nahmen Landsberg wieder

ein. Zu gleicher Zeit reinigte Klixing, an der Spitze der Sachsen, die Mark und die Ufer der Havel, und befreiete das Land von den Schweden. Der Krieg, der sich von einer Provinz nach der andern hinzog, wandte sich nun von neuem nach Pommern, wo dreitausend Ungarn zu den Kaiserlichen stießen. Dies Herzogthum hatte mit der Mark einerlei Schicksal: es ward eben den Räubereien ausgesetzt, ward erobert, wieder erobert; man fengte darin und verwüstete es.

Ist bekamen die Schweden zum Unglück mächtige Verstärkung; und so konnten sie die Kaiserlichen zwingen, vor ihnen bis nach Böhmen zu fliehen. Aber so viele Unfälle die Oestreichischen Truppen auch trafen, so ließen die Ruhrfürsten von Brandenburg und Sachsen sich doch durch nichts von ihrem Bündnisse mit dem Kaiser abwendig machen. 1638.

Die Schweden zeigten sich zum viertenmale vor den Thoren von Berlin; und bei ihrer Annäherung räumten vierhundert Brandenburger die Stadt.

Der Ruhrfürst entschloß sich zu einer Diverſion, um sich für die Uebel zu rächen, welche die Schweden dem Lande zugesügt hatten. Viertausend Preussen rückten in Liefland ein, und richteten einige Verwüstungen darin an; da sie es aber vernachlässigten, sich der Städte zu bemästern und sich darin festzusetzen: so mußten sie ihre Eroberungen geschwind wieder aufgeben, und ihre Unternehmung war fruchtlos. Die Schweden ließen nun

die Mark den Verlust empfinden, den sie in Liefland erlitten hatten; sie überfielen in Bernau funfzehnhundert Brandenburger unter Burgdorf's Kommando. Dewiß wandte sich nach Schlessien, Bannier hingegen verheerte Sachsen und das Halberstädtische.

1640.

Alexis, Kommandant in Berlin, schloß Spandau enge ein, und blokirte Küstrin, wohin der Kurfürst sich mit seinem Hofe geflüchtet hatte, nur nachlässig. Zu dieser Zeit hielten die Pommerschen Stände einen Landtag, wozu der Kurfürst Deputirte schickte. Sie waren den Schweden nicht günstig, und die Gesandten des Kurfürsten bei dem Regensburger Reichstage vertraten die Stelle der Herzoge von Wolgast und Stettin.

Da die Stände von Preußen in diesem Jahre zu Königsberg einen Landtag halten sollten, so begab sich George Wilhelm dahin, um die Bezahlung einiger rückständigen Subsidien zu fordern; aber er starb den 2ten December in jener Hauptstadt, und hinterließ seinem Sohne Friedrich Wilhelm ein verheertes Land, das seine Feinde in Besiz hatten, wenige Truppen, Bundesgenossen deren Freundschaft zweideutig war, und beinahe gar keine Hülfquelle.

Man kann, wenn man die Gesetze der Billigkeit nicht übertreten will, George Wilhelm nicht alles das Unglück Schuld geben, das sich während seiner Regierung ereignete. Beging er Hauptfehler, so bestanden sie darin, daß er sein

Vertrauen in den Grafen von Schwarzenberg setzte, der verrätherisch an ihm handelte, und; einigen Geschichtschreibern zufolge, damit umging, selber Kurfürst von Brandenburg zu werden. Der Graf war katholisch, hatte immer des Kaisers Partei gehalten, und schmeichelte sich um so mehr mit dessen Schutze, da demselben die Kurfürstlichen Besitzungen übergeben waren, und da die Kommandanten ihm den Eid der Treue geleistet hatten. Vorzüglich kann man dem Kurfürsten den Vorwurf machen, daß er nicht, ehe der Krieg seine Länder verheerte, eine Armee von zwanzigtausend Mann anwarb, die er halten konnte; mit diesen Truppen hätte er seine Rechte auf die Klevische Erbschaft behaupten, und, noch weit nützlicher, seine Provinzen vertheidigen können. Wäre er so gerüstet gewesen, so hätten Mansfeld und der Administrator von Magdeburg keinen Durchmarsch durch das Kurfürstenthum unternommen; Kaiser Ferdinand II würde sich beeifert haben, ihm Achtung zu bezeigen; und es wäre nur auf ihn angekommen, entweder Bundesgenosse oder Feind der Schweden zu sein, anstatt daß er nun Sklav des ersten des besten war.

Sobald George Wilhelm diese Maassregeln nicht nahm, so blieb ihm, bei der sonderbaren Verwicklung der Konjunkturen, nichts andres übrig, als Fehler zu begehen; er mußte zwischen den Kaiserlichen und den Schweden wählen: und

da er schwach war, so wurden seine Bundesgenossen immer seine Herren.

Der Eifer, womit der Kaiser die Protestanten verfolgte, sein berückichtigtes Restitutionsedikt, seine Absichten auf das Erzbisthum Magdeburg, und besonders die despotische Art, womit er Deutschland beherrschen wollte, mußten dem Ruhrfürsten nothwendig Abneigung gegen ihn einflößen. Auf der andern Seite ward George Wilhelm, durch die Gefahr, die er lief, wenn er sich mit einer fremden Macht allirte, durch die unerhörten Plünderungen, welche die Schweden im Brandenburgischen verübten, durch Orenstern's Stolz, und durch die Absicht jener Krone, sich den Besitz von Pommern zu verschaffen, verhindert, ein Bündniß mit Schweden einzugehen; überdies besorgte er, man möchte sich seiner zum Hauptwerkzeuge bedienen, um ihm Pommern zu entreißen. Zu gewissen Zeiten empörte ihn Ferdinand's II Härte, und dann warf er sich, wie aus Verzweiflung, in Gustav Adolph's Arme; zu andern suchte er, wenn Orenstern's Plane ihn aufs Äußerste trieben, bei dem Wiener Hofe Unterstützung. In beständiger Ungewißheit, ohne Kraft und ohne Macht, schlug er sich freiwillig oder gezwungen auf die Seite des Stärksten; und das Glück, das sich immer von den Kaiserlichen Armeen zu den Schwedischen, und von diesen wieder zu jenen wandte, fand Gefallen daran, ihn zum Opfer seiner Unbeständigkeit zu machen; und so waren seine Bundesgenos-

sen nie lange genug hintereinander glücklich, um ihn, wie es ihre Pflicht gewesen wäre, gegen die Unternehmungen der gemeinschaftlichen Feinde unterstützen zu können.

Friedrich Wilhelm

der große Kurfürst.

Friedrich Wilhelm ward den 6 Februar 1620 in Berlin geboren. Er verdiente den Namen „der Große,“ den sein Volk und seine Nachbarn ihm einstimmig gaben. Der Himmel hatte ihn ausdrücklich dazu geschaffen, durch seine Thätigkeit ein Land, das durch die schlechte Verwaltung der vorhergehenden Regierung gänzlich zertrümmet worden war, wieder in Ordnung zu bringen, der Verteidiger und Beschützer seines Vaterlandes, die Ehre und der Ruhm seines Hauses zu sein. In ihm vereinigten sich die Verdienste eines großen Königs und die mittelmäßigen Glücksumstände eines Kurfürsten; über seinen Rang erhaben, zeigte er in seiner Regierung die Kräfte einer starken Seele und eines überlegenen Geistes; bald überließ er seinen Heldenmuth durch Klugheit, bald zu Bewunderung hinreißt. Er stellte durch Weisheit seine alten Staaten wieder her, und erwarb durch Politik sich neue; er entwarf Pläne, und

und führte sie auch selber aus. Redlichkeit trieb ihn an, seinen Bundesgenossen beizustehen; Tapferkeit, sein Volk zu vertheidigen. Bei unermutheten Gefahren fand er unerwartete Hülfquellen; und in kleinen, wie in wichtigen Angelegenheiten zeigte er sich immer gleich groß.

Dieser Fürst war als Held erzogen worden; er lernte in einem Alter siegen, worin die meisten Menschen erst ihre Gedanken stammeln lernen. Das Lager Friedrich Heinrich's von Oranien diente ihm zur Kriegeschule; er wohnte den Belagerungen der Schenkenschanze und der Festung Breda bei.

Schwarzenberg, George Wilhelm's Minister, entfernte den jungen Prinzen, da er dessen durchdringenden Geist kannte, von dem Hofe seines Vaters, und hielt ihn, so lange er nur konnte, in Holland, weil er fühlte, daß seine Tugenden nicht lauter genug waren, um die Prüfung eines so einsichtsvollen Aufsehers auszuhalten. Indeß besuchte der junge Prinz, gegen den Willen des Ministers, doch seinen Vater, und machte mit ihm die Reise nach Preussen, wo George Wilhelm starb, und ihn dadurch in den Besitz seiner Staaten setzte.

Friedrich Wilhelm war zwanzig Jahre alt, da er zur Regierung kam; aber seine Provinzen waren zum Theil in den Händen der Schweden, die aus dem Ruhrfürstenthum eine schreckliche Wüste gemacht hatten, worin man die Dörfer nur an

Aschenhaufen, vor denen kein Gras wachsen konnte, und die Städte nur an Schutt und Ruinen erkannte.

Die Klevischen Länder waren ein Raub der Spanier und Holländer, welche ungeheure Brandschatzungen darin eintrieben, und sie, unter dem Vorwande sie zu vertheidigen, plünderten.

Preussen, in das Gustav Adolph kurz vorher einen Einfall gethan, blutete noch von den Wunden, die ihm dieser Krieg geschlagen hatte.

In einer so hoffnungslosen Zeit, wo seine Erbländer in den Händen so vieler Fürsten waren, trat Friedrich Wilhelm, ohne seine Provinzen wirklich zu besitzen, als Ruhrfürst ohne Ruhrfürstliche Gewalt, als Bundesgenosse ohne Freunde, seine Regierung an, und gab in der frühesten Jugend, dem Alter der Verirrungen, worin die Menschen sonst kaum zum Gehorchen fähig sind, Beweise einer vollkommenen Weisheit und aller der Tugenden, durch die er Menschen zu beherrschen verdiente.

Zuerst brachte er seine Finanzen in Ordnung, setzte die Ausgaben mit den Einnahmen in Verhältniß, und entledigte sich der Minister, deren schlechte Verwaltung das meiste zu dem Unglück seines Volkes beigetragen hatte. Der Graf von Schwarzenberg legte, als er sein Ansehen eingeschränkt sah, seine Aemter freiwillig nieder. Diese Kreatur des Wiener Hofes war Statthalter der Mark, Präsident des Staatsrathes, Oberkammerherr und Großkomthur des Maltheeserordens; kurz, er

hatte alle wichtige Stellen an sich gebracht, und besaß mehr unbeschränkte Gewalt, als sein Herr. Bei dem Tode des Kurfürsten George Wilhelm zog er nach Spandau, wo er noch in eben dem Jahre starb. Seinen Sohn, den er zum Roadjutor des Maltheserordens und der Kommenchurrei hatte erwählen lassen, erkannte der Kurfürst nicht an, und ließ ihn überdies alle dem Staate gehörigen Aemter zurückgeben, die sein Vater sich zugeeignet hatte.

Nach dem Tode des Grafen, schickte Friedrich Wilhelm den Freiherrn von Burgsdorf nach Spandau und Küstrin, um die Sachen des Verstorbenen zu versiegeln. Die Kommandanten dieser Festungen weigerten sich ihm zu gehorchen, und zwar unter dem Vorwande, sie hingen nur von dem Kaiser ab, dem sie den Eid der Treue geleistet hätten. Burgsdorf hielt sich zurück, ließ, ohne über diese unverschämte Weigerung unnütz zu streiten, Nochow, den Kommandanten von Spandau, beobachten, und bemächtigte sich seiner, als er eines Tages unvorsichtiger Weise die Festung verlassen hatte. Nochow war zwar geschickt genug, zu entkommen; allein die Kommandanten der übrigen festen Plätze wurden durch dieses Beispiel schüchtern, und bequerten sich sogleich zum Gehorsam.

1542.

Ladislaus, König von Polen, gab dem Kurfürsten die Belehnung über Preussen. Dieser nahm sie in Person an, und verpflichtete sich, ihm einen jährlichen Tribut von hundert und zwanzigtausend

Goldgulden zu bezahlen, und mit den Feinden dieser Krone weder Waffenstillstand noch Frieden zu schließen. Kaiser Ferdinand III beehrte den Freiherrn von Löben mit dem Ruhrfürstenthum, doch nicht mit den Klevischen Landen, weil die Streitigkeiten zwischen den Prätendenten auf dieselben noch nicht entschieden waren.

Nach der Berichtigung dieser Formalitäten, dachte der Ruhrfürst nur auf Mittel, seinen Provinzen denen zu entreißen, welche sie unrechtmäßig an sich gerissen hatten; er unterhandelte, und kam durch Politik wieder in den Besitz seiner Erbländer. Er schloß einen zwanzigjährigen Waffenstillstand mit den Schweden^{*)}, und diese räumten den größten Theil seiner Staaten. Den Schwedischen Truppen, die noch einige Städte in Besitz hatten, zahlte er hundert und vierzigtausend Thaler^{**)}, und ließ ihnen jährlich tausend Scheffel Korn liefern. Eben so schloß er einen Traktat mit den Hessen, und diese gaben ihm einen Theil der Klevischen Lande zurück, dessen sie sich bemächtigt hatten. Bei den Holländern brachte er es dahin, daß sie einige andre Städte räumten.

Die Europäischen Mächte waren endlich eines Krieges müde, der von Tage zu Tage lastender und verderblicher ward, und suchten sich alle nach dem Frieden. Die Städte Osnabrück und Münster

^{*)} Zu Stockholm, durch die Gesandten Böke und Leuchtmar.

^{**)} Nach unserm Gelde beinahe 200,000 Thaler.

wurden, als die schädlichsten, zur Eröffnung der Unterhandlungen gewählt; und auch Friedrich Wilhelm schickte seine Minister dahin.

Die Menge der Gegenstände, die Verwickelung der Sachen, die große Anzahl von Ehrgeizigen, die befriedigt werden sollten, die Religion, die Rangstreitigkeiten, das Zusammenstoßen zwischen der Kaiserlichen Gewalt und der Freiheit des Deutschen Staatskörpers — dies ungeheure Chaos, das zu entwickeln war, beschäftigte die Gesandten bis zum Jahre 1647, wo sie wegen der hauptsächlichsten Friedensartikel übereinkamen.

1647.

Wir wollen den Westphälischen Friedensvertrag nicht vollständig anführen, sondern nur die Artikel darin, welche sich auf die gegenwärtige Geschichte beziehen.

Frankreich machte das Interesse Schwedens zu seinem eignen, und verlangte: dies Königreich sollte, zur Entschädigung für die Kriegeskosten, die Gustav Adolph und seine Nachfolger aufgewandt hätten, Pommern behalten. Zwar weigerten das Reich und der Kurfürst sich, diese Provinz fahren zu lassen; aber endlich kam man überein, daß Friedrich Wilhelm den Schweden Vorpommern, die Inseln Rügen und Wollin, die Städte Stettin, Garz und Golnow, dergleichen die drei Mündungen der Oder abtreten sollte. Dabei ward hinzugefügt: wenn keine männlichen Nachkommen der Kurfürstlichen Linie mehr da wären, so sollten ganz Pommern und die Neu-

mark an Schweden fallen, bis dahin aber beide Häuser die Freiheit haben, das Wapen dieser Provinz zu führen. Zum Aequivalent für diese Abtretung säkularisirte man zu Gunsten des Kurfürsten die Bisthümer Halberstadt, Minden und Ramin, und gab sie ihm, so wie die Grafschaften Hohenstein und Regenstein, und zugleich auch die Anwartschaft auf das Erzbisthum Magdeburg, dessen Administrator damals August von Sachsen war. In Ansehung der Religion kam man überein, daß künftig die Lutherische und Calvinische in dem Heiligen Römischen Reiche autorisirt sein sollten.

Dieser Friede, der allen Besitzungen und Gerechtsamen der Deutschen Fürsten zur Grundlage dient, und für den Ludwig XIV die Gewähr leistete, ward im Jahre 1648 bekannt gemacht. 1648.

Der Kurfürst, dessen Interesse auf diese Art bestimmt worden war, schloß im folgenden Jahre mit den Schweden einen neuen Traktat, um die Gränzen zu berichtigen, und um einige Schuldposten zu bekommen, von denen sie nur den vierten Theil bezahlen wollten. Erst im Jahre 1650 räumten die Schweden Pommern, und die Hol- 1649.
länder die Klevischen Herzogthümer gänzlich. 1650.

Ist hätte der Herzog von Neuburg die Angelegenheiten beinahe wieder in eben die Verwirrung gebracht, aus der man sie nur mit so vieler Mühe herausgerissen hatte. Er verfolgte die Protestanten in den Herzogthümern Jülich und

Berg mit Strenge; aber sogleich erklärte Friedrich Wilhelm sich zu ihrem Beschützer, schickte seinen General Spaen mit einigen Truppen in das Gebiet des Herzogs, und ließ ihm zugleich durch Vermittlung der Holländer einen Vergleich vorschlagen.

Karl IV, Herzog von Lothringen, ein unstäter und umherschweifender Fürst, der von Frankreich aus seinen Staaten vertrieben war, und mit einem kleinen Truppenkorps eher ein Tataren- als ein Regentenleben führte, kam während der Zeit dem Herzoge von Neuburg zu Hülfe; und seine Ankunft hätte die friedlichen Gesinnungen beider Partheien beinahe vernichtet. Indes verglich man sich doch. In Absicht der Besizthümer hielt man sich an den Westphälischen Frieden^{*)}; und in Ansehung der Gewissensfreiheit an die Traktaten, welche man von 1612 bis zum Jahre 1647 geschlossen hatte.

1654. Zu dieser Zeit ereignete sich in Schweden eine Begebenheit, welche durch ihre Sonderbarkeit ganz Europa's Augen auf sich zog: die Königin Christina entsagte, zu Gunsten ihres Veters, Karl Gustav's, Pfalzgrafen von Zweibrücken, der Schwedischen Krone. Die Politiker, die den Kopf voll Eigennuz und Ehrsucht haben, tadelten sie sehr; die Hofleute, die allenthalben Feinheit

*) Dem Kurfürsten fiel das Herzogthum Kleve, nebst den Grafschaften Mark und Ravensberg zu; dem Herzoge aber Jülich, Berg und Ravenshein.

suchen, sprengten aus: sie sei durch Abneigung gegen Karl Gustav, den man ihr zum Gemahl habe geben wollen, zu ihrem Schritte bewogen worden. Die Gelehrten lobten sie äußerst, daß sie aus Liebe zur Philosophie der Größe entsage habe. Aber wäre sie wirklich eine Philosophin gewesen, so hätte sie sich nicht mit Monaldeschi's Blute befleckt, und in Rom die aufgegebene Hoheit nicht bedauert. In den Augen vernünftiger Leute schien das Betragen dieser Königin bloß seltsam. Sie verdient dafür, daß sie den Thron verlassen hat, weder Lob noch Tadel; eine solche Handlung wird nicht anders groß, als durch die Wichtigkeit der Bewegungsgründe welche sie veranlassen, durch die Umstände welche damit verbunden sind, und durch die Seelengröße, mit der man seiner Denkungsart treu bleibt.

Raum war Karl Gustav auf dem Thron, so suchte er Gelegenheit, sich durch die Waffen hervorzuthun. Es fehlten noch sechs Jahre an dem Ablaufe des Waffenstillstandes, den Gustav Adolph mit Polen geschlossen hatte; und er ging damit um, Johann Kasimir (der 1648 an Vladislaus Stelle zum König von Polen erwählt worden war) dahin zu bringen, daß er auf die Ansprüche, welche die Krone Polen an Schweden machte, Verzicht thäte und ihm Liefland abträte.

Friedrich Wilhelm traute Karl Gustav'en nicht, und durchsah sogleich dessen Pla-

ne; aber um diesem Fürsten zu schmeicheln, endigte er durch seine Vermittelung den Zwist, welchen die Schwedische Regierung zu Stade mit der Hanseestadt Bremen in Betreff ihrer Freiheiten hatte.

Die Schweden machten bekannt, ihre Kriegszurüstungen wären nur gegen Rußland gerichtet, und verlangten von dem Ruhrfürsten seine Hafen Pillau und Memel, eben so wie Gustav Adolph ehemals von George Wilhelm dessen Festungen Küstrin und Spandau. Aber die Umstände hatten sich seitdem sehr geändert, und der Fürst, an den die Schweden sich wandten, war ein ganz anderer Mann, als George Wilhelm. Der Ruhrfürst wies dieses unbescheidne Ansuchen stolz ab, und erklärte zugleich: wenn der König wirklich Willens wäre, Rußland anzugreifen; so mache er sich anheischig, ein Korps von achttausend Mann zu diesem Kriege zu stellen, und zwar um so mehr, da die Fortschritte der Russen in Polen Besorgniß bei ihm erregten, daß sie sich seinen Gränzen nähern möchten. Diese künstliche Ablehnung zeigte den Schweden, daß der Ruhrfürst weder furchtsam, noch einfältig wäre.

Er benachrichtigte indeß die Republik Polen von der Gefahr, die ihr drohete; und diese bat ihn nun, ihr mit seinem Geschütze, mit seinen Truppen und mit gutem Rathe beizustehen. Auf diese Bitte folgte eine Gesandtschaft, die ihn um seine Vermittelung zu einem schleunigen Vergleich mit

mit Schweden ersuchte; und dann noch eine andre, die um Subsidien zur Bestreitung der Kriegeskosten in ihn drang.

Der Kurfürst wußte, diese Republik sei tumultuarisch in ihren Berathschlagungen, unbestimmt in ihren Entschlüssen, leichtsinnig in ihren Versprechungen, bereit zum Kriege ohne Anstalten dazu getroffen zu haben, erschöpft durch die Raubsucht der Großen, und habe schlecht disciplinirte Truppen; daher gab er zur Antwort: „er könne nicht alles das Unglück, das er besorge, auf sich laden und das Wohl seiner Provinzen aufopfern, um die Republik zu retten, die seine Dienste doch nur mit Undank vergelten würde.“

Um die Ruhe seiner Staaten bei einem Kriege zu sichern, der bereits auszubrechen im Begriff war, schloß er mit den Holländern auf acht Jahre ein Schutzbündniß, bewarb sich um die Freundschaft Cromwell's, dieses glücklichen Thronenräubers, der unter dem Namen „Protector des Vaterlandes“ den unumschränktesten Despotismus darin verübte, und suchte mit Ludwig XIV, der seit dem Westphälischen Frieden der Schiedsrichter von Europa geworden war, in Verbindung zu kommen. Er schmeichelte auch dem Hochmuth Ferdinand's III, um diesen in sein Interesse zu ziehen, erhielt aber nichts zur Antwort, als jene leeren Worte, womit die Minister aus Höflichkeit das Bittre einer Weigerung versüßen. Da Fer-

Christian III seine Truppen vermehrte, so folgte der
Kurfürst seinem Beispiel.

1655.

Friedrich Wilhelm's Verdacht gegen die
Absichten der Schweden bestätigte sich in kurzem.
Ein Korps derselben, unter dem Kommando des
Generals von Wittenberg, ging, ohne angefragt
zu haben, durch die Neumark nach den Gränzen
von Polen. Kaum griff Steinbock dies König-
reich an, so ergaben sich ihm schon zwei Woiwod-
schaften in Großpolen.

Da der Krieg sich hauptsächlich nach den Grän-
zen von Preussen hinwandre, so ging der Kurfürst
an der Spitze seiner Truppen dahin, um besser
Maassregeln nehmen und sie schleunig ausführen
zu können. Er schloß zu Marienburg mit den
Ständen von Polnisch-Preussen ein Schutzbünd-
niß, welchem zufolge beide Parteien einander ge-
genseitig viertausend Mann Hülfsstruppen liefern,
und in Marienburg, Graudenz und einigen andern
Städten Brandenburgische Besatzungen unterhal-
ten werden sollten.

Polen hatte damals nicht bloß an den Schwe-
den Feinde; auch der Zar war schon das Jahr vorher
in Litthauen eingedrungen. Zum Vorwande bei
seinem Angriff brauchte er den unbedeutenden Um-
stand, daß die Polnische Kanzlei ihm einige Titel
zu geben vergessen hatte. Es ist sehr sonderbar,
daß eine Nation, die vielleicht nicht lesen konnte,
ihre Nachbarn wegen eines elenden Fehlers in der
Titulatur bekriegte!

Indeß benutzten die Schweden die Verwirrung ihrer Feinde, und machten beträchtliche Fortschritte. Da sie Preussen in ihrer Gewalt hatten, so nahmen sie Quartiere darin, und zogen sich näher nach Königsberg. Durch diese Unternehmungen ward die Lage des Kurfürsten mit jedem Tage schlimmer, und er war dem Zeitpunkte nahe, wo er die Neutralität nicht länger beobachten konnte, wenn er nicht Preussen dem unvermeidlichen Verderben aussetzen wollte. Da die glücklichen Schweden ihm zu wiederholten malen vortheilhafte Anträge gethan hatten, so wandte er sich zu ihnen, und machte zu Königsberg mit dieser Krone einen Traktat, worin er sich für einen Vasallen derselben anerkannte, und das Herzogliche Preussen von ihr zur Lehn zu nehmen versprach, wenn man dagegen ihm zu Gunsten das Bisthum Ermeland säkularisirte. 1656.

Um seine Partei zu verstärken, schloß Friedrich Wilhelm ein Bündniß mit Ludwig XIV, der ihm seine Provinzen längs dem Rhein und der Weser garantirte. Nun änderte er zu Marienburg seinen Traktat mit Schweden in ein Offensiv-Bündniß um, und verabredete dann in Polen bei einer Zusammenkunft mit dem Könige den Plan zu dem gemeinschaftlichen Feldzuge, besonders aber die Mittel, wie sich den Polen, welche kurz vorher die Schweden aus Warschau vertrieben hatten, diese Stadt wieder abnehmen liesse.

Hierauf marschirte der Kurfürst durch Mazovien, und stieß bei dem Zusammenfluß des Vogs und der Weichsel zu dem Schwedischen Heere. Die verbündete Armee ging zu eben der Zeit über den erstern Fluß, da die Polnische Armee bei Warschau über den letztern ging; und so waren beide durch kein Hinderniß mehr getrennt.

Die Französischen Minister d'Avaugour und de Lombres schmeichelten sich, sie würden durch ihre Unterhandlungen eine Ausöhnung bewirken, und gingen in dieser Absicht oft von einem Lager zum andern; aber die Polen waren auf ihre Menge stolz *), verachteten die Verbündeten, deren Macht sich nur auf sechzehntausend Mann belief, und verworfen alle Vorschläge jener Vermittler mit Uebermuth.

Die Polnische Armee stand in einem verschanzten Lager: ihr rechter Flügel lehnte sich an einen Sumpf; und ihren linken deckte die Weichsel, welche zugleich queer hinter ihrem Rücken fortlief.

Den 28 Juli, bei dem Anbruch der Morgendämmerung, rückten Karl Gustav und Friedrich Wilhelm gegen sie an. Der König, der die erste Kolonne führte, ging durch ein kleines Gehölz, und lehnte seinen rechten Flügel an die Weichsel; aber er fand ein so beschränktes Terrain, daß er beim Deployiren dem Feinde nur eine Fronte von zwölf Schwadronen und drei Bataillonen entgegen stellen konnte. Das Lager der Polen war auf

*) Sie hatten 40,000 Mann.

dieser Seite stark, und schwer anzugreifen; dies nöthigte den König, unverrückt in seiner Stellung zu bleiben, und der Tag verging mit Scharmügeln und Kanonaden. Der Ruhrfürst, der den linken Flügel kommandirte, ließ das Gehölz, durch das der König gegangen war, zur Linken. Da die Nacht hierüber einbrach, so blieb die Armee, ohne zu essen, bis zum Anbruch des Morgens in dieser Stellung unter dem Gewehre.

Am folgenden Tage, den 29sten, bemächtigte sich der Ruhrfürst eines Hügels zu seiner Linken. Von hier aus bemerkte er jenseits jenes Gehölzes eine Ebne, auf der seine Truppen gut auszubreiten waren. Er ließ daher seine Kolonne links formarschiren, formirte sie auf der Ebne, und deckte seine Flanke mit sechs Schwadronen. Als die Tataren diese Bewegung bemerkten, griffen sie den Ruhrfürsten von allen Seiten an; er schlug sie aber zurück, und sein Flügel formirte sich nun gänzlich in der Ebne. Hierauf machten die Tataren einen neuen Versuch; da er ihnen aber eben so mißlang, wie der erste, so zogen sie sich in Unordnung nach ihrem Lager zurück.

Als der König sah, daß die Verschanzung der Feinde sich von der Weichelseite unmöglich angreifen ließe, so traf er Anstalten, seine Disposition zu ändern. Die Polnische Infanterie, die aus ihrer Verschanzung herauszukommen Müh' machte, hinderte ihn zwar einige Zeit lang; aber einige Kanonen, die er gegen die Oefnungen der Verschanzun-

gen aufpflanzte, thaten so große Wirkung, daß die Polnischen Truppen jedesmal, wenn sie herauszurücken suchten, in Unordnung geriethen und ihr Vorhaben aufgeben mußten. Während der Zeit änderte Karl Gustav seine Schlachtordnung, zog seine Mannschaft durch das Gehölz zurück, durch das er den Tag vorher gegangen war, und stellte sich in der Ebne zur Linken der Truppen, die der Ruhrfürst schon hatte aufmarschiren lassen.

Nun rückte die Polnische Armee rechts aus ihren Verschanzungen, und formirte eine weit größere Fronte, als die Verbündeten. Sie hatte ihre sämtliche Reiterei auf den rechten Flügel gestellt; und dieser war durch ein mit Infanterie besetztes Dorf gedeckt, das durch eine Batterie auf einer Anhöhe beschützt ward. Der König von Schweden rückte mit seinem linken Flügel gegen ihre rechte Flanke an; sogleich steckten die Polen das Dorf in Brand, verließen es, und setzten sich wieder hinter einem mehr rückwärts gelegenen Dorfe, das von einem Sumpfe gedeckt wurde. Er verfolgte sie, und kam ihnen zum zweitenmal in die Flanke. Dies machte, daß die Polen auch das zweite Dorf in Brand steckten, und sich von neuem zurückzogen. Bei dieser Gefahr that die Polnische Reiterei einen allgemeinen Angriff; sie fiel die Verbündeten von der Seite, im Rücken und von vorn zugleich an. Aber alle Truppen waren in Bereitschaft, sie gut zu empfangen; die Reserve schlug die zurück, welche von hinten kamen; die

Mannschaft auf den Flanken die, welche dort angreifen wollten; und das Centrum brachte nach einigen Salven die von vorn so in Unordnung, daß sie von allen Seiten flohen. Für diesmal entzog die Nacht den Schweden einen vollständigen Sieg; sie warteten, mit den Waffen in der Hand, auf dem Schlachtfelde den Tag ab, um dann ihren Triumph zu vollenden.

Am folgenden Tage sehr früh, fand der König von Schweden es rathsam, seine Schlachtordnung zu verändern. Er formirte seine beiden ersten Treffen aus Fußvolk, und stellte seine Reiterei in das dritte, doch die Brandenburgischen Kürassierer und Dragoner ausgenommen, welche der Ruhrfürst auf seine rechte Flanke nahm, weil er eine gute Gelegenheit fand, sich ihrer zu bedienen.

Der Feind war noch im Besiz eines Gehölzes, das dem linken Flügel gegenüber lag; dahin schickte man nun einen Zug Geschütz mit einer Bedeckung von fünfhundert Reitern. Nach einigen Salven aus den Kanonen jagte die Kavallerie den Feind aus dem Gehölze, und die Verbündeten ließen es von zweihundert Mann Fußvolk besetzen. Dieser Schritt war um so nöthiger, da die Feinde, so lange sie das Gehölz in Besiz hatten, ihre Reiterei deckten, so daß man ihr nicht leicht beikommen konnte. Der Ruhrfürst drang nun auf die Polnische Kavallerie ein, die auf einer Anhöhe in Schlachtordnung stand, warf sie in einen hinter ihr befindlichen Sumpf, und zerstreute sie gänzlich.

Das feindliche Fußvolk, das jetzt von seiner Reiterei nicht mehr unterstützt ward und seine Kanonen schon den Tag vorher verloren hatte, floh in der größten Unordnung, ohne erst die Schweden und Brandenburger zu erwarten. Es ging eilig und in so großer Verwirrung über die Weichsel, daß viele davon ertranken. Selbst hinter diesem Flusse glaubten sie sich noch nicht sicher, und verließen Warschau, welches sich den Tag nachher den Siegern ergab.

Die Polnische Armee verlor in diesen verschiedenen Gefechten sechstausend Mann, und die Verbündeten, die durch so viele Beschwerlichkeiten ermüdet, und durch ein dreitägiges Fasten ganz entkräftet waren, konnten die Ueberwundnen nicht verfolgen.

Johann Kasimir war bei der Niederlage seiner Truppen in Person zugegen gewesen. Die Königin seine Gemahlin, und einige von den vornehmsten Senatorinnen der Republik hatten ihr auf der Weichselbrücke zugeesehen, aber zu weiter nichts gedient, als die Verlegenheit, die Verwirrung und den Schimpf einer gänzlichen Niederlage zu vergrößern.

Als die siegreiche Armee etwas Ruhe genossen hatte, marschirte sie sechs deutsche Meilen, um die Polen zu verfolgen. Der Kurfürst aber ließ einige Truppen unter dem Befehl des Königs von Schweden, und ging mit dem größten Theile seiner Armee nach Preussen zurück, um die Tataren,

welche Streifereien darin machten, daraus zu verjagen. Da er bemerkte, wie äußerst nöthig Karl Gustav seinen Beistand brauchte, so bediente er sich der damaligen Umstände mit so vieler Geschicklichkeit, daß er durch den Labiauer Traktat die gänzliche Souveränetät über Preussen erlangte, wobei Schweden sich nur die eventuelle Erbfolge in diesem Herzogthume vorbehielt.

Der Kurfürst meldete dem Kaiser, daß die Schlacht bei Warschau gewonnen sei; aber Ferdinand III, der noch immer vor den Schweden besorgt war, das gute Verständniß zwischen ihnen und den Brandenburgern ungern sah, und überdies das glänzende Glück jener beiden Helden beneidete, antwortete ihm bloß: er bedaure die Polen, daß sie es mit zwei so tapfern Fürsten zu thun hätten.

Der Kaiser, der damals mit allen seinen Nachbarn Frieden hatte, glaubte, es wäre seiner Würde gemäß, sich in die Polnischen Unruhen zu mischen; entweder um dies Reich zu beschützen, oder den König von Schweden herunterzubringen, oder auch bei dieser Gelegenheit selber Vortheil zu ziehen. Er schickte daher der Republik sechszehntausend Mann unter Hassfeld's Befehl zu Hülfe. Dänemark nahm, aus Haß gegen Schweden, ebenfalls Polens Partei. Ein so mächtiges Bündniß war für Gustav eine sichere Vorbedeutung von der Unbeständigkeit des Glücks. Ferdinand III begnügte sich nicht damit, den Polen mit seinen Truppen beizustehen, sondern wollte sie auch von

1657.

einem furchtbaren Feinde befreien, und forderte daher Friedrich Wilhelm in den dringendsten Ausdrücken auf, sich von den Schweden loszumachen.

Der Ruhrfürst wurde von allen Seiten gedrängt; deshalb entschloß er sich, dem Gebote der Nothwendigkeit zuvorzukommen, und das gutwillig zu thun, was er doch nicht abschlagen durfte. Da er voraus sah, daß der Kaiser und der König von Dännemark ihn durch einen Einfall in seine Deutschen Staaten zwingen konnten, die Schwedische Partei zu verlassen, so machte er zu Welau Frieden mit Polen. Diese Krone erkannte die Unabhängigkeit Preussens an; trat ihm, zur Entschädigung für das Bisthum Ermeland, die Aemter Lauenburg und Bütow ab; verpfändete ihm die Stadt Elbing für eine Summe Geldes; und dehnte die Erbfolge in Preussen auf seine Vettern die Markgrafen in Brandenburg aus. Polen und Brandenburg versprachen einander gegenseitig eine Hülfe von zweitausend Mann; und der Ruhrfürst räumte alle die von der Republik abhängigen Städte, worin er Besatzung gehabt hatte. Dieser wichtige Traktat ward zu Bromberg unterzeichnet.

Da die ehemaligen Verbindungen des Ruhrfürsten mit Schweden und Frankreich durch den so eben geschlossenen Frieden abgerissen waren, so fand er es rathsam, sie durch neue zu ersetzen, und schloß daher mit dem Kaiser und dem Könige von Dännemark ein Bündniß. Durch diesen Traktat

verpflichtete sich Ferdinand III., der kontrahirenden Parthei welche etwa Beistand nöthig hätte, sechstausend Mann zu stellen; Friedrich Wilhelm aber versprach ein Kontingent von dreitausend fünfhundert Mann.

Den Kaiserlichen Thron, der durch den Tod Ferdinand's III. erledigt wurde, bestieg nunmehr der Erzherzog Leopold; da der Erzherzog Franz, den sein Vater (gegen die Goldne Bulle und gegen den Willen der meisten Reichsfürsten) im Jahre 1653 zum Römischen König hatte wählen lassen, schon bei dessen Lebzeiten gestorben war.

Der König von Schweden rächte sich indeß, aus Erbitterung darüber, daß der Kaiser und der König von Dänemark seine Pläne auf Polen schon in der Geburt erstickten, durch einen Einfall in Seeland, und zwang den letztern, in Roskild einen Frieden mit ihm zu unterzeichnen. Kaum war der Traktat geschlossen, so brach ihn der König von Dänemark schon; mit der Rückkehr der Freiheit vernichtete er das, was er aus Zwang gethan hatte. Ob er gleich den Angriff that, so verlangte er doch von dem Kaiser und dem Rußfürsten Beistand gegen Schweden, und erhielt ihn wirklich.

Als Friedrich Wilhelm sich bereit hielt, dem Könige von Dänemark zu Hülfe zu kommen, ordnete er an, daß der Fürst von Anhalt während seiner Abwesenheit Statthalter seiner Länder sein sollte. Er ging mit seiner Reiterei und dreitausend Kaiserlichen Kürassieren von Berlin ab,

nöthigte die in Holstein befindlichen Schweden, sich über die Eider zurückzuziehen, legte eine Brandenburgische und Kaiserliche Besatzung in Gottorp, verjagte dann die Schweden aus der Insel Åland, und nahm mit seinen Truppen in Jütland die Winterquartiere.

1658.

Im folgenden Jahre eröffnete er den Feldzug durch die Einnahme von Friedrichsodde und der Insel Janö; aber seine Unternehmung auf die Insel Zünen schlug ihm fehl, weil acht Schwedische Kriegsschiffe die Barken zerstreueten, in denen seine Truppen übersehn sollten.

Um die Macht der Schweden mehr zu theilen, rückte de Souches mit den Kaiserlichen und zweitausend Brandenburgern *) in Vorpommern ein. Er und Stahremberg bemächtigten sich einiger kleinen Städte auf der Insel Wollin, und belagerten Stettin, dessen Kommandant, Würz, sich rühmlich vertheidigte. Die Nachricht von dieser Unternehmung kam durch das Gerücht nach Dänemark. Wrangel, der die Schweden daselbst kommandirte, eilte Pommern zu Hülfe, schiffte sich zu Stralsund aus, überfiel zweihundert Brandenburger auf der Insel Usedom, und warf eine Verstärkung von sechzehnhundert Mann in Stettin.

Würz ließ diese nicht müßig; er that einen wüthenden Ausfall, verjagte die Kaiserlichen aus ihren Laufgräben, vernagelte ihre Kanonen, verbreitete Schrecken in ihrem Lager, und zwang sie,

*) Der dortige Befehlshaber derselben war Graf Dohna.

die Belagerung aufzuheben, die schon sechs und vierzig Tage gedauert hatte.

Seitdem W r a n g e l in Pommern eingerückt war, näherte sich der Krieg dem Brandenburgischen. Dies bewog den Rußfürsten, Jütland zu verlassen; er folgte W r a n g e l'n, nahm Warnemünde und Triebsees ein, schlug bei Stralsund in Person ein Detaschement von dreihundert Reitern, und endigte seinen Feldzug damit, daß er Demmin wegnahm.

Indeß der Krieg in Holstein und Pommern lebhaft geführt wurde, hatten die Schweden die Polen aus Groß- und Klein-Werder, desgleichen aus der Stadt Marienburg in Preussen vertrieben; aber im folgenden Jahre wurden sie von den Kaiserlichen und den Polen wieder daraus verjagt: und Polenz, General des Rußfürsten, that einen Einfall in Kurland, wo er ihnen einige Städte abnahm. 1659.

Zu mehrerer Erläuterung dieser militairischen Begebenheiten, muß man bemerken, daß die meisten Städte, welche damals Belagerungen aushielten, bei der jetzigen Art sie anzugreifen, sich nicht vier und zwanzig Stunden halten könnten, wenn sie anders nicht von einer ganzen Armee unterstützt würden.

Karl Gustav starb mitten unter der Unruhe und Zerrüttung, in die er den Norden gestürzt hatte, in der Blüthe seines Alters. Die Minorjährigkeit seines Sohnes, Karl's XI, der

erst fünf Jahre alt war, mäßigte den kriegerischen Trieb der Schweden, die durch das Beispiel ihrer Herren beseelt zu werden pflegten. Fast zu gleicher Zeit hatte der König von Polen, Johann Kasimir, die Krone niedergelegt, und Michael Koriбут war an seiner Statt von der Nation gewählt worden. Nach dem Tode des ersten Königs, und der Thronentsagung des letzten, hörten die Feindseligkeiten von beiden Theilen auf.

Die kriegsführenden Parteien sehnten sich nach dem Frieden, und verlangten nur ihre Sicherheit; und da sie alle einerlei Gesinnungen hatten, so vereinigten sie sich, in dem Kloster Oliva bei Danzig die Friedensunterhandlungen zu eröffnen, welche, da die Ehrsucht nicht dabei ins Spiel kam, auch bald ein glückliches Ende erreichten. Man bestätigte dem Ruhrfürsten den Bromberger Traktat, und erkannte seine Souverainetät über Preussen an. Die andren Mächte kamen überein, daß eine jede die Besitzungen wieder bekommen sollte, die sie vor dem Anfange des Krieges gehabt hatte.

1660.

Die Preussischen Stände unterwarfen sich dem Brombergischen Traktate nur ungern, und behaupteten: Polen habe gar kein Recht, über ihre Freiheit Verfügungen zu treffen.

Ein Edelmann, Namens Kode, der die meiste Neigung zum Aufruhr hatte, ward in Verhaft genommen. Als die ersten Bewegungen dieser Empörung gestillt waren, ließ der Ruhrfürst sich persönlich zu Königsberg huldigen.

Bei der Ruhe, die jetzt in ganz Europa herrschte, konnte der Ruhrfürst alle seine Aufmerksamkeit auf das Wohl seiner Völker wenden. So wie er in Kriegeszeiten der Beschützer seiner Staaten gewesen war, so wollte er nun im Frieden aus edlem Ehrgeiz auch ihr Vater werden. Er half den Familien, welche die Feinde zu Grunde gerichtet hatten, und führte die zerstörten Mauern der Städte wieder auf; Wüsten wurden angebaut; Felder; Waldungen verwandelten sich in Dörfer; Kolonien von Feldarbeitern weideten ihre Heerden an Orten, welche die Verheerungen des Krieges zu einer Freistätte wilder Thiere gemacht hatten. Er ermunterte durch seine Bemühungen die Landwirtschaft, diesen so verachteten und doch so nützlichen Erwerbszweig. Täglich sah man einige neue Schöpfungen; auch brachte man es dahin, daß man einen künstlichen Kanal zog, der die Spree mit der Oder vereinigte, den Handel der Provinzen beförderte, und den Transport der Waaren, sowohl nach der Ost- als nach der Nordsee, abkürzte.

Friedrich Wilhelm war durch Güte des Herzens und durch seinen Eifer für das allgemeine Beste noch größer, als durch seine militairischen Eigenschaften und durch seine richtig abgemessene Staatsklugheit, durch die er Alles so und zu einer solchen Zeit unternahm, daß es gelingen mußte. Tapferkeit bildet große Helden; Menschlichkeit gute Fürsten.

1665.

Während dieses Friedens bekam der Kurfürst die eventuelle Huldigung von dem Erzbisthum Magdeburg, und legte in die Hauptstadt dieses Namens eine Besatzung. Auch vereinigte er die Herrschaft Regenstein, ein Lehn des Fürstenthums Halberstadt, mit seinen Domänen, und behauptete seine Gerechtsame gegen die Ansprüche der Herzoge von Braunschweig.

Nun, da wir angeführt haben, welche Sorgfalt der Kurfürst auf das Innere seiner Regierung wandte, wird es auch nöthig sein, in wenigen Worten zu erzählen, welchen Antheil er an den allgemeinen Europäischen Angelegenheiten nahm. Er schickte dem Kaiser, als dieser von den Türken in Ungarn angegriffen ward, zweitausend Mann unter dem Befehl des Herzogs von Holstein zu Hülfe. Auch stand er dem Könige von Polen Michael Koribut, in dem Kriege bei, den er gegen die Ungläubigen führte. Ferner brachte er es durch seine Vermittelung dahin, daß die Söhne des Herzogs von Lüneburg sich über die väterliche Erbschaft verglichen, und that alle Zwistigkeiten über die Klevische Erbfolge ab, die noch mit dem Herzoge von Neuburg beizulegen waren. Die Schweden machten ein Schutzbündniß mit ihm, und im Haag schloß er mit dem Könige von Dänemark, der Republik Holland und dem Herzoge von Braunschweig eine vierfache Allianz, der auch der Kaiser beitrug.

Diese

Diese Bündnisse, welche die Ruhe des Deutschen Reiches sichern sollten, verloren durch die Menge der theilnehmenden Parteien ihre Kraft; sie zeigten nur zu deutlich, wie überlegen Frankreich, und wie schwach Deutschland sei, da so viele vereinigte Staaten kaum der Macht eines einzigen Monarchen Widerstand thun konnten.

Man sah bald, daß diese Vorsicht der Reichsfürsten vergeblich gewesen war. Ludwig XIV., der nun die Regierung selber antrat, brannte vor Ungeduld, sie durch irgend etwas auszuzeichnen, das die Blicke von ganz Europa auf ihn zu ziehen verdiente. Er brach daher an der Spitze seiner Armee auf, um Spanisch Flandern anzugreifen. Daß man der Maria Theresia ihre Mitgift nicht ausgezahlt hatte, gab ihm Veranlassung zu einer Kriegserklärung. Ob man gleich in Madrid diesen Grund nicht so gültig fand, als in Paris; so glaubte Ludwig XIV doch, ganz gebührend zu verfahren, als er in die Spanischen Niederlande einfiel, die damals nur wenige Truppen zur Verteidigung hatten. 1667.

Frankreich war darauf bedacht, den Bündnissen, die etwa zur Unterstützung Spaniens geschlossen werden könnten, zuvorzukommen, und hielt es deshalb für rathsam, die Freundschaft des Ruhrfürsten nicht zu verschmerzen. Dieser versprach wirklich, keinen Theil an einem Kriege zu nehmen, der ihn auch in der That nichts anging.

1668. Ludwig XIV bemächtigte sich eines Theiles von dem Spanischen Flandern beinahe ohne Widerstand. Im darauf folgenden Winter nahm er Hochburgund durch den Prinzen Condé ein, der auf Turenne wegen seines herrlichen Feldzuges in Flandern eifersüchtig war, und ihn durch diesen übertreffen wollte. Die Spanier suchten in dieser dringenden Noth ihre Zuflucht bei den Holländern, welche sie ehemals bedrückt und verachtet hatten; und diese Republikaner beschützten sie nun bei dieser Gelegenheit gegen die Unternehmungen des Königs von Frankreich.

Van Witt, Pensionarius von Holland, der Ritter Temple, Englischer Minister, und Dohna, Schwedischer Ambassadeur, entschlossen sich, den Fortschritten Ludwigs XIV Einhalt zu thun. Bald nachher machten Schweden, Holland und England im Haag ein Bündniß. Ludwig XIV zertheilte das Ungewitter, das ihm drohete, dadurch, daß er selbst den Spaniern Anträge zu einem Frieden that, der in Aachen auch wirklich geschlossen ward. Die Bedingungen desselben bestanden darin, daß der König die eroberten festen Plätze in Flandern behalten und den Spaniern Burgund wiedergeben sollte.

Den Holländern wäre es lieb gewesen, wenn er auch Flandern wieder geräumt hätte. Aber alle ihre Mühe ihn dazu zu bewegen, war unnütz; denn da er bei seiner Erbitterung gegen die Holländer sich an ihnen zu rächen suchte, so brauchte er jene

Provinz um so nöthiger. Ludwig's XIV Ab- 1669.
sichten auf die vereinigten Niederlande blieben nicht
so geheim, daß nicht etwas davon hätte verlauten
sollen. Wer bei einer Angelegenheit am wenigsten 1670.
interessirt ist, sieht oft am schärfsten darin. Frie-
driech Wilhelm merkte bald, daß der so eben ge-
schlossene Friede zwischen Frankreich und Spanien
für Holland unglückliche Folgen haben könnte, und
bemühte sich, das Ungewitter abzuleiten, das diese
Republik bedrohetete. Ludwig XIV war weit da-
von entfernt, so friedfertige Gesinnungen anzuneh-
men, und suchte vielmehr den Ruhrfürsten selber
mit in den Krieg zu verwickeln, den er gegen die
Holländer unternehmen wollte. Dies Geschäft
übertrug er dem Fürsten von Fürstenberg.
Aber dieser sah, als er nach Berlin kam, zu seinem
Erstaunen einen Regenten, der die Empfindungen
der Freundschaft und Erkenntlichkeit den Lockungen
des Eigennuzes und der Ehrsucht vorzog.

Es ward bald ein Bündniß zur Unterstützung 1671.
der vereinigten Niederlande geschlossen. Die Ruhr-
fürsten von Brandenburg und von Köln, der Bi-
schof von Münster und der Herzog von Neuburg
unterzeichneten es zu Viesefeld; aber kaum war dies
geschehen, so traten der Ruhrfürst von Köln und
der Bischof von Münster schon zur Gegenpar-
tei über.

Holland, welches 1672 von Frankreich ange- 1672.
griffen, und zugleich von den beiden letztern Fürsten
durch Anfälle beunruhigt wurde, war nun in einer

solchen Lage, daß es von dem Edelmuthe seiner Bundesgenossen keinen Beistand zu hoffen wagte. Unglückliche lernen das menschliche Herz am besten kennen; die Abnahme ihres Glücks ist wie ein Thermometer, das ihnen zugleich die Erkaltung ihrer Freunde anzeigt. Die Provinzen der Niederländer waren von Ludwig XIV erobert, ihre Truppen furchtsam gemacht und flüchtig, und Amsterdam auf dem Punkt, eingenommen zu werden. Wie hätten sie in einer solchen Lage hoffen können, daß ein Fürst großmüthig genug sein würde, allen den Gefahren zu trohen, welche sie für sich und ihre Vertheidiger zu befürchten hatten, wenn sie sich dem mächtigsten und glücklichsten Monarchen in Europa im Laufe seiner Siege widersetzten?

Indeß, es fand sich ein solcher Vertheidiger. Friedrich Wilhelm hatte Seelengröße genug, um ein Bündniß mit dieser Republik zu schließen, als ganz Europa schon gewiß glaubte, sie würde von eben den Wogen verschlungen werden, über welche sie unumschränkt geherrscht hatte. Er machte sich anheischig, ein Korps von zwanzigtausend Mann zu stellen, von dem die Hälfte im Solde der Republik sein sollte; und beide Parteien versprachen überdies, keinen Separatfrieden mit ihren Feinden zu schließen. Bald nachher trat auch der Kaiser Leopold diesem Bündnisse bei.

Indessen hatte Ludwig's XIV schnell fortschreitendes Glück eine Veränderung in der holländischen Regierungsform veranlaßt. Das Volk



war durch die Noth des Staats und die Intriguen des Prinzen von Oranien in Noth, schrieb dem Grosspensionair sein ganzes Unglück zu, und rächte an den Gebrüdern van Witt die Uebel, welche Holland hatte erdulden müssen, mit unerhörter Grausamkeit. Es wählte in der größten Eil Wilhelm von Oranien zum Statthalter; und dieser neunzehnjährige Prinz ward der unermüdlichste Feind, den der ehrfürchtige Ludwig XIV bekämpfen mußte.

Der Kurfürst, ein Anverwandter des neuen Statthalters, beeiferte sich, ihm Beistand zu leisten. Kaum hatte er seine Truppen zusammengezogen, so rückte er bis nach Halberstadt vor, wo Montekukuli mit zehntausend Kaiserlichen zu ihm stieß. Nun setzte er unverzüglich seinen Marsch nach Westphalen fort. Auf das Gerücht von seiner Annäherung verließ Turenne Holland, nahm einige Städte im Klevischen ein, und ging ihm an der Spitze von dreißigtausend Franzosen entgegen. Alle Früchte dieser Diversion bestanden darin, daß der Bischof von Münster die Stadt Gröningen räumte, und die Franzosen die Belagerung von Mastricht aufhoben. Der Kurfürst wollte Turenne eine Schlacht liefern, und gerades Weges den Holländern zu Hülfe eilen; aber Montekukuli, der seinen geheimen Befehlen zufolge nicht angriffsweise agiren durfte, wollte hievon nicht willigen, und führte allerlei schlechte Gründe an, um den Kurfürsten davon abzubringen. Da dieser

nicht stark genug war, mit seiner eignen Macht etwas zu thun, so mußte er sich nach den Absichten des Kaisers bequemen. Er ging also nach der Gegend von Frankfurt am Main, und zeigte dem Prinzen von Oranien die Ursachen zu seinem Schritte an. Durch diesen Marsch nöthigte er indeß Turenne'n, bei Andernach über den Rhein zurückzugehen, und befreiete die Holländer von dreißigtausend Feinden.

Der Kurfürst würde, wenn es nur von ihm abgehangen hätte, Turenne'n gefolgt sein; denn er hatte schon Anstalten gemacht, bei Nirstein über den Rhein zu gehen. Aber Montefukuli setzte sich geradezu dagegen, und erklärte, die Kaiserlichen würden dies nicht mitthun. So lief der Feldzug fruchtlos ab, und der Kurfürst nahm seine Winterquartiere in Westphalen.

Die Franzosen benutzten diese Unthätigkeit. Turenne ging bei Wesel über den Rhein, bemächtigte sich des Herzogthums Kleve und der Grafschaft Mark, und rückte gegen die Weser vor. Der Bischof von Münster suchte indeß vergeblich Münster wegzunehmen.

Man rieth dem Kurfürsten, seine Lage auf die Entscheidung eines Treffens ankommen zu lassen. Dieser Meinung war der Fürst von Anhalt, und unterstützte sie mit guten Gründen. Er behauptete: Turenne müßte, wenn er geschlagen würde, über den Rhein zurückgehen, und könnte, wenn er siegte, die überwundenen

Truppen nicht verfolgen, weil er sich sonst zu weit von den Französischen Gränzen entfernte. Der Ruhrfürst neigte sich ziemlich stark zu dieser Meinung hin. Es war gerade ein Sonntag. Die Minister, die eben so sehr vor den Franzosen in Furcht, als gegen den Fürsten von Anhalt neidisch waren, beredeten den Geistlichen, lange zu predigen. Er sprach drei Stunden lang; und so bekamen sie Zeit, es so einzurichten, daß der Plan fehlschlug. Die Kaiserlichen Truppen weigerten sich, etwas zu thun; und der Ruhrfürst hielt sich nicht für stark genug, es allein, ohne Beistand seiner Bundesgenossen, gegen Frankreich aufzunehmen.

Da Friedrich Wilhelm in diesem Feldzuge Turenne'n nicht durch die Waffen besiegen konnte, so that er es durch Edelmuth. Ein Franzose in' dessen Lager, Namens Bille neuve, erbot sich gegen den Ruhrfürsten, seinen General zu ermorden. Friedrich Wilhelm verabscheute ein solches Verbrechen, warnte Turenne'n vor dem Verräther, und setzte hinzu: er ergreife mit Vergnügen die Gelegenheit, ihm zu zeigen, daß durch alle die Uebel, welche die Franzosen seinen Provinzen zugefügt hätten, seine Achtung für ihn doch nicht vermindert worden wäre.

Die Holländer blieben die Subsidien, die sie zu bezahlen versprochen hatten, schuldig. Der Kaiser und Spanien hatten noch nicht gegen Frankreich Partei genommen, und alle Westphälische

1673.

Provinzen des Ruhrfürsten waren verloren. So viele Gründe bewogen ihn, da überdies seine Macht nicht stark genug war, sich mit Frankreich zu vergleichen. Der Friede ward in Boffem geschlossen, und von Ludwig XIV in seinem Lager vor Mastricht unterzeichnet. Man gab dem Ruhrfürsten alle seine Besitzungen wieder, ausgenommen die Städte Rees und Wesel, welche die Franzosen bis zum Friedensschlusse mit den Holländern in Besitz behielten. Friedrich Wilhelm versprach, den Holländern nicht mehr beizustehen; doch behielt er es sich vor, das Reich, falls es angegriffen würde, zu vertheidigen. Die übrigen Friedensartikel betrafen den Ersatz für den Schaden, den die Französischen Truppen verursacht hatten, und den Ludwig XIV dem Ruhrfürsten zu vergüten versprach.

So sehr dieser sich indeß bemühte, den König von Frankreich dahin zu bringen, daß er auch die Holländer mit in den Frieden einschloße: so war es doch vergeblich; und er hatte sich aufgeopfert, um die unglückliche Republik zu erhalten. Hätten so viele weit mächtigere Fürsten nur einen Theil seiner Großmuth gehabt, so wäre Holland eher gerettet worden, und der Ruhrfürst nicht gendehigt gewesen, sich unter die Macht des furchtbarsten Königs in Europa zu beugen.

Ludwig XIV hatte die Holländer zu Boden geschlagen, ihre Bundesgenossen sie zu verlassen genöthigt, und die beiden Oestreichischen Häuser in Unthätigkeit gehalten. Indesß war die Triumph-

pforte, die man ihm vor dem Thore St. Denis wegen der Eroberungen in Holland erbaute, noch nicht fertig, als diese schon wieder verloren gingen. Die Franzosen hatten zu viele feste Plätze besetzt, dadurch ihre Armeen beträchtlich geschwächt, und Amsterdam, die Seele des Staates, einzunehmen vernachlässigt. Die Holländer öfneten, um sich zu retten, ihre Schleusen; Turenne konnte Montekuli's Vereinigung mit dem Prinzen von Oranien nicht verhindern. Alle diese Umstände zusammen genommen machten, daß die Franzosen ihre Vortheile wieder verloren und Holland zu räumen genöthigt waren. Um auf einer andern Seite die Oberhand wieder zu gewinnen, bemächtigte sich Ludwig XIV der Grafschaft Burgund; Turenne rückte in die Pfalz ein, und seine Truppen verübten darin die größten Excesse. Der Ruhrsüß von der Pfalz, der aus seinem Schlosse mehrere Dörfer hatte abbrennen sehen, beklagte sich bei dem Reichstage darüber; und der Kaiser, der bei der Unterjochung Hollands ganz ruhig geblieben war, erwachte nun aus seiner Schlassucht, um dem Reiche zu helfen, und brach mit dem Könige von Frankreich. Vielleicht ist dies der einzige Krieg, den das Haus Oestreich für die Sicherheit und zur Vertheidigung Deutschlands unternommen hat.

Leopold verband sich mit Spanien und Holland; und Friedrich Wilhelm machte sich anheischig, dem Reiche sechstausend Mann Hülfstruppen zu geben, deren Unterhaltung die beiden letztern

Mächte ihm zum Theil zu erleichtern versprochen. Da Ludwig XIV das Reich angrif, so handelte der Ruhrfürst durch den Entschluß, diesem beizustehen, den Verbindungen gar nicht zuwider, in denen er seit dem Frieden zu Vossien mit Frankreich stand.

Im Anfange war dieser Feldzug für die Verbündeten unglücklich. Condé schlug bei Senef den Prinzen von Oranien; Turenne, der bei Philippsburg über den Rhein gegangen war, erug einen Sieg über den alten Kaprara davon, schlug bei Sieghelm den Herzog von Lothringen, Karl'n IV, und bei Holzheim, wohin er von da marschirte, ein großes Korps Kaiserlicher, über welches Bournonville das Kommando hatte.

Der Ruhrfürst ging bei Straßburg über den Rhein, und stieß wenige Tage nach Bournonville's Niederlage zu demselben. Er fand die Generale, welche diese Armee kommandirten, in Zwietracht und Entrüstung gegen einander, und mehr beschäftigt, sich selbst zu schaden, als die Feinde zu überwinden.

Nach der Vereinigung mit den Brandenburgern war die Kaiserliche Armee über funfzigtausend Mann stark. Der Ruhrfürst, der nach Rußin strebte, wollte ein Treffen liefern, und drang in Bournonville'n, hierin einzuwilligen; aber vergebens. Die Armee nahm ihr Lager bei Rockersberg; die Brandenburger bemächtigten sich des kleinen Schlosses Wofselsheim; und Turenne, der auf etwas

Größeres dachte, ging wieder über die Saar nach Lothringen zurück.

So ward dieser Feldzug unnütz hingebracht, da die Reichstruppen ihre Ueberlegenheit nicht nutzen, und ihren Feinden Zeit und Mittel ließen, ihnen die gefährlichsten Streiche beizubringen. Der Ruhrfürst nahm seine Quartiere von Kolmar bis nach Maasmünster, und die Kaiserlichen schlossen Breisach ein.

Zurenne war gegen eine Armer, in der Zwiespalt herrschte, immer sehr stark, und bekam nun noch zehntausend Mann von der Armee in Flandern. Er hatte sich wie Fabius zurückgezogen, und rückte nun wie Hannibal vor.

Der Ruhrfürst hatte das, was erfolgen würde, vorausgesehen, und Bournonville'n zu wiederholtemal gerathen, seine zerstreuten Quartiere zusammenzuziehen. Aber dieser war eingebildet; der Rückzug der Franzosen hatte ihn in eine Sicherheit eingeschláfert, aus der er gar nicht zu erwecken war, so, daß er jenen Rath nie befolgen wollte. Indessen geht Zurenne durch die engen Pässe bei Thann und Bedfort, dringt in die Quartiere der Kaiserlichen ein, hebt zwei davon auf, nimmt ein Regiment Brandenburgischer Dragoner (von Spaen) gefangen, schlägt Bournonville'n bei Mühlhausen im Sundgau, und verfolgt ihn. Dieser General stößt in Eil zu dem Ruhrfürsten, der seine Truppen bei Kolmar zusammengezogen hatte. Zurenne kommt an, stellt sein er-

stes Treffen vor die Fronte des Lagers, die sich nicht angreifen ließ, und sucht ihm mit dem zweiten in den Rücken zu kommen. Der Rußfürst, der auf einem engen Terrän postirt, von Turenne'n in die Flanke genommen, und dem Bournonville in allen Stücken entgegen war, brach während der Nacht auf, und ging bei Straßburg über den Rhein zurück. Die Kaiserlichen hoben nun die Belagerung von Breisach auf, und die Franzosen wurden Meister vom Elsaß.

Friedrich Wilhelm nahm mit seinen Brandenburgern die Winterquartiere in Franken. Sein schlechtes Glück in diesem Feldzuge muß den nicht befremden, der die Grundsätze kennt, nach denen der Wiener Hof zu handeln pflegt.

Die Kaiserlichen Minister standen weit unter den Französischen, und Bournonville ließ sich nicht mit Turenne'n vergleichen.

In Wien entwarfen Minister, die bloß Politik verstanden, in ihrem Kabinette Operationspläne, die nichts weniger als militairisch waren, und wollten die Generale auf einer Bahn, die man durchfliegen muß, wenn man sie zurücklegen will, am Leitbände führen.

In Versailles wußten die Minister, daß genaue Kenntniß militairischer Expeditionen eben nicht ihre Sache wäre, blieben daher bei allgemeinen Entwürfen zu den Operationsplänen stehen, und hielten Condé und Turenne für groß genug,

um sich in Absicht der Ausführung ganz auf sie zu verlassen *).

Die Französischen Generale, die beinahe unumschränkte Gewalt über ihre Armeen hatten, folgten frei dem Rufe ihres Genie's, und benutzten die Gelegenheit, wenn sie sich darbot; ihre Feinde hingegen ließen diese oft dadurch verloren gehen, daß sie Kouriere an den Kaiser abschickten, und ihn um Erlaubniß zu Unternehmungen baten, die bei der Rückkehr derselben nicht mehr thunlich waren.

Der Kaiser ehrte zwar den Ruhrfürsten damit, daß er ihn seine Stelle bei den Armeen vertreten ließ; aber doch setzte er nur in seine eigene Generale Vertrauen. Daher kam es, daß durch Montekukuli die Pläne zu dem Feldzuge von 1672 fehlschlügen, und daß Bournonville an dem Unglück, das man im Elsaß erfuhr, Schuld hatte. Der Wiener Staatsrath, der sich nicht an Ort und Stelle befand, war durch den Verlust der Schlachten bei Senef, Siegheim und Holzheim furchtsam geworden, und glaubte, Deutschland wäre verloren, wenn er auch die vierte wagte. Hierzu kam überdies noch das Mißverständniß zwischen den Kaiserlichen Generalen. Diese Ursachen zusammen genommen, machten, daß Friedrich Wilhelm sich an der Spitze der Kaiserlichen Truppen nie

*) Der Kardinal Richelieu zeigte einmal Bernhard von Weimar auf einer Karte den Ort, wo er über einen Fluß gehen sollte. Aber der Deutsche General schlug ihm ohne Umstände auf die Finger, und sagte: „Herr Kardinal, Ihr Finger ist keine Brücke.“

so bewundernswürdig zeigte, als vor seinen eignen.

1675. Indesß Turenne durch seine Geschicklichkeit die Gränzen von Frankreich sicherte, bemühet sich Ludwig's XIV Staaterath, ihn von einem gefährlichen Feinde zu befreien, und bewirkte, um Friedrich Wilhelm von den Kaiserlichen zu trennen, ihm eine Diversion, die ihn nach seinen eignen Staaten zurückrief.

Schweden hatte zwar 1673 ein Schutzbündniß mit dem Ruhrfürsten geschlossen, aber Frankreich fand Mittel es zu zerreißen, und Wrangel rückte an der Spitze einer Schwedischen Armee in die Mark Brandenburg ein.

Der Statthalter derselben, Fürst von Anhalt, beklagte sich sehr bitterlich über diesen Einbruch; allein Wrangel antwortete ihm bloß: „die Schweden würden sich mit ihren Truppen zurückziehen, sobald der Ruhrfürst mit Frankreich Frieden gemacht hätte.“

Der Fürst von Anhalt zeigte dem Ruhrfürsten an, daß seine Staaten verheert würden, und daß die Schweden Plünderungen darin verübten; und da er nicht Truppen genug hatte, um sich einer Armee entgegen zu stellen, so war Friedrich Wilhelm damit zufrieden, daß er sich in Berlin einschloß, um daselbst seine Ankunft zu erwarten.

Indesß die Brandenburgischen Truppen sich in den Fränkischen Winterquartieren von den Beschwerlichkeiten erholten, die sie bei dem Feldzuge

im Elsaß erlitten hatten, rotheten die Märkischen Bauern, voll Verzweiflung über die Schwedischen Bedrückungen, sich zusammen, und erhielten einige Vortheile über ihre Feinde. Sie hatten Kompagnien errichtet, und in ihren Fahnen stand der Name des Ruhrfürsten mit der Aufschrift:

Wir sind Bauern von g'ringem Gut,
Und dienen unserm Ruhrfürsten mit Leib und Blut.

Wrangel, der bei dem allen noch einige Mannszucht unter den Schweden hielt, ward krank, und nun vermehrten sich, da er unthätig war, die Erpressungen und Räubereien noch. Selbst die Kirchen wurden nicht verschont, und der Soldat verübte aus Eigennuß und Habsucht die größten Grausamkeiten.

Die Mark, die nach ihrem Befreier seufzte, hatte ihn nicht lange zu erwarten. Friedrich Wilhelm, der Anstalten traf, sich an den Schweden für ihre Bundbrüchigkeit zu rächen, brach aus seinen Quartieren in Franken auf, und kam den 11 Junius nach Magdeburg. Unmittelbar nach seiner Ankunft ließ er die Thore dieser Festung schließen, und brauchte alle nur mögliche Vorsicht, daß die Feinde seine Annäherung nicht erführen. Die Armee ging gegen Abend über die Elbe, und kam durch Abwege des Nachts vor den Thoren von Rathenau an. Der Ruhrfürst ließ den Landrath, Herrn von Bries, der ihm sehr ergeben war, dies wissen, und verabredete mit ihm insgeheim die Mittel zu einem Ueberfall der Schweden.

Die st führte seinen Auftrag mit Geschicklichkeit aus. Er gab den Offizieren von dem Regimente Wangelin, welches in Rathenau lag, ein großes Abendessen, bei dem die Schweden sich ohne Maas dem Vergnügen zu trinken überließen. Indes sie ihren Rausch ausschließen, ließ der Kurfürst Detaschementer von Fußvolf in verschiednen Rähen über die Havel setzen, um diese Stadt von allen Seiten anzugreifen.

Der General Dörflinger gab sich für den Befehlshaber einer Schwedischen Partei aus, die von den Brandenburgern verfolgt würde, und kam zuerst in Rathenau hinein. Er ließ die Wachen niederstoßen, und zugleich wurden die Thore gesprengt. Die Kavallerie reinigte die Straßen; und die Schwedischen Officiere konnten sich, als sie erwachten, kaum überzeugen, daß sie Gefangene eines Fürsten wären, von dem sie glaubten, er sei mit seinen Truppen noch tief in Franken. Wenn man damals so Posten ausgestellt hätte, wie jetzt, so wäre dieser Ueberfall beinahe unmöglich gewesen; aber große Männer haben das Talent, auch die geringsten Vortheile zu benutzen.

Der Kurfürst wußte, wie kostbar im Kriege Augenblicke sind; er wartete nicht so lange in Rathenau, bis seine sämtliche Infanterie zu ihm gestoßen war, und marschirte mit seiner Reiterei gerade nach Nauen, um das Schwedische Korps bei Brandenburg von dem bei Havelberg zu trennen. Aber so eilig er auch in diesem entscheidenden Zeit-

punkte

punkte zu Werke ging, so konnte er doch den Schweden nicht zuvorkommen. Diese hatten auf das Gerücht von seiner Annäherung Brandenburg verlassen, und sich eine Stunde vor seiner Ankunft zu Nauen durch diese Stadt hindurch gezogen. Er verfolgte sie lebhaft, und erfuhr von Gefangenen und Ueberläufern, daß sie nach Jęhrbellin marschirten, wo sie sich mit dem Havelbergischen Korps vereinigen wollten.

Die Brandenburgische Armee bestand in fünftausend sechshundert Reitern. Fußvolk hatte sie gar nicht, indeß doch zwölf Kanonen. In dem Schwedischen Lager befanden sich zehn Infanterie-Regimenter und achthundert Dragoner. Obgleich die Anzahl ungleich und die Waffen verschieden waren, so trug der Ruhrfürst doch kein Bedenken, auf die Feinde loszugehen, und ihnen ein Treffen zu liefern.

Den 18ten Juni rückte er gegen die Schweden vor. Er vertraute dem Prinzen von Homburg sechszehnhundert Mann von seiner Avantgarde an, und gab ihm Befehl, sich in kein Gefecht einzulassen, sondern den Feind bloß zu beobachten. Dieser bricht auf. Als er durch ein Gehölz gegangen ist, sieht er die Schwedischen Truppen zwischen den Dörfern Hackenberg und Tornow so gelagert, daß sie im Rücken einen Sumpf, zur Rechten die Jęhrbelliner Brücke, und vor der Front eine flache Ebne haben. Er wirft ihre Feldwachen, und verfolgt sie sechtend bis zu ihrem Haupt-

Fried. II Werke. I. Th.

5

corps, das zu gleicher Zeit aus seinem Lager herausrückte und sich in Schlachtordnung stellt. Voll feurigen Muthes, überläßt der Prinz von Homburg sich seiner Lebhaftigkeit, und fängt ein Gefecht an, das ein unglückliches Ende genommen hätte, wenn der Ruhrfürst, auf die Nachricht von seiner Gefahr, ihm nicht zu Hülfe geeilt wäre.

Friedrich Wilhelm, dessen Fertigkeit Alles zu übersehen bewundernswerth, und dessen Thätigkeit erstaunlich war, machte in einem Augenblick seinen Plan; er benutzte einen Sandhügel, um auf demselben sein Geschütz aufzupflanzen, und ließ es einigemal gegen den Feind abfeuern. Hierdurch ward die Schwedische Armee zum Wanken gebracht. Als er dies bemerkte, ging er mit seiner sämtlichen Kavallerie auf den rechten Flügel der Feinde los, brach ein, und schlug ihn gänzlich. Das Schwedische Leibregiment, so wie auch das Ostgothländische, wurden völlig zu Grunde gerichtet. Aus der Niederlage des rechten Flügels folgte für den linken eben das Schicksal. Die Schweden warfen sich in Moräste, worin sie von den Bauern getödtet wurden; und die, welche sich noch retteten, flohen durch Gehrbellin, wo sie die Brücke hinter sich abbrachen.

Es ist der Würde der Geschichte gemäß, die edle That zu erwähnen, die ein Stallmeister des Ruhrfürsten, Namens Froben, in dieser Schlacht gethan hat. Friedrich Wilhelm ritt einen Schimmel; Froben bemerkte, daß die Schweden

am meisten auf dieses Pferd schossen, welches durch seine Farbe auffiel. Er bat seinen Herrn, unter dem Vorwande, der Schimmel sei scheu, mit ihm zu tauschen. Kaum hatte dieser treue Diener das Pferd einige Augenblicke geritten, so ward er erschossen, und rettete so durch seinen Tod das Leben des Ruhrfürsten.

Friedrich Wilhelm konnte, da er kein Fußvolk hatte, weder über die Brücke bei Tzebrölin setzen, noch den Feind auf seiner Flucht verfolgen; er begnügte sich also damit, sein Lager auf dem Schlachtfelde aufzuschlagen, wo er sich so vielen Ruhm erworben. Dem Prinzen von Homburg verzieh er es, daß er das Glück des ganzen Staates so leichtsinnig auf das Spiel gesetzt hatte, und sagte zu ihm: „Sollte ich Euch nach der Strenge der Kriegesgesetze richten, so hättet Ihr das Leben verwirkt. Aber Gott behüte mich, den Glanz eines so glücklichen Tages durch das Blut eines Prinzen zu beflecken, der eins von den Hauptwerkzeugen meines Sieges gewesen ist!“

Die Schweden verloren in dieser eben so berühmten, als entscheidenden Schlacht zwei Standarten, acht Fahnen, acht Kanonen, dreitausend Mann und eine Menge Officiere.

Dörflinger, der mit dem Fußvolk ankam, verfolgte sie am nächsten Tage, machte viele Gefangene, und nahm ihnen, außer ihrem Gepäcke, einen Theil der Beute wieder ab, die sie aus der Mark Brandenburg mitgenommen hatten. Ihre Armee,

die bis auf viertausend Mann zusammengeschmolzen war, zog sich über Ruppın und Wittstock nach dem Herzogthum Mecklenburg zurück.

Nur wenige Feldherren können sich einer Kriegesexpedition wie die bei Jęhrbellin rühmen. Der Ruhrfürst entwirft einen eben so großen als kühnen Plan, und führt ihn mit erstaunlicher Schnelligkeit aus; hebt ein Schwedisches Regiment in dessen Quartieren auf, da Europa noch glaubt, er sei in Franken; fliegt nach den Ebenen von Jęhrbellin, wo die Feinde sich versammeln; bringt ein Treffen, das mit mehr Muth als Klugheit angefangen war, wieder in Ordnung, und schlägt mit einem schwächern Korps Reiterei, welches die Beschwerlichkeiten eines langen Marsches abgemattet haben, eine zahlreiche und furchtbare Infanterie, die durch ihre Tapferkeit das Reich und Polen besiegt hatte. Aus seinem geschickten Verfahren mag man nun beurtheilen, was er im Elsaß gethan haben würde, wenn er daselbst freie Hand gehabt hätte. Diese eben so glänzende, als tapfre Unternehmung verdient, daß man Cäsar's: *veni, vidi, vici* auf sie anwender. Der Ruhrfürst ward dafür von seinen Feinden gelobt, von seinen Unterthanen geseegnet; und seine Nachkommen rechnen die Größe, zu der das Haus Brandenburg in der Folge gelangt ist, von diesem berühmten Tage an.

Die Schweden wurden, als sie von Friedrich Wilhelm geschlagen waren, für Feinde des Reichs erklärt, weil sie eins von den Mitgliedern

desselben angegriffen hatten. Wären sie von dem Glück unterstützt worden, so hätten sie vielleicht Bundesgenossen gefunden.

Der Ruhrfürst ward durch die Kaiserlichen und durch die Dänen verstärkt, und griff nun seiner Seits die Schweden in ihren Provinzen an. Er rückte in Pommern ein, und bemächtigte sich der drei Hauptübergänge über die Peene.

Die Brandenburger nahmen die Stadt Wolgast und die Insel Wollin weg; Bismar ergab sich den Dänen nicht eher, als bis der Prinz von Homburg mit einer Verstärkung von Ruhrfürstlichen Truppen zu ihnen gestoßen war.

Das gemeinschaftliche Interesse, das den Königin von Dänemark und den Großen Ruhrfürsten in ihrem Kriege gegen die Schweden mit einander verband, verstärkte sich noch durch ein Bündniß, das sie zu Anfange des Jahres 1676 mit einander schlossen.

Der starken Besatzung, welche die Schweden in Stralsund hatten, ward die Nachbarschaft der Brandenburgischen Truppen lästig, und sie suchten im Winter, dieselben aus der Insel Wollin zu vertreiben. Mardesfeld setzte mit einem Schwedischen Detaschement dahin über, und belagerte die Ruhrfürstliche Besatzung in der Hauptstadt. Aber die Wachsamkeit des Feldmarschalls Dörflinger machte, daß sie ihre Unternehmung ziemlich theuer bezahlen mußten. Er zog einige von seinen Truppen zusammen, setzte nach der Insel Wollin über,

schlug Mardefeld, und würde eine gänzliche Niederlage unter dessen Truppen angerichtet haben, wenn diese sich nicht in Eil nach ihren Schiffen begeben, und nach Stralsund geflüchtet hätten.

Bei der Eröffnung des Feldzuges sah man in der Ostsee zwei mächtige Flotten, welche die Schweden in ihren Häfen einschlossen, und sie verhinderten, Hülfe nach Pommern zu schicken: eine unter dem Befehl des Admiral Tromp, des berühmtesten Seemanns in seinem Jahrhundert, welche die Holländer den Bundesgenossen zu Hülfe schickten, und dann eine Dänische unter dem Admiral Juul, der fast eben so vielen Ruf hatte, als jener. Selbst die Brandenburgischen Raper zeichneten sich in diesem Feldzuge aus, und nahmen den Schweden verschiedene Fahrzeuge weg.

Da diese Nation voraus sah, daß sie der Menge Feinde, die sie sich zugezogen hatte, unmöglich widerstehen könnte; so warf sie einige Friedensvorschläge hin, um den Ruhrfürsten von seinen Bundesgenossen loszureißen, vielleicht auch wohl gar, um ihn mit diesen zu entzweien. Sie ging dabei auf folgende Art zu Werke. Wangelin, der in Rathenau gefangen worden war, that einige Eröffnungen, versprach große Vortheile, und wandte alle Verführungskünste der Staatsflugheit an, um den Ruhrfürsten dahin zu bringen, daß er sich wieder mit Schweden versöhnte. Aber anstatt sich in irgend eine Unterhandlung einzulassen, wies Friedrich Wilhelm Vorschläge,

die seinem Ruhme so sehr entgegenstanden, vielmehr weit von sich zurück.

Er stellte sich an die Spitze seiner Truppen, nahm, ungeachtet der General Königs mark Widerstand that, Anklam ein, und wendete dann seine siegreichen Waffen gegen Stettin, begnügte sich aber damit, es einzuschließen, da es schon zu spät im Jahre war, um eine förmliche Belagerung zu unternehmen.

Der folgende Feldzug ward zur See durch eine Schlacht eröffnet, worin die Schwedische Flotte durch die Dänische eine gänzliche Niederlage litt. Karl XI, der bis jetzt unter Vormundschaft gewesen und nun volljährig geworden war, fing an, als König aufzutreten. Er stellte sich an die Spitze seiner Armee, und gewann, als Probestück, die berühmte Schlacht bei Lunden in Schonen, worin Christian V sechstausend Mann auf dem Platze ließ und in die Flucht geschlagen wurde. 1677.

Die Schweden hatten zwar das Uebergewicht über den König von Dännemark bekommen; aber gegen den Kurfürsten hielt ihr Glück nicht Stand, und sie machten diesmal in Pommern einen der unglücklichsten Feldzüge. Der Kurfürst ließ den 6ten Junius vor Stettin, das den Winter hindurch eingeschlossen gewesen war, die Laufgraben eröffnen. Die Brandenburger griffen diese Stadt auf dem rechten Ufer der Oder an, und die Lüneburger, die sich mit ihm vereinigten, auf dem lin-

ten. Die Belagerung währte, von der Eröffnung der Laufgraben an gerechnet, sechs Monate.

Die Bestungswerke von Stettin bestanden in Wällen von Erde, die mit einem Graben umgeben und von einer elenden Kontresskarpe gedeckt waren; die Außenwerke aber bloß aus einigen Reduten. Bei der jetzigen Belagerungsmethode würde dieser unbedeutende Ort sich nicht lange haben halten können. Die Truppen des Kurfürsten hatten wohl Uebung in dem Kriege auf offenem Felde, aber keine Erfahrung in Belagerungen. Zu kühnen Unternehmungen waren sie vortreflich; aber sie führten zu wenig grobes Geschütz und Mörser bei sich, und besonders fehlte es ihnen an geschickten Ingenieuren.

Den 14ten December kapitulirte Stettin. Die Besatzung war bis auf dreihundert Mann zusammenge schmoltzen, und die Belagerer hatten, wie die Berichte der damaligen Zeit versichern, zehn tausend Mann dabei verloren. Indeß ist diese Anzahl augenscheinlich vergrößert, entweder weil die Verfasser glaubten, eine Belagerung werde um so berühmter, je mehr Menschen sie gekostet habe, oder weil sie selbst durch falsche Nachrichten hintergangen wurden. Die größten Bestungen mit Mauerwerk, Kasematten und Minen, die von großen Armeen belagert werden, kosten den Fürsten, welche sie einnehmen, nicht so viel, als diese elende Verschanzung, jenen Schriftstellern zufolge, den Brandenburgern.

Nach der Einnahme dieser Stadt kehrten die Lüneburger in ihr Land zurück.

Die glänzenden Vortheile, die der Ruhrfürst über seine Feinde davon trug, machten auf den Wiener Hof nicht den günstigen Eindruck, den man hätte erwarten sollen. Der Kaiser wollte schwache Vasallen und kleine Unterthanen haben, aber nicht reiche Fürsten und mächtige Ruhrfürsten. Da seine Politik auf Despotismus abzwerte, so sah er wohl ein, wie sehr viel darauf ankäme, die Fürsten in Mittelmäßigkeit und Ohnmacht zu erhalten. Seine Rätthe, unter andern ein gewisser Hoherus, waren sogar so unverschämt, daß sie sagten: „man sehe es in Wien mit Verdruss, daß an den Ufern der Ostsee ein neuer König der Wenden emporsteige.“ Entweder hätte man dies dulden und schweigen, oder Mittel haben sollen, es zu verhindern.

Indes die kriegerischen Thaten des Ruhrfürsten eine Reihe von glücklichen Siegen aufstellten, gab Ludwig XIV Europa Befehle, und schrieb ihm die Bedingungen des Friedens vor, der in diesem Jahre geschlossen ward. Diefem zufolge blieb Frankreich im Besiz der Grafschaft Burgund, die ihm auf immer zuviel, ferner eines Theils von dem Spanischen Flandern, und der Festung Freiburg. Als dieser Friede zu Nimwegen unterzeichnet war, suchte der Prinz von Oranien vergeblich, ihn zu brechen; er lieferte die unnütze Schlacht bei Saint-Denis, worin der Herzog von Luxemburg

1678.

bei aller List und Unredlichkeit seines Gegners siegte. Die Holländer hatten bei diesem Friedensschluß nur an sich gedacht, und gar nicht an ihre Bundesgenossen. Friedrich Wilhelm warf ihnen ihre Undankbarkeit vor, aber die Sache war nun nicht mehr zu ändern.

Frankreich verlangte von dem Ruhrfürsten, er sollte den Schweden Alles, was er ihnen abgenommen, wiedergeben und sie für die Kriegeskosten entschädigen. Schwerlich hätte Ludwig XIV einem Fürsten, der durch Niederlagen ganz zu Boden gestreckt gewesen wäre, erniedrigendere Bedingungen vorschreiben können; auch wollte der Ruhrfürst nichts davon wissen. Seine Wünsche gingen höher, und er hoßte das durch Traktaten zu erhalten, was er sich durch Schlachten erworben hatte. Er gewann bei dem Westphälischen Frieden durch seine Unterhandlungen mehr, als in seinem ganzen Leben durch die Waffen und durch seine zahlreichen Siege.

Der Krieg ward in Pommern fortgesetzt. Die Schweden hoben auf der Insel Rügen zwei Detaschementer, ein Dänisches und ein Brandenburgisches, auf, von denen jedes sechshundert Mann stark war. Auch verlor der König von Dänemark Christiania und die Landschaft Blekingen.

Das Glück des Ruhrfürsten, oder richtiger, seine Geschicklichkeit, die keinem Ungefähr unterworfen war, schien in diesem Kriege gleich beständig. Er bekam eine Verstärkung von viertausend Lüneburgern. Mit diesen und mit Hülfe Dänischer

Schiffe, landete er auf der Insel Rügen, verjagte die Schweden daraus, und nahm ihnen die Fehrschanze weg. Gleich darauf bemächtigte er sich der Insel Dänholm, ging nach Stralsund, und ließ diese Stadt so stark bombardiren, daß sie sich in zwei Tagen ergab. Zuletzt endigte er denn diesen herrlichen Feldzug durch die Einnahme von Greifswalde.

Wie es schien, fand das Glück Gefallen daran, diesem Fürsten Gelegenheiten zu verschaffen, bei denen er seine großen Talente zeigen konnte. Kaum hatte er seinen Feldzug geschlossen, so erfuhr er, daß General Horn mit sechzehntausend Schweden aus Liefland gekommen wäre, um Preussen zu überschwemmen.

Er erfuhr dies ohne Erstaunen, und half ihm ohne Verlegenheit ab. Sein an Hülfsmitteln fruchtbarer Geist gab ihm eine Menge Pläne an die Hand, unter denen er nur wählen, und sie dann ausführen durfte. Denken und thun war bei ihm das Werk eines Augenblicks. Er schickte den General Görzke mit dreitausend Mann ab. Dieser kam glücklich zu Königsberg an, wo er zu Hohen-dorf stieß, und bis zur Ankunft des Ruhrsürsten untätig blieb.

Um seine Partei zu verstärken, schloß Friedrich Wilhelm ein Schutzbündniß mit eben den Holländern, die ihn so schändlich verlassen hatten. Er erließ ihnen die noch rückständigen Subsidien, räumte ihnen die Ehenkenschanze wirklich

ein, und erhielt dagegen bloß nichtige Gewährleistungen, welche diese undankbaren Republikaner hernach sogar nicht erfüllen wollten.

Indeß machten die Schweden in Preussen Fortschritte. Sie hatten im Vorbeigehen die Vorstadt von Memel abgebrannt, und sich der Städte Elisä und Insterburg bemächtigt. Ihre Truppen breiteten sich immer weiter aus, und Parteien von ihnen durchstreiften das ganze Land.

1679.

Der Ruhrfürst ersetzte jeden Verlust bald durch seine erstaunliche Schnelligkeit. Den 10ten Januar geht er von Berlin ab, stellt sich an die Spitze von neuntausend Mann, mit denen Dörflinger vorausmarschirt war, geht den 15ten über die Weichsel, und vor ihm her fliehet das Schrecken seines den Schweden schon furchtbar gewordenen Namens. Horn geräth bei seiner Annäherung in Bestürzung, verliert die Hoffnung, dem Sieger bei Fehrbellin zu widerstehen, zieht sich zurück, und seinen Truppen entfällt der Muth. Görcke benutzte diese Verwirrung, geht ihm nach, harseltirt ihn, und hält ihn auf. Die Schweden verlieren durch diese anfangende Unordnung achttausend Mann. Eine große Menge Bauern, die sich zu Görcke's Korps geschlagen hatten, fielen über die von der Schwedischen Armee her, welche zurückblieben, oder sich davon entfernten, und nahmen sie gefangen, oder machten sie nieder.

Der Ruhrfürst, der keine Zeit in Müßiggang verlor, befand sich indeß an dem Strande des Gri-

schen Hafs. Er hatte Schlitten verfertigen lassen, und setzte sein sämliches Fußvolk und seine übrigen Truppen in der Ordnung hinauf, in der sie sechten sollten. Ihnen zur Seite befand sich die Kavallerie; und der Ruhrfürst legte auf diese neue und sonderbare Art täglich sieben starke deutsche Meilen zurück. Man sah mit Erstaunen diese Schlittenfahrt einer Armee auf dem glatten Eise eines Meerbusens, der zwei Monate vorher mit Schiffen von allen Nationen, welche der Preussische Handel dahin gezogen hatte, bedeckt gewesen war.

Der Zug des Ruhrfürsten und seiner Armee glich einer galanten und prächtigen Lustbarkeit; die Ruhrfürstin und ihr ganzer Hofstaat waren mit ihm auf den Schlitten; und an jedem Orte, durch den Friedrich Wilhelm kam, ward er als der Befreier des Vaterlandes empfangen.

Bei seiner Ankunft zu Labiau schickte er den General Treffenfeldt mit fünftausend Reitern ab, daß er die Schweden aufhalten und ihm Zeit verschaffen sollte, sie einzuholen. Noch an eben dem Tage legte er eine beträchtliche Strecke auf dem Kurischen Haf zurück, und kam den 19 Januar mit seinem Fußvolk bis drei Meilen von Tilsit, wo die Schweden ihr Quartier hatten. Zugleich erfuhr er, daß Treffenfeldt bei Splitter zwei feindliche Regimenter geschlagen, und ihnen acht und zwanzig Fahnen und Standarten *), zwei

*) Entweder waren die Schweden äußerst zusammen geschmolzen, daß sie bei einem so schwachen Korps so viele

Paar Pauken und siebenhundert Packwagen abgenommen habe.

Die Schweden, die so von Treffenfeldt geschlagen, von Görzke'n harfeliert und durch die Nähe des Ruhrfürsten in Furcht gesetzt wurden, verliessen Tilsit, und zogen sich nach Kurland hin zurück. Görzke erreichte zwischen Schulzenkrug und Kuadjuß ihren Nachtrab, und schlug ihn gänzlich. Er kam von der einen Seite, und Treffenfeldt von der andern wieder; beide waren mit Trophäen beladen, und brachten die Beute zurück, welche die Feinde gemacht hatten, und zugleich eine große Anzahl Gefangener.

Der Rückzug der Schweden glich einer gänzlichen Niederlage. Von sechzehntausend Mann kamen kaum dreitausend wieder nach Liefland: sie waren wie Römer in Preussen eingerückt, und verliessen es wie Tataren.

So endigte sich dieser in seiner Art einzige Feldzug, worin das Genie des Ruhrfürsten sich völlig entwickelte, und wobei ihn weder der strenge Winter in einem so rauhen Klima, noch der weite Weg von der Oder bis zu den Liefländischen Gränzen, noch die Beschwerlichkeiten, noch die Menge der Feinde, kurz, wobei ihn nichts aufhielt.

Dieser so schön entworfene und ausgeführte Feldzug brachte dem Ruhrfürsten weiter nichts ein,

Gabnen hatten, oder es ist ein Fehler in der Zahl. Ich würde Bedenken getragen haben, diesen Umstand anzuführen, wenn er nicht durch verschiedne Berichte, die sich in den königlichen Archiven befinden, bestätigt würde.

als Ruhm. Dieser ist die Münze der Helden; aber die Fürsten begnügen sich nicht immer damit.

Friedrich Wilhelm war durch seine Feinde vom Elsaß nach der Mark, und von Pommern nach Preussen hingezogen worden. Kaum hatte er die Schweden aus der letztern Provinz vertrieben, als das Geschrei seiner Unterthanen ihm sagte, daß dreißigtausend Franzosen unter dem General Kallvo in das Herzogthum Kleve eingerückt wären.

Ludwig XIV bestand darauf, daß die Schweden Alles wieder bekommen sollten, und ließ sich durch nichts davon abbringen. Kolbert verwarf alle Vorschläge, welche die Minister des Ruhrfürsten ihm thaten, mit Uebermuth.

Das Spiel ward nun zu ungleich. Der Ruhrfürst von Brandenburg und der König von Dänemark, die nur noch allein auf dem Kampfsplatz geblieben waren, konnten Karl'n XI und Ludwig XIV zusammen nicht die Spitze bieten. So ungerne der Ruhrfürst auch seine Eroberungen aufgab, so schloß er doch mit den Franzosen einen Waffenstillstand auf vierzehn Tage, und überlieferte ihnen, bis zum gänzlichen Friedensschlusse, die Städte Wesel und Lippstadt.

Dieser Zeitraum verging, ohne daß man über irgend etwas einig geworden war; und nun rückte Krequi mit zehntausend Mann in das Fürstenthum Minden ein, wo die Lüneburger zu ihm stießen. Diese Truppen schlossen zwischen sich und der Weser ein Korps Brandenburger ein, das der

General Spaen kommandirte, und zwar eben das Dragoner-Regiment, das im Elfaß in Gefangenschaft gerathen war. Hier bei Minden hatte es zum zweitenmal dasselbe Schicksal, und ward nachher von dem Ruhrfürsten ganz abgedankt.

Friedrich Wilhelm war von dem Kaiser verlassen, und erhielt von den Holländern, die an nichts weniger dachten, als ihre Gewährleistung zu erfüllen, nur abschlägliche Antworten; daher entschloß er sich denn zu einem Vergleiche. Er schickte den Herrn von Meinders nach Saint-Germain en Laye, wo der Französische Hof sich damals aufhielt. Hier kam man nach vielen Schwierigkeiten über folgende Bedingungen überein: Der Westphälische Friede sollte bei diesem Traktate zur Grundlage dienen, und der Ruhrfürst alle Zölle in den Hinterpommerschen Häfen, nebst den Städten Ramin, Garz, Greisenberg und Wildenbruch eigenthümlich bekommen. Er seiner Seits versprach, den Schweden alles das wieder zu geben, was er von ihnen erobert hatte, und dem Könige von Dänemark nicht beizustehen. Dagegen räumte Frankreich seine Westphälischen Provinzen, und gab ihm dreihundert tausend Dukaten zum Erfaß des Schadens, den Requi's Truppen in seinen Staaten verursacht hatten.

Dieser so geschlossene und bestätigte Friede ward nun auch ohne irgend einen Zwischenvorfall zur Ausführung gebracht.

Der

Der König von Dänemark säumte nun nicht, das Beispiel des Ruhrfürsten zu befolgen; auch er schloß zu Fontainebleau mit Frankreich und Schweden Frieden, indeß mit dem Unterschied, daß der Ruhrfürst bei dem seinigen doch wenigstens einigen Vortheil erhielt, der König von Dänemark aber, weil er zu lange gewartet hatte, nicht den geringsten.

Der Friede zu St. Germain endigte Friedrich Wilhelm's kriegerische Thaten. Seine letzten Jahre gingen friedlich, und mit weniger Aufsehen hin; indeß zeigte sich sein großer Geist auch in den kleinsten Handlungen seines Lebens.

Die Tugenden dieses Fürsten modificirten sich nach seiner jedesmaligen Lage, und zeigten sich bald heroischer und erhabner, bald sanfter und milder.

Aus einem fast allgemeinen Vorurtheil vergöttern die meisten Menschen die glückliche Verwegenheit der Ehrsuchtigen. Der schimmernde Glanz kriegerischer Verdienste verdunkelt in ihren Augen das milde Licht bürgerlicher Tugenden. Herosrate, welche Tempel in Brand stecken, sind ihnen mehr, als Amphionen, welche Städte erbauen, und die Siege des Octavius mehr, als die Regierung des Augustus.

Friedrich Wilhelm war an der Spitze seiner Armeen, wo er sich als Befreier seines Vaterlandes zeigte, und in seinem Staatsrath, wo er für sein Volk die Gerechtigkeit handhabte, gleich bewundernswürdig. Seine vor trefflichen Eigen-

schaften erwarben ihm das Vertrauen seiner Nachbarn; seine Billigkeit hatte ihm eine Art von Tribunal gegeben, das sich über seine Gränzen hinaus erstreckte, und auf dem er Regenten und Könige richtete oder versöhnte. Er ward zum Vermittler zwischen dem Könige von Dänemark und der Stadt Hamburg erwählt. Diese Stadt, welche die Dänen im Nothfall wie einen Schwamm auspressten, mußte zwar Christian V fünf und zwanzig tausend Thaler bezahlen; aber ohne Friedrich Wilhelm's Beistand würde sie ganz zu Grunde gerichtet worden sein.

Sogar der Orient huldigte diesem Fürsten, dessen Ruhm bis an die Gränzen von Asien vorge drungen war. Der Tartarkhan, Murath Geray, suchte durch Gesandten seine Freundschaft. Der Dollmetscher von Budgiaf hatte eine hölzerne Nase und keine Ohren; und den Gesandten mußte man, eh er bei Hofe vorgestellt wurde, kleiden, da seine Lumpen seine Blöße nicht bedeckten.

Die Tataren suchten die Freundschaft des Rußfürsten, und bei den Spaniern setzte er sich in Achtung. Der Madridter Hof war ihm noch Subsidiën schuldig, und wollte sie nicht bezahlen; daher schickte Friedrich Wilhelm neun kleine Schiffe, deren er sich in der Ostsee bedient hatte, nach Guinea. Dieses kleine Geschwader nahm ein großes Spanisches Kriegeschiff weg, und brachte es in dem Königsberger Hafen auf.

Ungefähr um diese Zeit kam Friedrich Wilhelm in den Besitz des Herzogthums Magdeburg, das nach dem Tode des letzten Administrators, eines Prinzen aus dem Hause Sachsen, auf immer zu dem Kurfürstenthum Brandenburg geschlagen ward. 1680.

In der Folge erhielt der Kurfürst, als Direktor des Westphälischen Kreises, von dem Kaiser den Auftrag, die Stände von Ostfriesland gegen ihren Fürsten, der in ihre Vorrechte Eingriffe that, zu schützen. Da er Absichten auf dieses Fürstenthum hatte, so benutzte er die Gelegenheit, eine Brandenburgische Besatzung in Grefsthl zu legen, und stiftete in Emden eine Gesellschaft von Kaufleuten, die nach Guinea handelten und daselbst Groß-Friedrichsburg erbaueten. 1721.

Solche kleine Fortschritte ließen sich freilich mit denen, die Ludwig XIV that, nicht vergleichen. Dieser Monarch machte im Frieden Eroberungen. Er hatte Reunionskammern angelegt; diese untersuchten alte Papiere und Dokumente, und erkannten ihm Städte und Herrschaften zu, welche er dann unter dem Vorwande in Besitz nahm, daß sie ursprünglich Lehne oder Dependenzen von Straßburg und vom Elsaß wären.

Das Reich, welches ein langer Krieg erschöpft hatte, begnügte sich damit, Ludwig XIV schriftlich Vorwürfe zu machen; aber Friedrich Wilhelm, der nicht mit in den Nimweger Frieden eingeschlossen war, weigerte sich, dies Schreiben zu unterzeich- 1681.

nen, und schloß mit dem Kurfürsten von Sachsen und dem Herzoge von Hannover ein Bündniß zur Aufrechthaltung des Westphälischen und St. Germainschen Friedens.

Ludwig XIV, der bei seinen Eroberungen im Frieden weder von dem Kaiser noch von dem Reiche gestört sein wollte, setzte im Orient Maschinen in Bewegung, durch welche Leopold bald in die äußerste Verlegenheit kam.

Es fehlten noch zwei Jahre an dem Ablauf des Waffenstillstandes, den die Musulmänner nach der Schlacht bei Sanft Gotthard mit den Christen geschlossen hatten; indeß wurden die Türken von den Protestanten in Ungarn, die sich gegen das Haus
1683. Oestreich empörten, herbeigerufen, und rückten mit einer fürchtbaren Armee bis vor die Thore von Wien.

Leopold, der eben so wenig kriegerisch war, als die übrigen Prinzen seines Hauses, flüchtete sich, ungeachtet seines Stolzes, nach Linz. Indeß eilte der König von Polen, Johann Sobieski, einer von den größten Männern seines Jahrhunderts, der Stadt Wien zu Hülfe, und der Kaiser kam mit weniger Ruhm, als Glück wieder nach Wien. Er wollte weder den Franzosen nachgeben, die Luxemburg berannten, noch den Türken, die seine Hauptstadt belagert hatten, ob er gleich zu ohnmächtig war, einem von seinen Feinden zu widerstehen. Endlich brachten der Pabst, die Kurfürsten von Brandenburg und Baiern, und die

vornehmsten Reichsfürsten es durch Vorstellungen dahin, daß er mit Frankreich einen Waffenstillstand machte, der den 15ten August 1684 unterzeichnet ward.

In eben dem Jahre schloß der Kurfürst mit dem Niedersächsischen und Westphälischen Kreise ein Bündniß zu ihrer gemeinschaftlichen Vertheidigung. Man setzte darin fest, daß die Fürsten, welche die verbündeten Truppen zusammen ziehen würden, aus den benachbarten Staaten Brandschatzungen ziehen sollten. Solche Züge charakterisiren die Sitten der damaligen Zeit zu sehr, als daß sie übergangen werden könnten.

Der Kurfürst hatte die rechtmäßigsten Ansprüche auf die Schlesischen Herzogthümer Jägersdorf, Ratibor, Oppeln, Brieg, Wolau und Liegnitz; sie gehörten ihm nemlich durch Erbverbrüderungen zu, welche mit den ehemaligen Besitzern geschlossen und von den Böhmischn Königen bestätigt worden waren. Er schmeichelte sich, ißt eine günstige Gelegenheit gefunden zu haben, wo er von dem Kaiser Gerechtigkeit in Ansehung seiner Ansprüche verlangen könnte; und zugleich hielt er um die Belehnung über Magdeburg an. Leopold, der keine andern Rechte, als die seinigen, keine Ansprüche, als die Oestreichischen, und keine Gerechtigkeit, als seinen Stolz kannte, bewilligte das, was er nicht abschlagen konnte: die Belehnung über Magdeburg. Er machte einen Versuch, ob er nicht zweitausend Mann Brandenburgischer

1685.

Truppen bekommen könnte, die er gern in dem Kriege gegen die Türken brauchen wollte; aber der Ruhrfürst war zu mißvergnügt über ihn, als daß er sie ihm gegeben hätte. Indes stießen zweitausend Brandenburger zu Sobieski's Truppen, und halfen den Polen, die Türken, von denen sie angegriffen wurden, zurückschlagen.

Alle Vorfälle schienen sich zum Vortheil des Ruhrfürsten zu vereinigen. Ludwig XIV, der aus Politik die Protestanten in Deutschland gegen den Kaiser beschützt hatte, verfolgte die in seinem Königreiche, weil sie unruhig und widerspänstig waren, und setzte Frankreich durch die Widerrufung des bekannten Ediktes von Nantes in Unruhe. Es geschah eine Auswanderung, dergleichen man noch nie gesehen hatte; ein ganzes Volk verließ das Königreich aus Partheisucht, aus Haß gegen den Pabst, und um in einem andern Himmelsstrich unter beiden Gestalten zu communiciren.

So wanderten vierhundert tausend Menschen aus, und verließen ihr sämmtliches Vermögen, um in andern Kirchen Element Marot's alte Psalmen detoniren zu können. Viele von ihnen bereicherten durch ihre Industrie England und Holland; zwanzigtausend ließen sich in den Staaten des Ruhrfürsten nieder, und ergänzten dadurch zum Theil die Volksmenge, welche der dreißigjährige Krieg vermindert hatte. Friedrich Wilhelm nahm sie auf, und bezeugte ihnen das Mitleiden, das man Unglücklichen schuldig ist, und die Groß-

muth, mit der ein Fürst Künste ermuntert, die seinen Unterthanen nützen. Diese Kolonie war immer in blühenden Umständen, und belohnte ihren Wohlthäter für seinen Schutz. Das Ruhrfürstenthum Brandenburg versertigte seitdem eine Menge Waaren selbst, die es vorher von Ausländern hatte kaufen müssen.

Friedrich Wilhelm bemerkte, daß ihn sein Mitleiden gegen die Vertriebnen mit Ludwig XIV entzweien würde; und da Frankreich scheel dazu sah, daß er den Geflüchteten eine Freistadt zugestanden hatte, so schloß er mit dem Kaiser neue Verbindungen, und schickte ihm achttausend Mann unter dem General Schöning, um sich ihrer in Ungarn gegen die Türken zu bedienen. Diese Truppen hatten großen Antheil an der Einnahme von Ofen, und erwarben sich bei dem allgemeinen Sturm auf diese Stadt, da sie zuerst hineindrangen, ausgezeichneten Ruhm. Dennoch versagte ihnen der Kaiser nach der Beendigung des Feldzuges Quartiere in Schlessien, und sie brachten den Winter in der Mark Brandenburg zu. Zur Belohnung für diesen Dienst trat der Kaiser dem Ruhrfürsten in der Folge den Schwiebusser Kreis ab, als wollte er ihn damit für seine gerechten Ansprüche entschädigen. 1686.

Daß Franzosen sich nach Berlin geflüchtet, und der Ruhrfürst dem Kaiser Unterstützung bewilligt hatte, machte, daß Ludwig XIV dem ersten vollends abgeneigt ward, und ihm die Subsidien verweigerte,

die er seit dem Frieden zu St. Germain jährlich bezahlte.

Indeß brach Ludwig XIV, unter dem Vorwande, er müsse den Nimweger Traktat erfüllen, seinen Waffenstillstand mit dem Kaiser offenbar. Er bemächtigte sich vieler haltbaren Städte in Flandern, nahm Trier weg, ließ dessen Festungswerke schleifen, und man arbeitete mit allen Kräften daran, die von Hünningen wieder herzustellen. Ferner unterstützte er die Pfälzische Prinzessin Charlotte, Gemahlin des Herzogs von Orleans, bei ihren Ansprüchen auf einige Aemter in der Pfalz, ob sie gleich in ihren Ehepacten auf dieselben Verzicht gethan hatte.

Ein so unternehmender Nachbar setzte endlich Deutschland in Unruhe. Der Schwäbische, Französische und Niederheinische Kreis schlossen zu Augsburg ein Bündniß, um sich vor den Unternehmungen zu sichern, zu denen der Ehrgeiz diesen Monarchen unaufhörllich antrieb.

1687.

So viele Ursachen zu Beschwerden bewogen den Kaiser dennoch nicht, sich Recht dafür zu verschaffen. Der Krieg mit den Türken machte ihn behutsam, und Spaniens schwacher Regent erwachte nie aus seiner Schlaffucht. Indeß werden wir in der Folge sehen, daß der Kaiser deshalb, weil das Köllnische Domkapitel durch Frankreichs Intrigen den Fürsten von Fürstenberg wählte, sich endlich genöthigt sah, mit einem Nachbar zu brechen, der in seinen Unternehmungen gar kein

Maaf hielt, und keine Grängen seiner Macht kannte.

Der Ruhrfürst erlebte den Ausbruch dieses Krieges nicht. Er gewährte der Stadt Hamburg, welche der König von Dänemark in Person belagerte, zum zweitenmal seinen Schuß. Seine Gesandten Paul Fuchs und Schmettau bewogen Friedrich V, sein Lager vor dieser Stadt aufzuheben, und Alles wieder auf eben den Fuß zu setzen, auf dem es vor dieser neuen Unternehmung gewesen war. Ungefähr um diese Zeit verglich sich der Herzog von Weissenfels mit dem Ruhrfürsten über die vier von dem Herzogthum Magdeburg abgerissenen Ämter, welche der erstere in Besiz hatte. Der Ruhrfürst erkaufte das Amt Burg mit vier und dreißig tausend Thalern, und entsagte seinen Ansprüchen auf Quersfurt, Jüterbock und Dahme.

Die Ruhe im Norden wäre beinahe durch die Zwistigkeiten des Königs von Dänemark mit dem Herzoge von Gottorp über den Roskilder Frieden unvermuthet gestört worden. Durch diesen hatte nemlich der König von Schweden, Karl Gustav, dem Herzoge die gänzliche Unabhängigkeit seiner Staaten verschafft. Aus Erbitterung darüber jagten die Dänen den Herzog aus Schleswig, und erklärten, sie wären entschlossen, dies Herzogthum so gut zu behaupten, wie Dänemark selber. Kaiser Leopold wollte sich in diese Streitigkeiten mischen; aber der König von Dänemark verlangte, daß der Ruhrfürst von Brandenburg sie

schlichtete. Man hielt in Hamburg und Altona Zusammenkünfte darüber; Friedrich V erbot sich, dem Herzoge von Gottorp gewisse Grafschaften abzutreten, die an Ertrage so gut wie Schleswig, nur nicht unabhängig sein sollten. Diese Auerbietungen schlug der letztere aus. Der Ruhrfürst hatte nicht das Vergnügen, den Vergleich zu Stande zu bringen, da der Tod seine glorreiche Regierung endigte.

Friedrich Wilhelm war schon seit langer Zeit vom Podagra befallen gewesen, das in der Folge in eine Wassersucht ausartete. Er fühlte das Zunehmen seines Uebels, und sah die Annäherung des Todes mit unerschütterlicher Standhaftigkeit. Zwei Tage vor seinem Ende ließ er den Staatsrath zusammen kommen. Nachdem er Antheil an den Berathschlagungen genommen, und alle Angelegenheiten mit gesunder Urtheilskraft und völliger Unbefangenheit des Geistes entschieden hatte, hielt er eine Rede an seine Minister, dankte ihnen für ihre treuen Dienste, und ermahnte sie, seinem Sohne mit eben der Ergebenheit zu dienen. Hierauf wandte er sich zu dem Ruhrprinzen, stellte ihm die Pflichten eines guten Fürsten vor, setzte ihm den Zustand, worin er seine Angelegenheiten ließ, kürzlich aus einander, empfahl ihm dringend, dem Prinzen von Oranien bei der Unternehmung auf England, welche dieser vorhatte, beizustehen, drang besonders darauf, daß er das Volk, welches er nun bald regieren würde, lieben und erhalten sollte,

und empfahl es ihm so, wie ein guter Vater beim Sterben seine Kinder. Hierauf nahm er einige Andachtsübungen vor, und erwartete dann ruhig den Tod. Er starb den 28 April 1788 mit der heroischen Gleichgültigkeit, von welcher er in dem glücklichen Laufe seiner Siege so viele Proben gegeben hatte.

Er war zweimal vermählt gewesen: mit Henriette von Oranien, Mutter seines Nachfolgers, Friedrich's III, und mit Dorothea von Holstein, Mutter der Markgrafen Philipp, Albrecht Karl und Ludwig, und der Prinzessinnen Elisabeth Sophia und Maria Amalia.

Friedrich Wilhelm hatte alle Eigenschaften, die den großen Mann bilden; und die Vorsehung gab ihm alle Gelegenheiten, sie zu entwickeln. Er zeigte in einem Alter, worin die Jugend sonst nur Spuren von ihren Verirrungen blicken läßt, Merkmale von Klugheit, mißbrauchte seine Heldentugenden nie, und wandte seine Tapferkeit nur dazu an, seine Staaten zu vertheidigen und seinen Bundesgenossen beizustehen. Er war vorsichtig und klug, und eben dadurch ein großer Staatsmann; arbeitsam und menschlich, und eben dadurch ein guter Fürst. Er hatte kein Gefühl für die gefährlichen Verführungen der Liebe, und nur für seine Gemahlin Leidenschaft. Zwar war er ein Freund des Weins und der Gesellschaft; doch schweifte er darin nicht aus. Sein lebhaftes Tem-

perament und sein Jähzorn machten, daß er bisweilen in Hise gerieth; aber war er nicht sogleich Herr über sein Gefühl, so war er es doch bald hernach, und sein Herz vergütete die Fehler reichlich, zu denen sein leicht aufwallendes Blut ihn hingerrissen hatte. Seine Seele ward von Tugend bewohnt; das Glück konnte ihn niemals aufgeblasen machen, und das Unglück nie zu Boden schlagen. Er war edelmüthig, mildreich, freigebig, menschlich, und blieb seinem Charakter immer treu; er ward der Wiederhersteller und Beschützer seines Vaterlandes, der Stifter der Brandenburgischen Macht, der Schiedsrichter von seines Gleichen, die Ehre seiner Nation; und, um mit Einem Worte Alles zu sagen: sein Leben ist seine Lobrede.

In diesem Jahrhunderte zogen drei Männer die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich: Cromwell, der den Englischen Thron raubte, und die Ermordung seines Königs mit anscheinender Gütigkeit und einer stets durchgesetzten Staatsklugheit bedeckte; Ludwig XIV, vor dessen Macht ganz Europa zitterte, der alle Talente in Schutz nahm, und seiner Nation auf der ganzen Erde Achtung verschaffte; und Friedrich Wilhelm, der mit wenigen Mitteln große Dinge that, sein eigener Minister und Feldherr war, und ein Land, das er unter Trümmern begraben gefunden hatte, wieder blühend machte. Der Beiname: Groß, gebührt nur heroischen und tugendhaften Männern; und Cromwell befleckte sich bei seiner

riefen Staatsklugheit mit den Verbrechen der Ehrsucht. Man würde also Ludwig's XIV und Friedrich Wilhelm's Andenken herabwürdigen, wenn man ihr Leben mit dem Leben eines glücklichen Tyrannen vergliche.

Diese beiden Fürsten wurden, jeder in seinem Kreise, als die größten Männer ihres Jahrhunderts angesehen. In ihrem Leben kommen Begebenheiten vor, welche auffallende Aehnlichkeit haben, aber auch wieder andre, die sich gar nicht mit einander vergleichen lassen. Wollte man diese Fürsten in Ansehung der Macht vergleichen, so zöge man eine Parallele zwischen Jupiters Blitzen und Philoktet's Pfeilen; prüft man aber ihre persönlichen Eigenschaften, ohne dabei an ihre Würden zu denken, so ergiebt sich augenscheinlich, daß der Ruhrfürst an Geist und Thaten dem Könige nicht nachstand.

Sie hatten beide eine glückliche und einnehmende Gesichtsbildung, starke Züge, eine Adlernase, Augen, in denen sich ihre ganze Seele malte, Majestät in ihrem Ansehen und Anstande, aber dabei dennoch Herablassung. Ludwig XIV war höher gewachsen, angenehmer in seinem Betragen, und lakonischer und nachdrücklicher im Ausdruck; Friedrich Wilhelm hatte auf den Holländischen Universitäten ein kälteres Wesen und mehr Weitgeschweifigkeit angenommen. Ihre Familie ist gleich alt; aber die Bourbonen zählen unter ihren Ahnen mehr regierende Fürsten, als die Hohenzo-

lern. Jene waren Könige einer großen Monarchie, welche lange Zeit Fürsten unter ihren Vasallen gehabt hatte; diese waren Ruhrfürsten eines nicht großen Landes, und damals zum Theil von den Kaisern abhängig.

In ihrer Jugend hatten diese Fürsten beinahe ein gleiches Schicksal. Der König ward, während seiner Minderjährigkeit, in seinem Reiche durch die Fronde und die Prinzen vom Geblüt verfolgt, und sah auf einem entfernten Berge dem Treffen zu, das seine auführerischen Unterthanen in der Vorstadt St. Antoine seinen Truppen lieferten. Der Ruhrprinz, dessen Vater von den Schweden seiner Staaten beraubt worden war, flüchtete sich nach Holland, erlernte den Krieg unter dem Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, und zeichnete sich bei den Belagerungen der Schenkenschanze und der Stadt Breda aus. Ludwig XIV unterwarf sich, als er zur Regierung gelangte, sein Reich durch die Kraft der königlichen Gewalt; Friedrich Wilhelm setzte sich, da er von seinem Vater ein in Feindes Händen befindliches Land erbt, durch viele Staatsflugheit und Unterhandlungen wieder in den Besitz desselben.

Richelieu, Ludwigs XIII Minister, war ein Genie der ersten Größe, und legte durch längst entworfene und mit Muth durchgeführte Maßregeln einen dauerhaften Grund zu Größe, auf dem Ludwig XIV nur fortbauen durfte; Schwarzenberg, George Wilhelm's Minister, war

ein Verräther, dessen schlechte Staatsverwaltung viel dazu beitrug, die Brandenburgischen Staaten in den Abgrund zu stürzen, worin Friedrich Wilhelm sie fand, als er die Regierung antrat.

Der Französische Monarch verdient Lob, daß er den Weg der Ehre ging, den Richelieu ihm gebahnt hatte; der Deutsche Held that mehr: er bahnte sich diesen Weg selber.

Beide Fürsten kommandirten ihre Armeen. Der eine hatte die berühmtesten Feldherren in Europa; verließ sich in Ansehung seines Glücks auf Turenne, Condé und Luxemburg; munterte Kühnheit und Talent auf; weckte durch die Begierde, ihm zu gefallen, das Verdienst; liebte mehr den Ruhm, als den Krieg; unternahm aus Liebe zur Pracht Feldzüge; belagerte Städte, und vermied Schlachten; wohnte dem berühmten Feldzuge bei, in welchem seine Generale den Spaniern alle feste Plätze in Flandern wegnahmen, ferner der herrlichen Expedition, auf welcher Condé in noch nicht vollen drei Wochen Burgund der Krone Frankreich unterwarf; er machte seinen Truppen durch seine Gegenwart Muth, als sie bei der bekannten Fuhrts Tollhuns über den Rhein gingen, (eine Handlung, welche die Höflinge aus Schmeichelei, und die Dichter aus Enthusiasmus als wunderbar vergötterten.)

Der andre, der nur mit Mühe Truppen bekam, und dem es an geschickten Generalen fehlte, ersetzte ganz allein durch sein mächtiges Genie alle

Hülfsmittel, die ihm gebracht. Er entwarf seine Pläne und führte sie auch aus; dachte als Feldherr, und socht als gemeiner Soldat, und sah bei den Umständen, in denen er sich befand, den Krieg als seine Profession an. Dem Uebergange über den Rhein setze ich die Schlacht bei Warschau entgegen, welche drei Tage dauerte, und wobei der Große Ruhrfürst eins von den Hauptwerkzeugen des Sieges war; der Eroberung von Burgund aber den Ueberfall von Rathenau und die Schlacht bei Fehrbellin, wo unser Held an der Spitze von fünftausend Reitern die Schweden schlug, und sie über seine Gränzen hinaustrieb: und wenn dies noch nicht wunderbar genug scheint, so rechne ich noch die Expedition in Preussen hinzu, wo seine Armee über ein beeistes Meer hinflog, in acht Tagen achtzig Meilen zurücklegte, und wo der bloße Name dieses großen Fürsten die Schweden, gleichsam ohne alles Gefecht, aus ganz Preussen verjagte.

Die Thaten des Königs blenden uns, da sich große Pracht dabei zeigt, da eine Menge von Truppen zu seinem Ruhme beitragen, da er sich das Uebergewicht über alle andre Könige verschafft, und da wichtige Gegenstände ganz Europa interessieren. Die Thaten des Helden sind um so bewundernswürdiger, da sein Muth und sein Geist alles dabei thut, da er mit wenigen Mitteln die schwersten Unternehmungen ausführt, und die Hüfsquellen sei-

nes

nes Geistes sich um so stärker vermehren, je größere Hindernisse sich zeigen.

Ludwigs XIV Glück dauerte nur so lange, als Kolbert, Louvois und die großen Feldherren lebten, die Frankreich hervorgebracht hatte; aber Friedrich Wilhelm's Glück blieb sich immer gleich, und begleitete ihn, so oft er an der Spitze seiner eigenen Truppen stand. Wie es scheint, war also die Größe des Ersten das Werk seiner Minister und Generale, und der Andre nur durch sich selber Held.

Der König vereinigte durch seine Eroberungen Flandern, Burgund, den Elsaß und gewissermaßen auch Spanien mit seiner Monarchie, und erregte dadurch den Neid aller Europäischen Fürsten. Der Kurfürst erwarb sich durch Traktaten Pommern, Magdeburg, Halberstadt und Minden, schlug diese Länder zu Brandenburg, und nutzte den Neid, der seine Nachbarn zerfleischte, so daß sie Werkzeuge seiner Größe wurden.

Ludwig XIV war durch seine Macht, welche selbst bei den größten Königen Ehrfurcht erregte, der Schiedsrichter von Europa; Friedrich Wilhelm durch seine Tugend, die ihm das Vertrauen der größten Fürsten erwarb, das Orakel von Deutschland. Indes so viele Souveraine das Joch des Despotismus, das der König von Frankreich ihnen auflegte, mit Widerwillen trugen, brachten der König von Dänemark und andre Fürsten ihre Streitigkeiten vor das Tribunal

Fried. II Werke. 1. Th.

R

des Ruhrfürsten, und ehrten seine billigen Entscheidungen.

Franz I, hatte sich vergeblich bemühet, die schönen Künste nach Frankreich hin zu ziehen. Ludwig XIV bewirkte es durch den ausgezeichneten Schuß, den er ihnen gab. In Paris lebten Attischer Geschmac und Römische Eleganz wieder auf; Urania trug einen goldenen Zirkel in den Händen; Calliope beklagte sich nicht mehr, daß ihre Lorbeern unfruchtbar wären, und alle Musen hatten in prächtigen Pallästen Freistätten.

George Wilhelm bestrebte sich umsonst, den Ackerbau in seinem Lande zu erhalten; der dreißigjährige Krieg verwüstete, gleich einem verheerenden Waldstrom, das ganze nördliche Deutschland. Friedrich Wilhelm bevölkerte seine Staaten wieder, verwandelte Sümpfe in Wiesen, Einöden in Flecken, und Ruinen in Städte; nun sah man in Gegenden, wo vorher nur wilde Thiere gewesen waren, zahlreiche Heerden. Die nützlichen Künste sind die ältern Schwestern der schönen, und müssen also nothwendig vor diesen vorgehen.

Ludwig XIV verdient für seine Beschützung der Künste Unsterblichkeit; das Andenken des Ruhrfürsten wird noch seinen spätesten Enkeln theuer sein, weil er an dem Glück seines Vaterlandes nicht verzweifelte. Jenem, dessen Schuß und Freigebigkeit zur Aufklärung der Welt diente,

sind die Wissenschaften Bildsäulen schuldig; die-
sem, dessen große Seele die Erde wieder bevöl-
kerte, die Menschheit Altäre.

Aber der König verjagte die Reformirten aus
seinem Reiche, und der Ruhrfürst nahm sie in
seinen Staaten auf. In diesem Stück steht der
abergläubische und harte Fürst weit unter dem
duldsamen und liebreichen. Politik und Mensch-
lichkeit geben hierin den Tugenden Friedrich
Wilhelm's einstimmig den Vorzug.

In der Galanterie, der Artigkeit, der Frei-
gebigkeit und der Pracht überwiegt der Französische
Luxus die Deutsche Frugalität. Ludwig XIV
war hierin Friedrich Wilhelm eben so sehr
überlegen, als Lukull dem Nithridat.

Der eine gab Subsidien, und drückte dabei sein
Volk; der andre nahm sie, und half dem seinigen
auf. In Frankreich machte Samuel Bernard
Bankerott, um den Kredit der Krone zu retten;
in der Mark bezahlte die Kasse der Stände (die
Landschaft), ungeachtet des Schwedischen Ein-
falls, der Oestreichischen Plünderung und einer
verderbenden Pest.

Alle beide schlossen Traktaten, und brachen sie
wieder: der eine aus Ehrsucht, der andre aus
Nothwendigkeit. Mächtige Fürsten entziehen sich
der Sklaverei ihres Wortes dadurch, daß sie freien,
unabhängigen Willen vorschützen; weniger mä-
chtige halten oft deshalb ihre Versprechungen nicht,
weil sie sich nach den Konjunkturen richten müssen.

Der Monarch ließ sich gegen das Ende seiner Regierung von seiner Maitresse beherrschen, und der Held von seiner Gemahlin. Die Eigenliebe des menschlichen Geschlechtes würde zu sehr gedemüthigt werden, wenn die Gebrechlichkeit der Halbgötter uns nicht lehrte, daß sie so gut Menschen sind, wie wir.

Beide starben so, wie sie gelebt hatten: als große Männer; sie sahen die Annäherung des Todes mit unerschütterlicher Standhaftigkeit; verließen die Vergnügungen, das Glück, den Ruhm und das Leben mit stoischem Gleichmuth; führten das Staatsruder bis zu dem Augenblick ihres Todes mit sicherer Hand; richteten noch ihre letzten Gedanken auf ihre Völker, und empfahlen sie ihren Nachfolgern mit väterlicher Zärtlichkeit. Den Beinamen: Groß, den sie von ihren Zeitgenossen erhielten, und den ihnen die Nachwelt einmüthig bestätigt, hatten sie durch ein Leben voll Ruhm und wunderbarer Thaten gerechtfertigt.

Friedrich III *),

erster König von Preussen.

Friedrich III ward zu Königsberg in Preussen den 22 Julius 1657 von Louise Henriette von Oranien, der ersten Gemahlin des Großen Kurfürsten, geboren. Er verlor seine Mutter frühzeitig, und die Kurfürstin Dorothea verursachte ihm in seiner Jugend starke Verdrüsslichkeiten. Sie mußte nehmlich seinen Vater Friedrich Wilhelm gegen diesen Sohn aus der ersten Ehe, welcher schwächlich, übelgebildet und in der Erziehung sehr vernachlässigt war, äußerst zu erbittern. Dies ging so weit, daß er es nicht ungern gesehen hätte, wenn sein zweiter Sohn, der Prinz Philipp, sein Nachfolger geworden wäre,

Man untersteht sich, von der Kurfürstin zu argwohnen, sie habe sich ihres Stieffohns durch Gift zu entledigen gesucht; aber da man hiervon keinen sichern Beweis anführt, und da dieser Umstand nur obenhin erzählt wird, so darf er in der Geschichte keinen Platz finden. Man muß das Andenken der Großen nicht durch solche Beschuldigungen beflecken, wenn man von dergleichen Verbrechen nicht überzeugende Beweise in Händen hat,

Die Kurfürstin ward durch die That gerechtfertigt. Friedrich III hieß leben, und ver-

*) Als Kurfürst.

mählte sich im Jahr 1679 zum erstenmal mit Elisabeth Henriette, Tochter Wilhelms VI, Landgrafen von Hessen; und nach ihrem Tode, 1684, mit Sophie Charlotte, Tochter Ernst August's, Herzogs von Hannover, und Schwester Georg's, der in der Folge König von England ward.

Die Kurfürstin Dorothea hatte mehr auf die Besitzungen, als auf das Leben des Prinzen Absichten. Auf ihr dringendes Anhalten entschloß sich der Große Kurfürst, wie man versichert, ein Testament zu machen, worin er alle während seiner Regierung erworbene Länder unter die Kinder der zweiten Ehe theilte. Dieses Testaments bediente die Oestreichische Partei sich geschickt, um den neuen Kurfürsten gegen Frankreich aufzubringen; und der Kaiser versprach, diese Anordnung seines Vaters für null und nichtig zu erklären, wenn Friedrich III ihm dafür den Schwiebäuser Kreis zurückgäbe. Wir werden in dem Verfolge dieser Geschichte sehen, wie dieser Vertrag ausgeführt worden ist.

1688.

Friedrich III trat die Regierung zu einer Zeit an, wo ein neuer Krieg ausbrach, den Ludwig XIV erregt hatte. Dieser verlangte nemlich einige Aemter in der Pfalz, als wenn sie der Herzogin von Orleans zufallen müßten; beklagte sich über die Beleidigung, welche die Deutschen Fürsten dadurch, daß sie sich zu Augsburg gegen Frankreich verbündet, ihm zugefügt

hätten, und erklärte: seine Ehre verpflichte ihn, die Wahl zu beschützen, welche die Köllnischen Domherren an dem Fürsten von Fürstenberg getroffen, und welcher der Kaiser sich widersetzte.

Diese Kriegserklärung ward durch Armeen unterstützt. Der Marschall de Duras nahm Worms, Philippsburg und Mainz ein; der Dauphin belagerte in Person Mannheim und Frankenthal; und fast der ganze Rhein kam, ehe der Feldzug noch ganz zu Ende war, unter Französische Herrschaft.

Der Ruhrfürst, der Frankreich alle die Verdrißlichkeiten zuschrieb, die ihm seine Stiefmutter verursacht hatte, weil sie Friedrich Wilhelm aus Eigennuß zum Beitritt zu Ludwig's XIV Parthei bewogen — der Ruhrfürst war voll blinden Hasses gegen Alles, was Französisch hieß. Die Anhänger des Kaisers unterhielten diese Gesinnungen des Ruhrfürsten sehr sorgfältig, weil sie ihnen nicht anders als nützlich sein konnten, und verstärkten sie noch dadurch, daß sie das Phantom von einer Universalmonarchie Ludwig's XIV erschufen, wodurch sie halb Europa bezauberten. Deutschland ward oft durch diese kindische Maschine erschüttert, und in Kriege gestürzt, mit denen es eigentlich gar nichts zu thun hatte. Da aber auch die besten Waffen endlich stumpf werden, so verlor jene Vorpiegelung unvermerkt ihre Täuschungskraft, und die Deutschen Fürsten sahen ein, daß sie, wenn Despotismus für sie zu besorgen

1689.

wäre, ihn nicht von Ludwig XIV befürchten dürfen.

Doch zu dieser Zeit hatte der Zauber noch seine erste Kraft, und wirkte sehr stark auf einen Geist, der durch Vorurtheile zubereitet war, dessen Eindruck willig aufzunehmen. Friedrich III hielt sich daher für verpflichtet, dem Kaiser beizustehen. Er schickte den General Schöning mit einem ansehnlichen Korps nach dem Niederrhein; die Brandenburger bemächtigten sich Rheinbergens; der Kurfürst übernahm in Person das Kommando der Armee, und belagerte Bonn. Mainz ergab sich den Verbündeten. Die Truppen, welche diese Stadt eingenommen hatten, stießen zu den Kurfürstlichen, und hinderten Boufflers, Bonn zu entsetzen, dessen Gouverneur, von Asfeld, den 12 Oktober diese Stadt auf Kapitulation übergab.

1690.

Auch den folgenden Feldzug machte der Kurfürst, und fuhr fort, den Verbündeten beträchtlichen Beistand gegen Frankreich zu leisten. In diesem Jahre kommandirte der Prinz von Oranien die alliirte Armee in Flandern nicht; sein Ehrgeiz beschäftigte ihn, wie wir sogleich erzählen werden, anderswo mit Gegenständen, die ihn näher angingen.

Nach Cromwell's Tode, hatte sein Sohn Richard, der mehr Philosoph als Staatsmann war, der Macht entsagt, die ihm der Protektor durch seinen Thronraub hinterließ. Nun riefen die Engländer einmütig Karl'n II auf den Thron

seines Vaters. Nach dessen Tode ward Jakob II sein Nachfolger. Wilhelm, Statthalter von Holland, der sich mit dessen ältester Tochter Maria vermählt hatte, benutzte die Abneigung der Englischen Nation gegen ihren König, dessen Hauptverbrechen in der Katholischen Religion bestand. Schon seit geraumer Zeit war in England eine ansehnliche Parthei gegen diesen Fürsten entstanden. Nicht lange nach dem Tode des Großen Kurfürsten brach sie aus, und nun machte der Prinz von Oranien Anstalt, seinen Schwiegervater vom Throne zu stoßen, und wollte das, was seine Intriguen ihm nicht früh genug verschafften, nur den Waffen zu verdanken haben. Ein Amsterdammer Jude, Namens Schwarzau, ließ ihm zu dieser Unternehmung zwei Millionen, und sagte dabei: „Sind Sie glücklich, so geben Sie mir das Geld wieder, das weiß ich; sind Sie unglücklich, so lasse ich mir den Verlust gefallen.“

Wilhelm ging mit dieser Summe nach England, stieß den König Jakob vom Thron, schlug die Gegenparthei, und ward mit Genehmigung des Volks, das seine Usurpation zu billigen schien, der rechtmäßige Beherrscher des Königreiches. Jakob, der nicht im Stande gewesen war, sich auf dem Throne Achtung zu verschaffen, oder eine Nation zu regieren, deren Vorrechte er hätte ehren müssen, ließ den Szepter fahren. Von seinen eignen Kindern, die ihm die Krone entrissen hatten, verfolgt, floh er nach Frankreich; aber auch hier konnte we-

der seine Würde, noch sein Unglück ihm Achtung verschaffen.

1691. Der neue König von England übernahm nun den Oberbefehl über die Armee der Verbündeten. Er beherrschte durch seine Intriguen ganz Europa, indem er bei allen Fürsten Eifersucht auf die Macht seines persönlichen Feindes Ludwig's XIV erregte. Alles war in Waffen, und führte Krieg, um ihm den Despotismus zu erhalten, mit dem er die vereinigten Provinzen regierte, die er in Friedenszeiten verloren hätte; man nannte ihn König von Holland, und Statthalter von England. Er war unglücklich im Kriege, worin er fast immer geschlagen ward, aber fruchtbar an Hülfquellen, wachsam seinen Verlust immer zu ersetzen, und also wie die Hyder in der Fabel, die sich immer wieder herstellte. Bei seinen Feinden stand er nach seinen Niederlagen eben so in Ansehen, wie Ludwig XIV nach seinen Siegen.

Er hatte über das damalige Staatsinteresse eine Zusammenkunft mit dem Ruhrfürsten; aber Beide unterschieden sich in ihrem Charakter zu sehr, als daß ihre Berathschlagungen irgend eine wichtige Folge hätten haben können. Wilhelm war kaltblütig, einfach in seinen Sitten, und nur um wesentliche Dinge bekümmert. Friedrich III war ungeduldig, von seiner Größe eingenommen, und bestimmte auch seine geringsten Handlungen genau nach dem Maassstabe des Ceremoniells und den Abstufungen der Würden. Beinahe hätten ein Armsessel und

ein Lehnstuhl diese Fürsten auf immer entzweiet. Indes stießen doch funfzehntausend Brandenburger zu der Armee in Flandern, welche König Wilhelm commandirte. Auch schickte der Kurfürst dem Kaiser gegen die Ungläubigen noch andre Truppen zu Hülfe. Diese zeichneteren sich in der Schlacht bei Salankement aus, worin der Prinz Ludwig von Baden die Türken besiegte.

König Wilhelm war entweder weniger glücklich oder weniger geschickt, und verlor in Flandern die Schlachten bei Leusen und bei Landen. 1692.

Der Herzog Ernst August von Hannover, Schwiegervater Friedrich's III, stellte seiner Seits dem Kaiser zu dem Kriege in Ungarn ein Korps von 6000 Mann, und erhielt zur Belohnung für diesen Beistand die Kurfürstwürde. Die Ansetzung dieses neunten Kurfürsten fand bei dem Reiche vielen Widerspruch, und ward nur durch die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen unterstützt; aber der Kaiser, der wesentliche Hülfe nöthig hatte, glaubte sie mit nichtigen Titeln nicht zu theuer zu erkaufen. 1693.

Diese Periode schien den Ehrgeiz der Europäischen Fürsten zu begünstigen. Ungefähr zu eben der Zeit, da der Prinz von Oranien sich die Englische Krone aufsetzte, ward Ernst, Herzog von Hannover, Kurfürst; August, Kurfürst von Sachsen, bahnte sich den Weg zum Polnischen Throne; und Friedrich III hatte schon den Plan im Kopf, sich die Königswürde zu verschaffen. 1694.

Da dies mit zu den Hauptsachen in dem Leben dieses Fürsten gehört, eine von den wichtigsten Ereignissen für das Haus Brandenburg ist, und der Politik Friedrich's III zum Knoten dient: so müssen wir hier nothwendig aus einander setzen, was Gelegenheit dazu gab, durch welche Mittel es ausgeführt ward, und was für mancherlei kleine Umstände auf diesen Plan und auf die Unterhandlung Einfluß hatten.

Der Ehrgeiz Friedrich's III ward sowohl durch seinen Stand, als durch seine Besitzungen beschränkt. Seine Schwäche erlaubte ihm nicht, sich auf Kosten seiner Nachbarn zu vergrößern, da sie eben so stark und mächtig waren, als er. Es blieb ihm also kein andres Hülfsmittel übrig, um den Mangel an innerer Macht zu ersetzen, als Titelschwulst. Aus diesen Gründen waren alle seine Wünsche auf die Königswürde gerichtet.

Man findet in dem Archive einen Aufsat, der dem Jesuiten Botta zugeschrieben, und worin untersucht wird, ob der Titel König der Benden, oder König von Preussen, zu wählen sei, und welche Vortheile das Haus Brandenburg von der Königswürde haben werde. Man glaubt sogar, der erwähnte Jesuit habe Friedrich III auf den Gedanken gebracht, sich diese neue Würde zu erwerben. Aber man irrt sich hierin um so mehr, da seine Gesellschaft von der Vergrößerung eines Protestantischen Fürsten gar keinen Vortheil haben konnte. Weit wahrscheinlicher läßt sich anneh-

men, daß die Erhebung des Prinzen von Dra-
nien, und die Hoffnungen August's von Sach-
sen Friedrich III eifersüchtig gemacht und ihn
angereizt hatten, ihnen nachzueifern und sich, ih-
rem Beispiele zufolge, auf einen Thron zu schwin-
gen. Man irrt sich immer, wenn man die Bewe-
gungsgründe zu den Handlungen der Menschen
anderswo, als in ihren Leidenschaften und in ihrem
Herzen sucht.

Dieser Plan war so schwer auszuführen, daß
der Staatsrath des Kurfürsten ihn als eine Schi-
märe betrachtete. Seine Minister Dankelmann
und Fuchs erklärten sich laut dagegen, weil die
Sache selbst unbedeutend sei, weil sie dabei unüber-
steigliche Hindernisse vor sich sähen, weil man sich
nur geringen Nutzen davon versprechen könne, und
weil man sich durch eine schwer zu behauptende
Würde mit einer Last belade, die im Grunde weiter
nichts als eitle Ehre eintrage. Aber alle diese Vor-
stellungen vermochten nichts über einen Fürsten,
der in seine Ideen verliebt, auf seine Nachbarn
eifersüchtig, und nach Größe und Pracht begie-
rig war.

Dankelmann fiel von diesem Tage an in
Ungnade. In der Folge ward er nach Spandau
geschickt, weil er seine Meinung zu dreist gesagt,
einem durch Schmeichelei verderbten Hofe die
Wahrheit zu wenig verschleiert gezeigt, und einem
eitlen Fürsten in seinen Planen zu Größe wider-
sprochen hatte. Wohl den Fürsten, deren minder-

verzärtelte Ohren die Wahrheit selbst dann gern hören, wenn ein unbedachtsamer Mund sie verschwendet! Aber zu einem solchen Grade von Tugend sind nur wenige Menschen fähig.

An Dankesmanns Stelle in der Gunst des Kurfürsten kam nun ein junger Höfling, der weiter kein Verdienst hatte, als daß er den Geschmack seines Herrn ganz genau kannte: der Freiherr von Kolbe, nachmaliger Graf von Wartenberg. Ohne die glänzenden Eigenschaften zu haben, die allgemeinen Beifall erhalten, verstand er die Hofkünste: Affiduität, Schmeichelei, und mit Einem Worte: das Kriechen. Er trat den Absichten seines Herrn blindlings bei, da er überzeugt war: er würde, wenn er dessen Leidenschaften diente, sein eignes Glück sichern.

Kolbe war nicht einfältig genug, um nicht zu bemerken, daß er auf seiner neuen Laufbahn einen geschickten Wegweiser nöthig hätte. Von Plagen, Sekretair in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten, gewann sein Vertrauen, und leitete Kolbe'n mit so vieler Klugheit, daß dieser zum Premierminister ernannt ward, und das Departement der auswärtigen Angelegenheiten bekam.

Friedrich dem III schmeichelte in der That nur das Außere der Königswürde, das prunkende Gepränge, und eine gewisse seltsame Laune der Eitelkeit, die Andre gern fühlen läßt, daß sie geringer sind. Aber was ursprünglich ein Werk der Ei-

telkeit war, ward in der Folge ein Meisterstück der Politik. Die Königswürde befreiete das Haus Brandenburg von dem Joche der Knechtschaft, worin das Haus Oestreich damals alle Deutsche Fürsten hielt. Friedrich III warf dadurch seinen sämtlichen Nachkommen eine Lockspeise hin, und schien ihnen damit zu sagen: „Ich habe euch einen Titel verschafft, macht euch seiner würdig; ich legte den Grund zu eurer Größe, ihr müßt nun das Gebäude vollenden.“

Er wandte alle Hülfquellen der Intrigue an, und setzte alle Maschinen der Politik in Bewegung, um seinen Plan zur Reife zu bringen. Ehe darin irgend etwas geschehen konnte, mußte er sich bei dem Kaiser beliebt machen; denn dessen Genehmigung zog auch die Zustimmung des ganzen Reiches nach sich. Um diesen nun auf günstige Gefinnungen zu bringen, gab der Ruhrfürst ihm den Schwiebuser Kreis zurück, und begnügte sich mit der Anwartschaft auf das Fürstenthum Ostfries- und die Grafschaft Limburg. In eben der Absicht dienten die Brandenburgischen Truppen bei den Kaiserlichen Armeen in Flandern, am Rhein und in Ungarn; denn da die dortigen Kriege den Ruhrfürsten weder gradezu noch mittelbar angingen, so hätte es vielmehr sein Interesse erfordert, eine genaue Neutralität zu beobachten.

Obgleich Friedrich III alle Anstalten vorbereitet hatte, die seinem Hause die Königswürde verschaffen sollten: so konnte er seinen Plan doch:

nicht mit Ungestüm durchsetzen, und mußte warten, bis ihn die Konjunkturen begünstigten. In der Folge werden wir sehen, wie Alles zusammen traf, um die Ausführung desselben zu befördern.

Indeß Europa von heftigen Kriegen zerfleischt ward, verglich er, nach dem Beispiel seines Vaters, die Herzoge von Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, welche Erbfolgestreitigkeiten mit einander hatten.

Er stiftete die Universität Halle, und zog geschickte Professoren dahin; und um den Salzhandel dieser Stadt zu erleichtern, ließ er an der Saale vortrefliche Schleusen anlegen, und machte sie dadurch schiffbarer.

Berlin sah damals eine Gesandtschaft, die um so außerordentlicher schien, da ein gewisser Le Fort den Moskowitzschen Gesandten vorstellte, und den Zaar Peter Alexiewich in seinem Gefolge hatte.

Dieser junge Fürst hatte durch sein großes Genie bemerkt, daß er ein Barbar, und seine Nation wild sei. Ist verließ er seine Staaten zum erstenmal, in der edlen Absicht, sich zu unterrichten, und seinem Vaterlande das Licht der Vernunft und die Industrie, die demselben fehlten, mitzubringen. Die Natur hatte diesen Fürsten zu einem großen Manne gemacht; aber bei ganzlichem Mangel an Erziehung war er ein Wilder geblieben. Daher entstand in seinem Betragen immer ein ungewöhnliches Gemisch von wirklich großen Handlungen und Sonderbarkeiten, von geistreichen Antworten und

und plumpen Manieren, von heilsamen Absichten und grausamen Befriedigungen der Rache. Er selbst beklagte sich darüber, daß er, ob es ihm gleich gelinge seine Nation zu policiren, doch seine eigne Wildheit nicht bezähmen könne. Für die Moral war er ein sonderbares Phänomen, das Bewunderung und Schrecken erregte; für seine Unterthanen ein Ungewitter, dessen Bliz Bäume und Thürme niederschlug, dessen Regen aber das Land fruchtbar machte. Von Berlin begab er sich nach Holland, und von da nach England.

Europa näherte sich damals mit starken Schritten dem allgemeinen Frieden; die Verbündeten waren durch den schlechten Fortgang ihrer Waffen abgeschreckt, und auch Ludwig XIV ließ sich leicht zum Frieden geneigt finden, da er sah, daß es mit Karl'n II, Könige von Spanien, zu Ende ginge, und daß dessen Leibesbeschaffenheit kein langes Leben mehr verspräche. Er gab zwar seine Eroberungen fast ohne alle Ausnahme zurück; aber er opferte diese flüchtigen Vortheile nur größeren Absichten auf, da er Frieden nöthig hatte, um Anstalten zu einem Kriege zu treffen, der für das Haus Bourbon äußerst wichtig war. Der Friede ward zu Ryswik geschlossen, und der Kurfürst, der an dem Kriege bloß aus Gefälligkeit Antheil genommen hatte, erhielt nicht den geringsten Vortheil dabei.

Im Norden bekam August von Sachsen die Polnische Krone, und siegte über den schon gewählten Prinzen von Conti, da sein Mini-

1698.

Fried. II. Werke. 1. Th.

L

1699. ster und General Flemming sich alle Mühe darum gab, da seine Truppen anrückten, und da seine thätliche Geizbigkeit mehr wirkte, als des Abbé's von Polignak prächtige Versprechungen. Der neue König von Polen war durch seinen Aufwand erschöpft; dies nöthigte ihn, Friedrich III das Schirmrecht über die Abtei Quedlinburg und den Petersberg bei Halle zu verkaufen.

Der Ruhrfürst benutzte die Unruhen in Polen, und bemächtigte sich der Stadt Elbing, um sich für eine Summe bezahlt zu machen, welche die Polen ihm schuldig waren. Man vermittelte einen Vergleich, welchem zufolge diese ihm eine Krone und russische Kleinodien verpfändeten, die noch in Königsberg aufbewahrt werden. Hierauf ließ der Ruhrfürst die Stadt räumen, blieb aber, mit Bewilligung der Republik, im Besiz des Elbingischen Gebiets.

1700. Europa ward bald, zu Anfange dieses Jahrhunderts, in neue Unruhe gesetzt, weil die Häuser Bourbon und Oestreich einander die Erbfolge des kurz vorher gestorbenen Königs von Spanien, Karls II, streitig machten.

Man hatte den blutigen Kriegen, welche diese Erbfolge veranlassen mußte, zuvorzukommen gesucht. Ludwig XIV war wegen eines Theilungsvertrages mit den Seemächten übereingekommen. Aus Unwillen hierüber hatte Karl II in einem Testamente den jungen Ruhrprinzen von Baiern, seinen Neffen, zum Erben aller seiner Staaten eingesetzt. Allein seine ganze Hof-

nung schlug fehl, da dieser Prinz starb. Nun machte man einen andern Theilungsvertrag, der aber eben so wenig ausgeführt ward, wie der erstere. Es war nun einmal Europa's Schicksal, daß es Krieg haben sollte.

Der Kaiser protestirte gegen alle Theilung, und behauptete: die Spanische Monarchie dürfe nicht zerstückt werden; und da Spanien und Oestreich Zweige von Einem Stamme wären, so hätten sie das Recht, einander in der Regierung nachzufolgen. Kaiser Leopold und Ludwig XIV waren dem Verstorbenen gleich nahe verwandt, Beide Enkel von Philipp III, und Beide mit Töchtern Philipp's IV vermählt. Das Haus Bourbon hatte das Recht der Erstgeburt für sich, und Ludwig XIV gründete seine Ansprüche vorzüglich auf das berühmte Testament, das Karl II, auf den Antrieb des Kardinals Portokarrero und seines Beichtvaters, noch im Todeskampfe und mit zitternder Hand unterschrieben hatte. Dies Testament änderte Europa's politische Verfassung gänzlich.

Ludwig XIV trat seine Rechte seinem zweiten Enkel Philipp von Anjou ab, und hoffte, durch die Wahl dieses Prinzen, der dem Französischen Throne nicht nahe war, die Schwierigkeiten und Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche Europens Eifersucht seiner Größe in den Weg legen konnte. Philipp ging nun nach Spanien,

und ward von allen Fürsten, den Kaiser Joseph ausgenommen, als König anerkannt.

Zu Anfange des jetzt entstehenden Krieges war Frankreich auf dem Gipfel seiner Größe, sah alle seine Feinde überwunden, und ward wegen seiner Mäßigung bei dem Ryswicker Frieden gepriesen. Ludwig XIV zeigte der ganzen Erde seinen Glanz und seine Pracht; er ward geehrt und gefürchtet. Sein Reich glich einem Athleten, der allein zum Streite gerüstet ist, und einen Kampfplatz betritt, in welchem sich noch gar kein Gegner zeigt. Man ließ es nicht an Kriegeszurüstungen fehlen, und sie waren zu Wasser und zu Lande gleich zahlreich. Bei der stärksten Anstrengung ihrer Kräfte, hielt die Monarchie vierhunderttausend Mann; aber die großen Generale lebten nicht mehr, und ehe Villars Verdienste bekannt wurden, zeigte es sich, daß Frankreich wohl achthunderttausend Arme, aber keinen Kopf hatte. So richtig ist die Bemerkung, daß das Glück der Staaten oft nur von einem einzigen Mann abhängt!

Das Haus Oestreich befand sich bei weitem nicht in einer so glücklichen Lage. Es war durch die unaufhörlichen Kriege, die es geführt hatte, beinahe erschöpft, und seine Regierung matt und schwach. Selbst in Verbindung mit dem Deutschen Reiche konnte diese Macht, ohne den Beistand der Holländer und Engländer, nichts ausrichten; aber bei weniger Hülfquellen und Truppen,

als Frankreich, hatte sie den Prinzen Eugen von Savoyen an der Spitze ihrer Armeen.

König Wilhelm, der England und Holland beherrschte, war durch die überraschende Nachricht von Karl's II Tode ganz betäubt, und erkannte gewissermaßen aus Uebereilung den Herzog von Anjou für den König von Spanien; sobald er aber durch Ueberlegung wieder zu seiner natürlichen Kälte gekommen war, erklärte er sich, weil die Englische Nation es verlangte, und weil es sein Interesse zu erfordern schien, für das Haus Oestreich.

Der Norden war selbst in einen Krieg gestürzt, den Karl XII nach Dännemark hin spielte. Die Jugend dieses Fürsten hatte seine Nachbarn so kühn gemacht, ihn anzugreifen; aber sie fanden an ihm einen Helden, der wilden Muth mit unversöhnlicher Rachsucht verband.

Friedrich III, der in Frieden lebte, nahm Antheil an dem großen Bündnisse, das gegen Ludwig XIV geschlossen wurde, und zu dem König Wilhelm die Triebfeder, der Erzherzog von Oestreich aber der Vorwand war. Er nahm Subsidien, um seiner verschwenderischen Prachtliebe zu Hülfe zu kommen, und glaubte, er werde sich dadurch, daß er den Verbündeten Beistand leiste, den Weg zur Königswürde bahnen. Welch eine erstaunliche Wirkung der Widersprüche, denen der menschliche Geist unterworfen ist, daß dieser Fürst mit einer so stolzen und eitlen Seele sich herabließ, von Fürsten, die er nur als seinesgleichen

ansah, Almosen zu nehmen. Alle Anerbietungen, die ihm Frankreich that, um ihn von den Allirten loszureißen, blieben ohne Wirkung; er hatte sich einmal eingelassen, und war durch Subsidien, durch seine Neigung und durch Hoffnungen gebunden.

Unter diesen Umständen ward in Wien über den Krönungstraktat unterhandelt, in welchem der Kaiser sich anheischig machte, Friedrich III für einen König von Preussen anzuerkennen, wogegen dieser sich aber verpflichtete, ihm während des ganzen Krieges zehntausend Mann Hülfsstruppen auf seine eigne Kosten zu liefern, in Philippsburg eine Kompagnie Besatzung zu halten, und in allen Reichsangelegenheiten immer auf des Kaisers Seite zu sein. Ferner sollte die Königswürde die Verbindlichkeiten seiner Deutschen Staaten nicht im geringsten ändern, und er auf die Subsidien Verzicht thun, die ihm das Haus Oestreich schuldig war, auch immer den männlichen Nachkommen Josephs bei der Kaiserwahl seine Stimme geben, „wenn anders nicht wichtige und unumgängliche Gründe die Kurfürsten nöthigten, einen Kaiser aus einem andern Hause zu wählen.“

Dieser Traktat ward unterzeichnet und bestätigt. Rom schrie, und Warschau schwieg. Der Deutsche Orden protestirte gegen denselben, und war so dreist, Preussen zurückzufordern. Der König von England suchte Frankreich nur Feinde zu erregen, und erkaufte diese für jeden Preis; er hatte bei dem großen Bündnisse die Hülfe des Ruhr-

fürsten nöthig, und war einer der ersten, der ihn als König anerkannte. König August, der die Krone auf seinem Haupte zu befestigen suchte, unterzeichnete; Dänemark, das nur Schweden fürchtete und beneidete, willigte leicht ein. Karl XII, der einen schweren Krieg zu führen hatte, hielt es nicht für zuträglich, über einen Titel zu schikaniren, um die Anzahl seiner Feinde zu vermehren; und das Reich stimmte, wie man vorausgesehen hatte, mit dem Kaiser.

So endigte sich diese große Angelegenheit, die Anfangs in dem Staatsrath des Ruhrfürsten, bei den fremden Höfen, bei Freunden und bei Feinden Widerspruch fand; bei der sich, wenn sie gelingen sollte, nochwendig so mannichfaltige außerordentliche Umstände vereinigen mußten; die man als schimärisch behandelt hatte, von der man aber bald eine ganz andre Meinung faßte. Der Prinz Eugen sagte, als er sie erfuhr: „Der Kaiser sollte die Minister hängen lassen, die ihm einen so treulosen Rath gegeben hätten.“

Die Krönung ging im folgenden Jahre vor sich, wo der König, den wir von nun an Friedrich I nennen wollen, sich nach Preussen begab. 1701.
Bei der Salbungsfeierlichkeit bemerkte man, daß er sich die Krone selbst aufsetzte. Zum Andenken an diese Begebenheit stiftete er den schwarzen Adlerorden.

Das Publikum konnte indeß von seinem Urtheile gegen diese Königswürde nicht zurückkom-

men. Die gesunde Vernunft des gemeinen Volkes verlangte zu der größeren Würde auch eine größere Macht. Und wer nicht in diese Klasse gehörte, dachte eben so. Die Ruhrfürstin ließ sich gegen eine ihrer Frauen die Worte entfallen: „Sie sei in Verzweiflung darüber, daß sie in Preussen mit ihrem Aesop die Theaterkönigin spielen müsse;“ und an Leibniz schrieb sie: „Glauben Sie nicht, daß ich diese Herrlichkeiten und Kronen, aus denen man hier so sehr viel macht, den reizenden philosophischen Unterhaltungen vorziehe, die wir in Charlottenburg mit einander gehabt haben.“

Auf dringendes und wiederholtes Ansuchen dieser Fürstin ward in Berlin die Königliche Akademie der Wissenschaften gestiftet, und Leibniz zum Oberhaupte derselben ernannt. Man überredete Friedrich I, es sei seiner Königswürde angemessen, eine Akademie zu haben, so wie man einem neugemachten Edelmann einbildet, es schicke sich für ihn, eine Kuppel Hunde zu halten. Ausführlicher werden wir von dieser Akademie an einem andern Orte reden.

Nach der Krönung überließ der König sich ohne alle Gränzen seinem Hange zu Ceremonien und zu Pracht. Bei seiner Zurückkehr aus Preussen hielt er einen sehr glänzenden Einzug in Berlin.

Während dieser Feste und Feierlichkeiten erfuhr man, Karl XII, dieser Nordische Alexander, (der dem Könige von Macedonien völlig gleich gewesen wäre, wenn er dessen Glück gehabt hätte,)

habe bei Riga einen vollständigen Sieg über die Sachsen erfochten. Der König von Dänemark und der Zaar hatten, wie schon gesagt worden ist, der eine in Norwegen und der andre in Liefland, diesen jungen Helden angegriffen. Karl XII zwang den Dänischen Monarchen in dessen Hauptstadt, Frieden zu machen. Von da ging er mit achttausend Schweden nach Liefland, schlug bei Narva achtzigtausend Russen gänzlich, und dann auch bei dem Uebergange über die Dwina dreißigtausend Sachsen.

Die Lestern geriethen auf ihrer Flucht an die Gränzen von Preussen hin. Friedrich I war hierüber um so unruhiger, da der größte Theil seiner Truppen bei den Kaiserlichen Armeen diente, und da der Krieg sich seinem neuen Königreiche näherte; indeß versprach Karl XII, in Rücksicht auf die Verwendung des Kaisers, Englands und Hollands, dem Reiche Preussen die Neutralität.

In diese Jahre fielen des Königs von Schweden Triumphe. Er gebot über Polen als Souverain; seine Unterhandlungen waren Befehle, und seine Schlachten Siege. Aber so glänzend diese auch waren, so rieben sie doch die Sieger auf, und nöthigten den Helden, seine Armeen oft zu erneuern. Es ging ein Transport von Schwedischen Truppen nach Pommern; Berlin gerieth über sie in Unruhe, aber dessen ungeachtet marschirten sie durch das Ruhrfürstenthum nach Polen, ihrem Bestimmungsorte.

Der König warb achttausend Mann neuer Truppen; aber anstatt sie zur Sicherheit seiner Staaten zu gebrauchen, schickte er sie zu der Armee der Verbündeten nach Flandern. Er selbst ging nach dem Klevischen, um die Erbschaft Wilhelm's von Dranien, Königs von England, dem Anna, Jakob's zweite Tochter, in der Regierung folgte, in Empfang zu nehmen.

Friedrich's I Rechte gründeten sich auf das Testament Friedrich Heinrich's von Dranien, der, im Fall daß seine männlichen Nachkommen ausstürben, seine Tochter, die Gemahlin des Großen Kurfürsten, zur Erbin eingesetzt hatte. König Wilhelm hinterließ ein Testament zu Gunsten des Fürsten Johann Wilhelm von Nassau, das jenem ganz entgegen gesetzt war, und dessen Vollzieher die Generalstaaten sein sollten. Der Nachlaß bestand in dem Fürstenthum Dranien, Meurs, nebst verschiednen in Holland und Seeland gelegenen Herrschaften und Ländereien.

Friedrich I drohete: er würde, wenn man ihm nicht Gerechtigkeit widerfahren ließe, seine Truppen aus Flandern zurückziehen. Hierdurch überzeugte er die Holländer, daß seine Ansprüche gegründet wären. Man brachte es dahin, daß die Bedingungen zu einem vorläufigen Vergleiche festgesetzt wurden, welchem zufolge die Erbschaft in zwei gleiche Hälften getheilt werden sollte. Friedrich I bekam sogleich einen großen Diamanten

eingehändigte, und nun verstand er sich dazu, seine Truppen in Flandern zu lassen. Ludwig XIV setzte den Prinzen von Conti in den Besiz von Oranien. Hierdurch fand der König sich hart beleidigt; er vermehrte daher seine Armee, und nahm sogar Gothaische und Wolfenbüttelische Truppen in seine Dienste. Bald nachher erklärte er Frankreich den Krieg, weil Boufflers Armee im Klevischen einige Excesse verübt hatte.

Ludwig XIV merkte nicht, daß seine Feinde um Einen vermehrt waren; und der neue König that mit diesem Schritte viel für seine Leidenschaft, aber gar nichts für sein Interesse. Bei allen Gelegenheiten zeigte er seinen Haß gegen Frankreich; so nöthigte er den Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel, seinen Verbindungen mit Ludwig XIV zu entsagen, nachdem die Herzoge von Hannover und Celle die Truppen, welche er vermittelst Französischer Subsidien hielt, zerstreuet hatten.

Zu dieser Zeit gab England sich erstaunliche Mühe für das Haus Oestreich. Seine Flotten brachten den Erzherzog Karl, der nachher Kaiser ward, nach Spanien, und eine Englische Armee sollte ihm bei der Eroberung dieses Königreiches helfen. Europa's Enthusiasmus für das Haus Oestreich ging damals unglaublich weit.

Während des ganzen Successionskrieges behaupteten die Preussischen Truppen den Ruhm, den sie sich unter dem Großen Kurfürsten erwor-

1702;

ben hatten, auf das glänzendste. Sie nahmen Kaiserswerth am Rhein weg, und in dem Gefechte bei Höchstädt, wo Stirum von Villars überfallen und geschlagen ward, machte der Fürst von Anhalt mit den achttausend Preussen, die er kommandirte, einen vortreflichen Rückzug. Er hat mir selbst erzählt: als er die Verwirrung und Flucht der Oestreicher bemerkte, habe er mit seinen Truppen ein Viereck formirt, und sei in guter Ordnung über eine große Ebne nach einem Gehölze marschirt, und um Mitternacht dahin gekommen, ohne daß die Französische Kavallerie ihn anzugreifen gewagt habe.

Das Glück der Preussischen Truppen am Rhein, und ihr gutes Verhalten in Schwaben konnten Friedrich I. nicht von seinen Besorgnissen über die Nachbarschaft der Schweden befreien. Diesen widerstand damals nichts; Peter's I Genie und August's Pracht waren gegen Karl's XII Glück ohnmächtig. Dieser Fürst war zu gleicher Zeit tapftrer, als der Zaar, und wachsamere, als der König von Polen. Peter zog List der Kühnheit vor; August das Vergnügen der Arbeit; und Karl Liebe zum Ruhme dem Besitze der ganzen Welt.

Die Sachsen wurden oft überfallen und geschlagen; die Russen hatten auf ihre Kosten die Kunst gelernt, sich zu rechter Zeit zurückzuziehen, und ihre Art Krieg zu führen bestand nur in Streifereien. Die Schwedischen Armeen waren bis jetzt

die einzigen, welche angriffen und zugleich siegten; aber Karl XII, dessen unbiegsame Hartnäckigkeit niemals nachgab, wußte seine Plane nur mit Gewalt auszuführen; er wollte sich das Schicksal eben so unterwerfen, wie seine Feinde. Der Zaar und der König von Polen ersetzten den Mangel an dieser enthusiastischen Tapferkeit durch Kabinetsintrigen; sie erregten bei ganz Europa Eifersucht, und weckten Neid gegen das Glück eines jungen ehrfurchtigen Fürsten, der in seinem Hasse unversöhnlich war, und sich an den Königen, seinen Feinden, nur dadurch zu rächen wußte, daß er sie vom Throne stieß.

Friedrich I, der keine Truppen zu seinem eignen Gebrauch hatte, ließ sich durch diese Intrigen nicht abhalten, mit Karl'n XII, der mit einer siegreichen Armee in der Nähe stand, ein Schutzbündniß zu schließen. Er und Stanislaus erkannten einander gegenseitig für Könige. Aber dieser Vertrag dauerte nur so lange, als Karl's XII Glück beständig blieb.

Obgleich dieses Bündniß den König hätte von Furcht befreien können, so gab er doch allen festen Plätzen in Preussen Besatzung, und schickte der verbündeten Armee in Schwaben von neuem Hilfe. 1703.

In dieser Provinz hatten die Preussen an dem berühmten Siege bei Höchstädt beträchtlichen Antheil. Sie standen, unter dem Befehl des Fürsten von Dessau, auf dem rechten Flügel, und gehörten mit zu dem Korps, das der Prinz Eugen 1704.

kommandirte. Bei dem ersten Angriff wichen die Kaiserliche Infanterie und Kavallerie vor den Franzosen und Baiern zurück; aber die Preussen hielten ihn aus, und brachen dann in die Feinde ein. Nun stellte der Prinz Eugen sich an ihre Spitze, und sagte, voll Verdruss über das schlechte Verhalten der Oestreicher: er wolle mit braven Leuten fechten, und nicht mit feldflüchtigen Truppen. Uebrigens ist es bekannt, daß Lord Marlborough in dem Dorfe Blenheim sieben und zwanzig Bataillone und vier Dragonerregimenter gefangen nahm, und daß die Franzosen durch den Verlust dieser Schlacht auch Baiern und Schwaben verloren.

Lord Marlborough begab sich, als er diesen glorreichen Feldzug geendigt hatte, nach Berlin, um Friedrich I dahin zu bringen, daß er ein Korps von seinen Truppen nach Italien schickte. Dieser Engländer, der aus einer Landkarte, die auf Karl's XII Tische auseinander geschlagen lag, dessen Plane geschlossen hatte, durchdrang Friedrich's I Charakter leicht, als er nur einen Blick auf seinen Hof warf. Er war gegen diesen Fürsten ganz unterwürfig und demüthig, schmeichelte auf eine geschickte Art seiner Eitelkeit, und drängte sich hinzu, um ihm, wenn er von der Tafel aufstand, das Waschbeckrn zu reichen. Friedrich konnte ihm nicht widerstehen, und bewilligte den Schmeicheleien des Hofmannes das, was er dem Verdienste des großen Feldherrn, und der Geschicklichkeit des tief

eindringenden Staatsmannes vielleicht verweigert hätte. Der Erfolg dieser Unterhandlung bestand darin, daß der Fürst von Anhalt an der Spitze von achtausend Mann nach Italien marschirte.

Um diese Zeit setzte der Tod der Königin Sophie Charlotte den ganzen Hof in Trauer. Diese Fürstin von ausgezeichneten Verdiensten verband alle Reize ihres Geschlechtes mit Annehmlichkeiten des Geistes und mit einem aufgeklärten Verstande. Sie war in ihrer Jugend mit ihren Eltern durch Italien und Frankreich gereist, und für den Französischen Thron bestimmt gewesen. Ihre Schönheit machte auf Ludwig XIV Eindruck; aber aus politischen Gründen zerschlug sich ihre Vermählung mit dem Dauphin. Durch sie kam der Geist der Geselligkeit, wahre Politesse und Liebe zu den Künsten und Wissenschaften nach Preussen. Sie stiftete, wie schon weiter oben gesagt ist, die Königliche Akademie, und berief Leibniz und viele andere Gelehrte an ihren Hof. Aus Wißbegierde wollte sie die ersten Grundursachen der Dinge kennen lernen. Leibniz, dem sie eines Tages mit Fragen hierüber zusetzte, sagte zu ihr: „Madame, es ist unmöglich, sie zu befriedigen; Sie wollen das Warum des Warum wissen.“ Charlottenburg war durch sie ein Sammelplatz der Leute von Geschmack; alle Arten von Vergnügungen und Lustbarkeiten, in die man unendliche Mannichfaltigkeit legte, machten den dortigen Aufenthalt reizend, und den Hof glänzend. 1705.

Sophie Charlotten's Seele war stark, ihre Religionsbegriffe aufgeklärt, ihr Humor sanft, und ihr Geist durch das Lesen aller guten Französischen und Italiänischen Bücher kultivirt. Sie starb zu Hannover im Schooß ihrer Familie. Man wollte einen Reformirten Geistlichen zu ihr führen; sie sagte ihm aber: „Laßt mich doch ohne Disputiren sterben.“ Eine Hofdame, welche sie sehr liebte, zerfloß in Thränen. „Beklagt mich nicht,“ fuhr sie nun fort; „denn nun bald kann ich meine Wißbegierde nach den Grundursachen der Dinge, dem Raum, dem Unendlichen, dem Sein und Nichtsein, die mir Leibniz nie erklären konnte, befriedigen; und dem Könige, meinem Gemahl, bereite ich das Schauspiel eines Leichenpompes, wobei er neue Gelegenheit hat, seine Pracht zu zeigen.“ Noch sterbend empfahl sie dem Ruhrfürsten, ihrem Bruder, die Gelehrten, die sie beschützt, und die Künste, die sie kultivirt hatte. Friedrich I. tröstete sich indeß über den Verlust einer Gemahlin, die er nie genug hätte bedauern können, durch die Begräbnißceremonien.

1706.

In Italien fing der Krieg nun an, lebhafter zu werden. Die Preussen, die auf Lord Marlborough's Verwendung dahin marschirt waren, wurden nebst dem Prinzen Eugen bei Kasano, und dann auch zu Calcinato geschlagen, wo der General Reventlau, der sie kommandirte, sich von dem Großprior von Vendome überfallen ließ.

Der

Der Prinz Eugen konnte geschlagen werden; 1707.
aber er wußte seinen Verlust immer als ein großer Mann zu ersetzen. Das nachtheilige Gefecht bei Kasano ward über den berühmten Sieg bei Turin, woran die Preussen vorzüglichen Antheil hatten, bald vergessen.

Der Herzog von Orleans schlug zwar den Franzosen vor, sie möchten ihre Verschanzungen verlassen; aber sein Rath ward nicht befolgt. La Feuillade und Marsin hatten, wie man versichert, Befehl vom Hofe, keine Schlacht zu wagen; denn Ludwig's XIV Staatsrath war über die bei Hochstädte schüchtern geworden.

Die Franzosen, die doppelt so stark als die Verbündeten gewesen wären, wenn sie dieselben ausser ihren Verschanzungen angegriffen hätten, konnten ihnen doch nirgends die Spitze bieten, weil die verschiednen Quartiere, die sie vertheidigen mußten, von unermeslichem Umfange, und überdies durch die Doire getrennt waren.

Die Preussen, die auf dem linken Flügel der allirten Armee standen, griffen den rechten von der Französischen Verschanzung an, der sich an die Doire lehnte. Der Fürst von Anhalt war schon am Rande des Grabens; aber bei dem Widerstande der Feinde ward sein Angriff minder lebhaft. Ist schlichen sich drei Grenadiere längs der Doire hin, und umgingen die Verschanzung an einem Orte, wo sie von diesem Flusse nicht gut gedeckt war. Auf einmal hörte man in der Französischen

Fried. II Werke. 1. Th.

M

Armee eine Stimme: „wir sind abgeschnitten. Nun verläßt sie ihren Posten, und nimmt die Flucht. Zu gleicher Zeit ersteigt der Fürst von Anhalt die Verschanzung, und gewinnt die Schlacht. Der Prinz Eugen machte dem Könige hierüber ein Kompliment; und dieser Lobspruch auf seine Truppen mußte ihm um so angenehmer sein, da er von einem Prinzen kam, der sich auf dieses Fach vollkommen wohl verstand.

Friedrich I machte während dieses Krieges einige friedliche Eroberungen. Er kaufte von dem Grafen Solms-Braunsfels die Grafschaft Zellenburg in Westphalen; und da die Herzogin von Nemours, die Neuschâtel besaß, verstorben war: so übernahm der Staatsrath dieses Fürstenthums die Regierung, und wählte einige von seinen Mitgliedern, um über die Ansprüche zu entscheiden, welche von einer Seite der König von Preussen, und von der andern die sämtlichen Anverwandten der Longuevillischen Familie darauf machten. Es ward dem Könige zuerkannt, da er, als Erbe des Hauses Oranien, die gegründetsten Rechte darauf hatte. Ludwig XIV setzte sich zwar gegen diese Sentenz; aber er hatte so wichtige Angelegenheiten abzuthun, daß vor ihnen solche kleine Streitigkeiten nicht in Betrachtung kamen: und so ward im Utrechter Frieden dem königlichen Hause die Souverainetät von Neuschâtel bestätigt.

Karl XII war damals auf den Gipfel seines Glückes gekommen; er hatte den König August

von Polen vom Throne gestossen, und ihn zu Alt-Ranstadt, mitten in Sachsen, harte Friedensbedingungen vorgeschrieben. Friedrich wollte den König von Schweden bewegen, Sachsen zu verlassen, und schickte deshalb seinen Oberhofmarschall Prinz an ihn ab, um ihn zu bitten: er möchte nicht den Frieden in Deutschland dadurch stören, daß er sich mit seinen Truppen darin aufhielte.

Karl XII, der übrigens die Staaten eines Fürsten, den er völlig heruntergebracht hatte, ohnedies verlassen wollte, um es mit dem Zar in Moskau eben so zu machen — Karl XII nahm es übel, daß Prinz ihm solche Vorstellungen that, und fragte ironisch: ob die Preussischen Truppen eben so gut wären, wie die Brandenburgischen? „Ja, Sire, erwiderte der Gesandte, es sind noch immer die alten Soldaten, die sie bei Jędrzejów waren.“

Bei seinem Durchmarsche durch Schlesien, zwang Karl XII den Kaiser, daß er den Protestanten in diesem Herzogthume hundert und fünf und zwanzig Kirchen zurückgeben mußte. Der Papst murrte hierüber, und ließ es nicht an Protestationen und Klagen fehlen; Joseph antwortete ihm aber: „wenn der König von Schweden von ihm verlangt hätte, er selbst sollte Lutherisch werden, so wüßte er nicht recht gewiß, was geschehen sein könnte.“

Eben die Schweden, welche damals das Schrecken des Nordens waren, stellten mit den Preussen

und Hannoveranern in der Stadt Hamburg die Ruhe wieder her, welche ein Aufstand unter dem Volke gestört hatte. Friedrich I schickte vier-tausend Mann dahin, um die Vorrechte der Bürgermeister und Rathsherren aufrecht zu halten. Mit denen in Köln bekam er einige Irrungen, weil der Pöbel dieser Stadt dem Preussischen Residenten, der in seinem Hause Privatgottesdienst halten ließ, die Thüren aufgebrochen hatte. Der König ließ den Kaufleuten dieser Stadt die Waaren anhalten, die den Rhein hinunterfuhren und durch Wesel gingen. Auch drohete er, den Katholischen Gottesdienst in seinen Staaten zu untersagen, wie er es auch damals that, als der Kurfürst von der Pfalz die Protestanten in seinem Lande verfolgte. Die Furcht vor diesen Repressalien bewog die Stadt Köln, wieder zu ihrer Pflicht zurückzukehren, und lehrte sie, Toleranz sei eine Tugend, von der man sich bisweilen nur mit Gefahr entfernen könne.

Friedrichs I Hof war damals voll Intriguen; der Geist dieses Fürsten schwankte unter den Rabalen seiner Günstlinge, wie ein Meer das viele Winde empören. Die Nächsten um ihn hatten nur wenig Kopf; ihre Kunstgriffe waren plump, und ihr Benehmen nicht sonderlich geschickt; alle haßten sich, und brannten insgeheim vor Begierde, einander zu stürzen. Handelten sie in irgend etwas gemeinschaftlich, so war es darin, daß sie sich alle auf Kosten ihres Herrn zu bereichern suchten.

Dem Kronprinzen machte es Mühe, sein Mißvergnügen über ihr Betragen zu verbergen. Die Merkmale seines Widerwillens gaben ihnen daher den Gedanken an die Hand, ihr Ansehen durch eine neue Stütze zu befestigen. Deshalb überredeten sie den König, sich zum drittenmal zu vermählen, ob er gleich schwächlich war, nur durch die Kunst der Aerzte lebte, und mit einem geringen Ueberrest von Gesundheit um den Hauch von Leben kämpfte, den er zu verlieren im Begriff stand. Herr Marschall von Biberstein nahm diese Intrigue auf sich; er stellte dem Könige vor: „der Kronprinz werde keine Kinder bekommen,“ obgleich seine Gemahlin, eine Tochter des Kurfürsten George von Hannover, gerade damals schwanger war; „das Glück seines Volkes erfordere, daß er ernstlich darauf denke, seine Erbfolge zu sichern; er sei noch bei vollen Kräften, und werde durch diese Vermählung gewiß sein können, daß Nachkommen von ihm die Krone tragen würden, die er sich mit so vieler Mühe erworben habe.“ Da eben dies von verschiedenen Personen wiederholt ward, so überzeugte sich der gute Herr: niemand in seinen Staaten sei so bei Kräften, wie er. Die Aerzte bestärkten ihn vollends in dem Entschluß, sich zu vermählen, da sie ihn versicherten: seine Konstitution leide durch den ehelosen Stand. Man wählte für ihn eine Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, Namens Sophie Louise, deren Alter, Neigungen und Denkart sich gar nicht zu den seinigen

schiekten. Er hatte von dieser Verbindung weiter kein Vergnügen, als die Ceremonien bei der Vermählung, die mit Asiatischem Prunk gefeiert wurde. Uebrigens war die Ehe gänzlich unglücklich.

1709.

Endlich ward das Glück es müde, den Eigensinn Karl's XII zu beschützen. Neun Jahre lang hatte er dessen Gunst genossen; aber in den neun letzten seines Lebens sah er nichts als ein Gewebe von Widerwärtigkeiten. Ist war er so eben siegreich an der Spitze einer zahlreichen, mit Schätzen und der Beute aus Sachsen beladenen Armee in Polen eingerückt.

Leipzig ward das Kapua der Schweden. Mag nun die Unnehmlichkeit Sachsens die Sieger weichlich, oder das Glück den kühnen Karl aufgeblasen gemacht und ihn über sein Ziel hinaus getrieben haben; genug, er erlebte nummehr weiter nichts, als schreckliche Unglücksfälle.

Er wollte mit Rußland so schalten, wie mit Polen, und den Zaar so vom Throne stoßen, wie den König August. In dieser Absicht rückte er gegen die Gränzen von Rußland vor, wohin ihm zwei Wege offen standen. Der eine ging durch Liefland, wo er zur See alle Unterstützung aus Schweden erhalten konnte; auf diesem hätte er bis zu der neuen Stadt, die der Zaar damals an der Küste der Ostsee baute, vordringen, und das Band, das Rußland an Europa knüpfen sollte, auf immer vernichten können. Der andre Weg ging

durch die Ukraine, und führte durch ungangbare Wüsteneien nach Moskau.

Karl XII entschloß sich zu dem letzteren; entweder, weil er hatte sagen hören: man überwinde die Römer nur in Rom, und weil die Schwierigkeiten bei der Unternehmung seinen Muth aufreizten; oder, weil er auf den Hetman der Kosaken, Mazepa, rechnete, der ihm versprochen hatte, seiner Armee Lebensmittel zu liefern, und mit einer beträchtlichen Anzahl von seinen Leuten zu ihm zu stoßen. Der Zaar erfuhr die Intriguen dieses Kosaken. Er zerstreute die Truppen, die Mazepa versammelte, und bemächtigte sich seiner Magazine. So fand denn der König von Schweden, als er in der Ukraine ankam, anstatt eines Landes mit überflüssigen Lebensmitteln, nur schreckliche Wüsteneien, und anstatt eines mächtigen Bundesgenossen, der ihm Verstärkung zuführen sollte, einen flüchtigen Fürsten, der in seinem Lager eine Freistätte suchte.

Karl XII ließ sich durch diese Querstrieche nicht abschrecken, und belagerte Pultawa, als wenn ihm gar nichts gemangelt hätte. Bisher war er unverlethbar gewesen; aber nun ward er, da er sich bei dem Erkognosciren dieses Nestes demselben zu weit näherte, am Beine verwundet. Sein General Löwenhaupt, der ihm Lebensmittel, Munition und eine Verstärkung von dreizehntausend Mann zuführen sollte, ward dreimal von dem Zaar geschlagen, und durch die Nothwendigkeit gezwun-

gen, die Zufuhr, die er brachte, zu verbrennen. Er kam nur mit dreitausend Mann, die durch Beschwerlichkeiten entkräftet waren, in das Lager des Königs; und diese vergrößerten die Hungersnoth noch, die schon darin herrschte.

Der Zaar rückte bald an Pultawa heran; und nun lieferten in der Ebne bei dieser Stadt die beiden sonderbarsten Männer ihres Jahrhunderts einander jene so berühmte Schlacht.

Karl XII, der bis jetzt, wie ein Herr des Schicksals, kein Hinderniß seines Willens angetroffen hatte, that Alles, was sich von einem verwunderten Fürsten, den man auf einer Bahre tragen mußte, erwarten ließ. Peter Alexiewich, der bis dahin nur Geseßgeber gewesen war, zeigte mit Menzikof's Beistand an diesem Tage, daß er die Talente eines großen Feldherrn besaß, und daß er von seinen Feinden siegen gelernt hatte. Den Schweden war Alles zuwider: ihr König konnte wegen seiner Wunde nicht thätig sein; Mangel an Nahrung raubte ihnen die Kräfte zum Kampfe; ein detaschirtes Korps verirrte sich am Tage dieser entscheidenden Schlacht; ihre Feinde waren zahlreich, und hatten Zeit gehabt, Reduten aufzuwerfen und ihre Truppen vortheilhaft zu stellen: kurz, die Schweden wurden geschlagen, und verloren in einem entscheidenden und unglücklichen Augenblicke die Frucht neunjähriger Arbeit und so vieler wunderbaren tapfern Thaten.

Karl XII war genöthigt, bei den Türken eine Freistätte zu suchen. Sein unversöhnlicher Haß begleitete ihn nach Bender hin. Hier suchte er durch seine Intriguen die Pforte gegen die Russen in Waffen zu bringen; aber seine Bemühung war vergebens, und so ward er ein Opfer seines unbegreiflichen Geistes, den man Halsstarrigkeit genannt haben würde, wenn Karl nicht ein Held gewesen wäre.

Nach dieser Niederlage streckte die Schwedische Armee am Dnieper das Gewehr vor dem Zaar, wie es nach der Schlacht bei Narwa die Russische an der Ostsee vor Karl'n XII gethan hatte.

August glaubte, als er seinen Gegner gestürzt sah: er sei an sein Wort und an den Altranstädter Traktat nicht weiter gebunden. Er unterredete sich in Berlin mit dem Könige von Dänemark und mit Friedrich I. Hierauf rückte er mit einer Armee in Polen ein, und der König von Dänemark grif die Schweden in Schonen an. Friedrich I aber, den diese Mächte nicht erschlittern konnten, blieb neutral.

In Polen wandten sich alle Anhänger der Schweden auf die Seite der Sachsen. Stanislaus befand sich bei der Schwedischen Armee, die Krassau kommandirte. Da dieser General von den Russen und den Sachsen eingeschlossen war, so ging er durch die Neumark nach Stettin, ohne vorher Friedrich I, der diese Durchmärsche und die zahl-

reichen Armeen in seiner Nachbarschaft mit Mißvergnügen sah, um Erlaubniß bitten zu können.

Friedrich machte eine Reise nach Königsberg, und erhielt von dem Saar, der sich dahin begeben hatte, das Versprechen, daß er den jungen Herzog von Kurland, einen Neffen Friedrich's, wieder in den Besiz seiner Staaten setzen wollte, doch mit der Bedingung, daß er sich mit Peter's Nichte vermählte.

Der König hörte von seinen Truppen immer nur gute Nachrichten; sie zeichneten sich in Flandern eben so aus, wie in Italien, und thaten unter dem Befehl des Grafen von Lottum, sowohl in der Schlacht bei Oudenarde, als bei der Belagerung von Nyssel, Wunder der Tapferkeit.

Die Franzosen waren durch den schlechten Fortgang ihrer Waffen und den Verlust dreier großen Schlachten muthlos geworden, und thaten im Haag Friedensvorschläge. Aber man war noch in zu großer Gährung, und beide Partheien gingen in ihren Hoffnungen und Forderungen noch zu weit, als daß man zu einem Vergleiche hätte kommen können. Würden die Menschen, wenn sie vernünftiger Betrachtungen fähig wären, so lange, so blutige und so lästige Kriege führen, um früh oder spät wieder zu Friedensbedingungen zu kommen, die ihnen nur dann unerträglich scheinen, wenn sie von Leidenschaft beherrscht, oder vom Glücke begünstigt werden?

Die Allirten eröffneten den Feldzug mit der Einnahme von Dornick, und der Schlacht bei Malplaquet, bei welcher der Kronprinz in Person zugegen war. An diesem Siege hatte der Graf von Fink großen Antheil; er drang mit den Preussen zuerst in die französische Verschanzung ein; formirte seine Truppen auf der Brustwehr, und unterstützte von da aus die Kaiserliche Kavallerie, welche von den Franzosen zweimal zurückgetrieben ward, bis eine stärkere Anzahl von Truppen zu den seinigen stieß und den Sieg vollständig machte,

In Pommern erregten die Schweden durch ihre Bewegungen die Besorgniß, sie möchten in Sachsen eindringen wollen. Der König befürchtete, der Krieg würde sich endlich nach seinen eigenen Ländern hinziehen. Aber bei der Absicht, die Unruhen im Norden heizulegen, nahm er gerade nur solche Maßregeln, wodurch sie vergrößert werden konnten. Er schlug vor, es sollte eine Neutralitätsarmee errichtet werden; diese kam aber nie zu Stande. Krassau willigte in einen Waffenstillstand; als Karl XII dies hörte, protestirte er mitten in Bessarabien gegen alle Neutralität. Der entworfene Traktat ward also gebrochen, und hatte das Schicksal aller der öffentlichen Staatsakten, welche zu einer Zeit von Nothwendigkeit und Ohnmacht veranlaßt, zu der andern aber von Macht, wenn diese durch günstige Umstände unterstützt wird, vernichtet werden,

1710.

Auf der südlichen Seite spann Frankreich in Gertruitenburg neue Friedensunterhandlungen an, und versprach gleich in den ersten Konferenzen, Preussen für ein Königreich, und dessen Souverainetät über Neufchatel anzuerkennen. Das Friedensgeschäft scheiterte aber noch einmal. In dem nun folgenden Feldzuge wurden die Preussen unter dem Fürsten von Anhalt bei den Belagerungen von Alre und Donau gebraucht, und nahmen diese Städte ein. Der König erklärte damals: er würde die Stadt Geldern, worin er eine Besatzung hatte, nicht wieder herausgeben, wenn die Spanier ihm die Subsidien, die sie ihm schuldig wären, nicht bezahlten. Wirklich behauptete er sich durch den Frieden in dem Besiz dieser Stadt.

Zu dieser Zeit starb der Herzog von Kurland, des Königs Nefte. Die Russen bemächtigten sich dieses Herzogthums von neuem, und nahmen auch Elbing weg; aber da der König Rechte auf diese Stadt hatte, so ward ein Bataillon Preussen zur Besatzung hineingelegt.

Der Durchmarsch und die Nähe so vieler Armeen hatten ansteckende Krankheiten nach Preussen gebracht; und eine Hungersnoth, die sich daselbst stark zu äußern anfang, vermehrte die Heftigkeit und das Gift der Pest noch. Dem Könige ward ein Theil des Unglücks verhehlt, und er überließ das dortige Volk seinem Elende. Indeß seine Einkünfte und Subsidien zu dem Aufwande seiner Drucksucht nicht einmal hinreichten, sah er mehr

als zweimal hunderttausend Menschen, die er durch einige Freigebigkeit hätte retten können, elend umkommen.

Der Kronprinz war höchst unwillig über die Härte, die sein Vater gegen die Preussen äußerte, und sprach mit den Finanzministern, den Grafen von Wartenberg und von Witgenstein, sehr nachdrücklich, um diesem Volke, das eben so wohl durch Mangel, als durch ansteckende Seuchen aufgerieben ward, Hülfe und Lebensmittel zu verschaffen. Er fand aber diese Minister unbeweglich; sie schlugen es ihm ganz trocken ab, für zehntausend Thaler Getreide zu kaufen, womit man wenigstens den Einwohnern von Königsberg hätte Erleichterung verschaffen können.

Aus starkem Verdruss über diese Verweigerung, entschloß sich der Prinz, diese ungerechten Minister zu stürzen, und setzte alle Arten von Maschinen in Bewegung, um sie vom Hofe zu entfernen. Das Glück hat Launen, der Hof Ungewitter. Die Parthei der Herren von Kamelke, welche Wartenberg'en um die Gunst, in der er stand, beneideten, ergriff mit Vergnügen den Vorwand, für das allgemeine Beste zu arbeiten, um ihre ehrgeizigen Absichten zu befördern. Ein junger Hofmann aus dieser Familie, der oft mit dem Könige Schach spielte, wußte so viele Aeußerungen gegen diese Minister fallen zu lassen, und ihm eben dasselbe so oft vorzusagen, daß Witgenstein nach der Festung Spandau geschickt, und Wartenberg vom Hofe verwiesen

ward. Der König trennte sich von seinem geliebten Oberkammerherrn mit Thränengüssen, und dieser begab sich, mit einem Gehalt von zwanzigtausend Thälern nach der Pfalz, wo er bald nachher starb.

1711.

Im Norden hatte Karl XII, wie wir so eben erzählt haben, die Neutralität ausgeschlagen. Der Zaar, die Könige von Polen und von Dänemark bedienten sich dieses Vorwandes, um ihn in Pommern anzugreifen. Friedrich I weigerte sich standhaft, diesem Bündnisse beizutreten, da er seine Staaten nicht den Streifereien, den Verheerungen und dem Ungefähr des Krieges aussetzen wollte, und selbst durch seine Neutralität bei den Uneinigkeiten seiner Nachbarn zu gewinnen hoffte.

Anfangs waren die Allirten in ihren Kriegesoperationen nicht sehr glücklich; die Dänen mußten die Belagerung von Wismar, und August die von Stralsund und Stettin aufheben.

Indeß Europa in diesen Zuckungen lag, und Hoffnung, Eigennutz und Ehrsucht in den Herzen beider Partheien Zwietracht entflammten, starb Kaiser Joseph; und das Reich erwählte an seiner Statt den Erzherzog Karl, der in Madrid gekrönt, dann nach dem Verlust der Schlacht bei Almanza daraus verjagt worden, und jetzt in Barcelona eingeschlossen war.

Joseph's Tod bahnte den Weg zu einem allgemeinen Frieden. Die Engländer wurden so wie

ler Ausgaben nach und nach überdrüssig, und sahen, je mehr die Völker ihres Enthusiasmus sich zertheilten, den Gegenstand dieses Krieges immer deutlicher. Sie überzeugten sich, das Haus Oesterreich würde noch mächtig genug sein, wenn es seine Erbländer, das Königreich Neapel, Mailand und Flandern behielte; daher wurden sie geneigt, in Utrecht Friedensunterhandlungen zu eröffnen.

Der König, der die Streitigkeiten wegen der Spanischen Erbschaft durch einen Definitiv-Traktat zu endigen wünschte, begab sich nach dem Klevischen, um diese Angelegenheit mit dem Fürsten von Nassau in Richtigkeit zu bringen; aber dieser erkrankte unglücklich bei der Ueberfahrt von Moerdrecht, als er sich nach dem Haag begeben wollte.

Durch das Aussterben der Protestantischen Linie der Grafen von Mansfeld erhielt Friedrich I ein Stück Land von keinem großen Werth. Schon seit langer Zeit hatten der König von Preussen und der Kurfürst von Sachsen es administriert, und die Preussische Regierung war in Mansfeld, die Sächsische aber in Eisleben.

Indeß näherte sich alles unvermerkt dem Frieden. Die Konferenzen in Utrecht wurden fortgesetzt, und die Grafen von Dönnhoff, von Metternich und Wieberstein begaben sich als bevollmächtigte Minister des Königs dahin.

Während der dortigen Unterhandlungen ereignete sich in England eine Veränderung, die Europa

1712.

dem Marschall von Tallard zuschrieb. Mag nun dieser, der in London als Gefangener gewesen war, oder das, was man das Ungefähr nennt, Schuld daran gewesen sein: genug, Lord Marlborough's Parthei ward gestürzt, und diejenigen unter der Nation, welche den Frieden wünschten, behielten die Oberhand. Nun erhielt der Herzog von Ormond das Kommando der Englischen Truppen in Flandern, und trennte sich im Anfange des Feldzuges von den Verbündeten. Der Prinz Eugen blieb, ob er gleich durch den Abgang der Engländer schwächer ward, doch bei dem Angriffskriege. Der Fürst von Anhalt und die Preussen bekamen den Auftrag, Landreci zu belagern; aber Villars marschirte nach Denain, brach auf das Lager des Lord Albemarle ein, und schlug ihn, ehe Prinz Eugen ihm zu Hülfe kommen konnte. Durch diesen Sieg bekamen die Franzosen Marchiennes, le Quesnoi, Douai und Bouchain wieder in ihre Gewalt.

Die Verbündeten folgten dem Beispiele der Engländer, und dachten ernstlich auf den Frieden. Bloß der Kaiser wollte den Krieg noch fortsetzen, entweder, weil er bei der Langsamkeit seines Staatsrathes noch keinen Entschluß fassen konnte, oder weil er sich für stark genug hielt, Ludwig XIV allein widerstehen zu können. Indes ward seine Lage dadurch um nichts besser.

Um diese Zeit ließ der König die Holländische Besatzung in Meurs überfallen, und behauptete durch

durch die Besitznehmung dieser Stadt seine Rechte auf dieselbe.

Die friedfertigen Gesinnungen im Süden hatten übrigens auf den Norden keinen Einfluß. Der König von Dänemark rückte in das Herzogthum Bremen ein, und nahm Stade weg; der Saar und der König von Polen versuchten eine Landung auf der Insel Rügen, die aber durch die guten Maaßregeln der Schweden vereitelt ward. Um nichts glücklicher waren die Allirten mit der Belagerung von Stralsund, die sie wieder aufheben mußten. Steenbock hatte so eben bei Gadebusch im Mecklenburgischen einen Sieg über die Sachsen und Dänen davon getragen; und da nun noch eine Verstärkung von zehntausend Schweden in Pommern ankam, so ward das ganze Land von den Feinden befreiet. Die Dänen mußten Rostock verlassen, und übergaben diese Stadt dem Könige, als Direktor des Niedersächsischen Kreises; aber seine Truppen wurden von den Schweden daraus vertrieben. Doch litt die Neutralität des Königs hierunter ganz und gar nicht; er fuhr in seinen Unterhandlungen fort, um irgend einen Vergleich zu bewirken und die Ungewitter zu vertreiben, die sich rings um seine Staaten zusammenzogen.

Zu Anfange des Jahres 1713 starb Friedrich I an einer auszehrenden Krankheit, die sein Leben schon lange untergraben hatte, und so sah er weder den Friedensschluß, noch die Wiederherstellung der Ruhe in seiner Nachbarschaft.

Fried. II Werke. I. Th.

N

Er hatte drei Gemahlinnen gehabt; mit der ersten, einer Prinzessin von Schweden, erzeugte er eine Tochter, welche an den Erbprinzen von Hessen, jetzigen König von Schweden^{*)}, vermählt ward. Die zweite, Sophie Charlotte von Hannover, brachte seinen Nachfolger Friedrich Wilhelm zur Welt; und die dritte, eine Prinzessin von Mecklenburg, verstieß er wegen ihres Wahnwizes.

Nun, da wir alle Ereignisse in dem Leben Friedrich's I gesehen haben, bleibt uns weiter nichts übrig, als einige flüchtige Blicke auf seine Person und seinen Charakter zu werfen. Er war klein und ungestaltet; seine Gesichtsbildung gemein, und seine Mine dabei doch stolz; seine Seele gleich einem Spiegel, der Alles, was vor ihm ist, aufhängt, und gab jedem Eindrucke nach. Wer einmal eine gewisse Gewalt über ihn gewonnen hatte, konnte seinen Geist, der aus Eigensinn heftig und aus Sorglosigkeit sanft war, entflammen oder dämpfen. Er verwechselte Eitelkeit mit wahrer Größe, und hing mehr an Glanz, der blendend, als an dem Nützlichen, das nur dauerhaft ist. Um sich die Königswürde zu verschaffen, opferte er in den verschiedenen Kriegen des Kaisers und seiner Bundesgenossen dreißigtausend Mann auf; und doch strebte er in keiner andern Absicht so eifrig nach ihr, als um seinen Geschmack am Ceremoniel befriedigen, und durch einen scheinbaren Vorwand die Ver-

^{*)} Im Jahre 1751.

schwendungen seiner Prunksucht rechtfertigen zu können.

Er war prachtliebend und freigebig; aber um welchen Preis erkaufte er nicht das Vergnügen, seine Leidenschaften zu befriedigen? Er verhandelte das Blut seiner Unterthanen den Engländern und Holländern, wie die umherschweifenden Tataren ihre Heerden den Podolischen Schlächtern zur Schlachtbank verkaufen. Als er nach Holland kam, um die Erbschaft König Wilhelm's in Empfang zu nehmen, war er im Begriff, seine Truppen aus Flandern zurückzuziehen; aber man gab ihm aus diesem Nachlaß einen großen Diamant: und nun ließen sich funfzehntausend Mann im Dienste der Verbündeten todt schlagen.

Die Vorurtheile des großen Hausens scheinen die Pracht der Fürsten zu begünstigen; doch die Freigebigkeit eines Privatmannes und eines Souverains sind ganz verschieden. Ein Fürst ist der erste Diener, die erste obrigkeitliche Person des Staats, und muß diesem von dem Gebrauche, den er von den Auflagen des Volkes macht, Rechenschaft geben; er erhebt sie, um durch die Truppen, die er hält, den Staat verteidigen zu können; ferner, um die Würde, mit der er bekleidet ist, zu behaupten, Dienste und gute Eigenschaften zu belohnen, zwischen den Reichen und den Verschuldeten gewissermaßen ein Gleichgewicht herzustellen, allen Arten und Gattungen von Unglücklichen Erleichterung zu geben, und Pracht in Allem zu beob-

achten, was den Staatskörper im Ganzen betrifft. Wenn der Fürst einen aufgeklärten Kopf und ein rechtschaffnes Herz hat, so wird er seinen ganzen Aufwand so einrichten, daß er dem Publikum nützlich ist und seinen Unterthanen zum größten Vortheil gereicht.

Die Pracht, die Friedrich I liebte, war nicht von dieser Art, sondern vielmehr die Verschwendung eines eiteln und Geld verthuenden Fürsten. Sein Hof gehörte mit zu den glänzendsten in Europa; und seine Gesandtschaften waren so prächtig, wie die Portugiesischen. Er trat die Armen unter den Fuß, um die Reichen zu mästen; seine Günstlinge bekamen starke Pensionen, indeß sein Volk in Elend lebte. Seine Gebäude und seine Lustbarkeiten waren prachtvoll; seine Marställe, Küchen und Keller verriethen mehr Asiatisches Gepränge, als Europäische Würde.

Wie es schien, war seine Freigebigkeit jedesmal mehr die Wirkung des Ungefährs, als einer überlegten Wahl. Seine Domestiken machten ihr Glück, wenn sie die ersten Ausbrüche seiner Heftigkeit erduldet hatten. Ein Jäger, der ihm einen Hirsch von hohem Geweiße aufgetrieben, bekam ein Lehngut von vierzigtausend Thalern. Die Sonderbarkeit seiner Verschwendung fällt nicht stärker auf, als wenn man sie im Ganzen mit der Summe seiner Einkünfte vergleicht, und sein Leben mit Einem Blick übersieht; dann erstaunt man über

riesenmäßige Theile an einem Körper, neben verdorrten und hinsterbenden Gliedmaßen.

Er wollte den Holländern seine Domainen im Fürstenthum Halberstadt verpfänden, um den berühmten Pitt, einen Brillanten, zu kaufen, den Ludwig XV während der Regentschaft erhielt; und er verhandelte den Verbündeten zwanzigtausend Mann, um den Namen zu haben, daß er dreißigtausend unterhalte.

Sein Hof glich einem großen Strome, der das Wasser aller kleinen Bäche verschlingt. Seine Günstlinge genossen seine Freigebigkeit in Ueberfluß, und seine Verschwendungen kosteten ihm jeden Tag unermessliche Summen; aber zu eben der Zeit waren Preussen und Litthauen ein Raub des Hungers und ansteckender Seuchen, ohne von dem freigebigen Monarchen nur der geringsten Hülfe gewürdigt zu werden. Ein geiziger Fürst ist für sein Volk wie der Arzt, der einen Kranken in seinem Blute ersticken läßt; ein verschwenderischer aber wie der, welcher ihn durch vieles Aderlassen tödtet.

Friedrich I war in seiner Zuneigung nie beständig, entweder weil ihn seine schlechte Wahl gereuete, oder weil er keine Rücksicht gegen menschliche Schwachheiten hatte. Von dem Freiherrn von Dankelmann an bis zu dem Grafen von Wartemberg hin, nahm es mit allen seinen Günstlingen ein unglückliches Ende.

Sein schwacher und abergläubischer Geist hatte eine sonderbare Anhänglichkeit an dem Calvinis-

mus, zu dem er gern alle übrigen Religionsverwandten bekehrt hätte. Wahrscheinlich würde er ein Verfolger geworden sein, wenn die Priester auf den Einfall gekommen wären, mit den Verfolgungen Ceremonien zu verknüpfen. Er hat ein Gebetbuch verfertigt, das aber zu seiner Ehre nie gedruckt worden ist.

Verdient Friedrich I Lob, so ist es dafür, daß er seine Staaten immer in Frieden erhielt, indeß die benachbarten durch Krieg verheert wurden; daß sein Herz von Natur gut war; und, wenn man will, daß er die eheliche Treue nie verletzte. Kurz, er war in kleinen Dingen groß, aber in großen klein; und es ist sein Unglück, daß er in der Geschichte zwischen einem Vater und einem Sohne steht, die ihn durch größere Talente ganz verdunkeln.

Friedrich Wilhelm,
zweiter König von Preussen.

Friedrich Wilhelm, ein Sohn Friedrich's I Königs von Preussen, und der Prinzessin von Hannover, Sophie Charlotte, ward, wie wir schon angemerkt haben, den 15 August 1688 in Berlin geboren. Seine Regierung fing unter den glücklichen Auspicien des Friedens an, der zu Utrecht zwischen Frankreich, Spanien, England, Holland und den meisten Deutschen Fürsten geschlossen ward. Ludwig XIV erkannte ihn darin für einen König, und für den Souverain des Fürstenthums Neuschatel; ferner garantirte er ihm Geldern und die Landschaft Kessel, um ihn damit für das Fürstenthum Oranien zu entschädigen, auf das Friedrich Wilhelm für sich und seine Nachkommen Verzicht that. Frankreich und Spanien gestanden ihm zugleich den Titel: Majestät, zu, den sie den Königen von Dänemark und Sardinien lange Zeit verweigert haben.

Nach der Wiederherstellung des Friedens wandte der König seine ganze Aufmerksamkeit auf das Innere der Regierung. Er arbeitete daran, die Finanzen, die Polizei, die Justiz und das Militair wieder in Ordnung zu bringen, da alles dies unter der vorigen Regierung gleich stark vernachlässigt worden war. Er hatte eine arbeitsame Seele in einem starken Körper, und vielleicht mehr Fähig-

keit, in die speciellsten Umstände einzubringen, als jemals irgend ein Mensch.

Bisweilen ließ er sich wohl bis zu den größten Kleinigkeiten herab, aber nur in der Ueberzeugung, daß aus vielen dergleichen große Dinge entstehen. Sein ganzes Werk leitete er auf den allgemeinen Entwurf seiner Politik hin, und durch die Bemühung, die einzelnen Theile zu dem höchsten Grade der Vollkommenheit zu bringen, suchte er diese dem Ganzen zu geben.

Er schränkte alle unnütze Ausgaben ein, und verstopfte die Kanäle, durch die sein Vater die Hülfquellen des öffentlichen Ueberflusses verschwenderisch zu so manchem eiteln und überflüssigen Gebrauch abgeleitet hatte. Der Hof erfuhr diese Verbesserungen zuerst. Friedrich Wilhelm behielt nur einige Personen um sich, die zu seiner Würde nothwendig, oder dem Staate nützlich waren. Von hundert Kammerherren, die sein Vater gehabt hatte, wurden nur zwölf beibehalten; die übrigen widmeten sich dem Militärstande, oder wurden Kaufleute. Seine eignen Ausgaben bestimmte er auf eine mäßige Summe, und sagte: „ein Fürst müsse mit dem Gut und Blute seiner Unterthanen sparsam sein.“ In dieser Rücksicht war er ein Philosoph auf dem Thron, freilich von ganz andrer Art, als jene Gelehrten, deren unfruchtbare Wissenschaft nur in Spekulationen über abstrakte Gegenstände besteht, die sich unsrer Kenntniß zu entziehen scheinen. Er lehrte durch sein

Beispiel eine Strenge in den Sitten und eine Frugalität, die der ersten Zeiten der Römischen Republik würdig gewesen wären. Ihm, einem Feinde von dem Prunk und dem blendenden Aeußern der Königswürde, verstattete seine stoische Tugend nicht einmal auch nur die am wenigsten gekünstelten Bedürfnisse des Lebens. So einfache Sitten und eine so große Frugalität waren gerade das Gegentheil von Friedrich's I. Hochmuth und Verschwendung.

Bei seinen inneren Einrichtungen lag die politische Absicht zum Grunde, sich durch die Unterhaltung einer zahlreichen Armee seinen Nachbarn fürchtbar zu machen. George Wilhelm's Beispiel hatte ihn gelehrt, wie gefährlich es sei, sich nicht vertheidigen zu können; und an Friedrich I, dessen Truppen weniger ihm, als den Bundesgenossen, die sie bezahlten, zugehörten, lernte er: daß ein Fürst nur dann hochgeachtet wird, wenn er sich durch seine Armee fürchtbar macht.

Er war der Erniedrigungen überdrüssig, die Friedrich I bald von den Schweden, bald von den Russen erlitt, indem sie ungestraft durch sein Land marschirten; und wollte sein Volk wirksam gegen seine unruhigen Nachbarn beschützen, zugleich aber sich in den Stand setzen, seine Rechte auf die Erbfolge in Berg zu behaupten, das durch den Tod des Ruhrfürsten von der Pfalz, des letzten Prinzen aus dem Neuburgischen Hause, in kurzem erledigt werden mußte. Obgleich das ganze Publikum das Vorurtheil hat, der Plan zu einer

militairischen Regierung rühre nicht von dem Könige selbst her, sondern sei ihm von dem Fürsten von Anhalt an die Hand gegeben worden: so treten wir doch dieser Meinung nicht bei, weil sie falsch ist, und weil ein Mann mit so durchdringendem Geiste, wie Friedrich Wilhelm, die größten Gegenstände völlig übersah, und sich besser auf den Vortheil seines Staates verstand, als irgend einer seiner Minister oder Generale.

Wenn ein Ungesähr die größten Ideen erzeugen kann, so läßt sich sagen: Friedrich Wilhelm sei von Englischen Officieren veranlaßt worden, die Pläne zu entwerfen, welche er in der Folge ausführte. Dieser Fürst machte in seiner Jugend die Feldzüge in Flandern mit, und traf, als er der Belagerung von Dornick beiwohnte, zwei Englische Generale an, die sehr lebhaft mit einander stritten. Der eine behauptete: der König von Preussen würde Mühe haben, ohne Subsidien funfzehntausend Mann zu besolden; der andre aber: er könne zwanzigtausend halten. Der junge Prinz sagte zu ihnen in vollem Feuer: „der König, mein Vater, kann dreißigtausend halten, sobald er nur will.“ Die Engländer hielten diese Aeußerung für den Einsall eines jungen ehrgeizigen Mannes, der die Vorzüge seines Vaterlandes übertreibe; aber Friedrich Wilhelm bewies, als er auf den Thron gekommen war, daß er noch nicht genug behauptet hatte, und brachte es durch gute Verwaltung seiner Finanzen dahin, daß er schon im ersten Jahre seiner Regie-

nung funfzigtausend Mann hielt, ohne von irgend einer Macht Subsidien zu bekommen.

Der Utrechter Friede hatte die Unruhen, die den Süden erschütterten, zum Theil gestillt; aber in Norden dauerte der Krieg fort, nehmlich zwischen Karl'n XII, der noch in Adrianopel gefangen war, und zwischen dem Zaar, dem König August, und Friedrich IV von Dänemark, die sich gegen ihn verbündet hatten.

Friedrich Wilhelm wollte sich nicht in die Nordischen Unruhen mischen, und beobachtete nach dem Beispiele seines Vaters eine genaue Neutralität. Da er sich in einer so vortheilhaften Lage befand, zahlreiche Truppen hatte, und man seines Beistandes bedurfte: so suchten ihn beide Partheien. Er sah, daß die Beschaffenheit und die Nähe dieses Krieges ihn früher oder später nöthigen würde, sich mit hinein zu mischen; doch beim Warten verlor er nichts: und vielleicht wollte er sehen, auf welche Seite sich das Glück wendete, ehe er Verbindungen einginge, die ihm hernach nicht freie Hand ließen.

Das Schicksal, welches der große Haufe das Ungefähr, und der Theologe Vorherbestimmung nennt, dessen Ursachen aber die Weisen der Unvorsichtigkeit der Menschen zuschreiben — das Schicksal, sage ich, verfolgte Karl'n XII noch immer gleich hartnäckig. Indesß dieser König seine Zeit damit verlor, daß er in Konstantinopel gegen den Zaar Kabaleten machte, zog sich sein General Steenbock, der an den unglücklichen Einwohn-

nern von Altona unerhörte Grausamkeiten verübt hatte, bei der Annäherung der Russen und Sachsen nach Tönningen zurück, und zwar in der Absicht, über die zugefrorene Eider zu gehen. Aber zu seinem Unglück fiel unvermuthet Thauwetter ein. Da er nun keine Brücke zum Uebergange hatte, und sich von den Feinden umringt sah: so mußte er sich mit den zwölftausend Mann, die er kommandirte, gefangen geben.

Der Verlust dieser Truppen, und die Schande, welche dadurch, daß sie sich ergaben, auf die Schwedischen Waffen fiel, waren nur die Vorboten größerer Unglücksfälle, welche dies Königreich bedroheten. Das schlechte Verfahren dieses Generals traf besonders Schwedisch Pommern. Die Russischen und Sächsischen Armeen machten, da sie nun keinen Feind mehr vor sich hatten, bereits Anstalten, in diese Provinz einzurücken, die von neuem der Schauplatz des Krieges werden sollte. Aus Besorgniß hiervor thaten der Herzog, Administrator von Holstein, und der General Welling, Statthalter von Pommern, dem Könige den Vorschlag, ihm Schwedisch-Pommern zur Sequestration zu übergeben. Ihre Verlegenheit war um so größer, da es ihnen an Truppen fehlte, diese Provinz zu vertheidigen; und sie ergriffen dieses verzweifelte Hülfsmittel aus Haß gegen die Russen, der sie über den Vortheil ihres Herrn so blind machte, daß sie lieber ganz Pommern unter Preussischer Herrschaft,

als ein einziges Dorf in der Gewalt des Zaars gesehen hätten.

Der König fand des Administrators und Welling's Vorschläge sehr vortheilhaft, und nahm die Sequestration von Pommern mit Vergnügen an, da er sich schmeichelte, er werde durch dies Mittel in dieser so nahe an seine Staaten gränzenden Provinz den Frieden erhalten. Nun setzten zwanzigtausend Preussen sich unverzüglich in Marsch, und lagerten sich an der Gränze von Pommern. Zugleich begaben sich Bassewitz, Minister des Herzogs von Holstein, und der General Arnim, den der König abgeschickt hatte, nach Stettin, und befahlen in Welling's Namen dem dortigen Gouverneur Meierfeld, die Stadt den Preussen zu überliefern. Dieser kannte die Denkart seines Herrn; er weigerte sich daher zu gehorchen, und verlangte Zeit, um sich von der Stockholmer Regierung bestimmte Befehle über das Verhalten, das er zu beobachten habe, verschaffen zu können.

Meierfeld's Ungehorsam bewies deutlich, daß Welling seiner Autorität zu viel zugetrauet und sich in diese Sache rascher eingelassen habe, als er sollte und konnte. Der König, der diese Sequestration nur aus Gefälligkeit hatte übernehmen wollen, stand davon ab, ohne nur die geringste Empfindlichkeit zu äußern. Er zog sogleich seine Truppen aus Pommern zurück, und überließ es seinem Schicksale. Es war den Schweden

rühmlicher, diese Provinz im Kriege zu verlieren, als sie durch Sequestration zu behalten!

Als Menzikof den General Steenbock in Holstein entwaffnet hatte, brach er an der Spitze der Russen und Sachsen in Pommern ein, und belagerte sogleich Stettin. Er ließ diese Stadt bombardiren, und setzte ihr so heftig zu, daß sie in wenigen Tagen auf das Aeußerste gebracht war. Bassewitz, Welling und Meierfeld glaubten, Karl'n XII noch einen Dienst zu leisten, wenn sie Stettin dem Könige übergäben. Man ließ nun sogleich zwei Bataillone Preussen und eben so viele Holsteinische Truppen hineinrücken.

Die Verbündeten willigten in diese Sequestration, doch mit der Bedingung: daß der König die Schweden verhindern sollte, aus Pommern in Polen einzudringen; wogegen diese Republik sich ihrer Seits zur Neutralität verpflichtete. Um die andern Bedenklichkeiten zu heben, welche die Verbündeten bei dieser Sache vielleicht noch gehabt hätten, zahlte der König ihnen 400,000 Thaler. Auch gab er Menzikof ein Amt (Biegen) und einen Ring von großem Werthe. Dieser Menzikof, der durch Glück aus einem Pastetenbecker, des Zaar's erster Minister und Generalissimus geworden war, würdewohl seinen Herrn verkauft haben, wenn der König ihn hätte bezahlen wollen. Er und seine ganze Nation waren so barbarisch, daß es in ihrer Sprache nicht einmal Wörter gab, um Ehre und Redlichkeit damit zu bezeichnen.

Karl XII und der König von Dänemark, August von Polen und der Kaiser waren mit dieser Sequestration gleich unzufrieden. Der König von Schweden sah nehmlich wohl, daß er entweder Pommern verlieren, oder den König von Preussen zum Feinde bekommen würde, da er deren doch schon so viele hatte. Die Könige von Dänemark und von Polen waren zwar wirklich Willens, Karl'n XII einige Provinzen zu nehmen; aber ganz voll von diesem einzigen Endzweck ihrer Nachbegierde, hatten sie die Theilung ihrer Eroberungen noch nicht angeordnet, und sahen es mit neidischen Augen, daß der König von Preussen durch die Sequestration in den Besiz von Pommern käme, und dadurch alle Früchte des Krieges einerndten würde, ohne dessen Gefahren mit ihnen getheilt zu haben.

Der Kaiser, der aus Spanien hatte fliehen müssen und ganz allein einen unglücklichen Krieg gegen Frankreich führte, war durch den schlechten Fortgang seiner Waffen mißmüthig, und sah mit Verdruß, daß Friedrich Wilhelm sich etwas erwarb, indeß er selbst immer nur verlor. Indes — die Befestigung war übergeben, das Geld bezahlt, Menzikof bestochen; und überdies hatte der König von Preussen sich fürchtbar gemacht. Diese Ursachen nöthigten Friedrich Wilhelm's Nachbarn, ihre Eifersucht zu unterdrücken, und noch weitere Schonung gegen ihn zu beobachten.

Der König von Schweden schrieb ihm aus dem Innersten von Bessarabien: er protestire gegen Welling's Verfahren, werde die 400,000 Thaler, die seinen Feinden bezahlt wären, nie wieder erstatten, und so lange er lebe, nicht seine Einwilligung zu der Sequestration geben. So hart auch Karl's XII Erklärung war, so nahm doch der König, gemeinschaftlich mit dem Kaiser, die besten Maßregeln, um den Frieden wieder herzustellen. Beide Fürsten schlugen einen Friedens-Kongreß in Braunschweig vor; sie scheiterten aber damit an der Hartnäckigkeit Karl's XII, und an dem Hasse des Zaars und des Königs von Polen, die in der Schule des Erstren sich daran gewöhnt hatten, ihrer Nachbiederde keine Gränzen zu setzen.

Indeß im Norden Zwietracht herrschte, kam Friedrich Wilhelm in den Besiz der Grafschaft Limburg*), auf welche Friedrich I dafür, daß er dem Kaiser den Schwiebuser Kreis abgetreten, von demselben Anwartschaft erhalten hatte.

Im Süden herrschte Philipp V schon friedlich über Spanien; Viktor Amadeus, Herzog von Savoyen, der im Utrechter Frieden als König von Sicilien anerkannt war, hatte sich, trotz allen Drohungen des Kaisers und trotz dem Geschrei des Pabstes, in Palermo krönen lassen. Ludwig XIV, der vor kurzem mit dem größten Theile von Europa Frieden

*) Bostrath Schenk von Limburg, ihr Besitzer, war gestorben, und mit ihm sein Stamm ausgegangen.

Frieden geschlossen, setzte Karl'n VI lebhaft zu, da dieser aus Hartnäckigkeit sich gegen den Frieden sträubte. In diesem Feldzuge nahm Villars Landau und Freiburg weg, ohne daß die Geschicklichkeit des Prinzen Eugen es verhindern konnte.

Der Kaiser setzte diesen Krieg mehr aus Stolz, als aus Gründen fort. Seine Truppen waren zusammengeschnitten, seine Geldquellen erschöpft, er für sich allein zu schwach Ludwig XIV Widerstand zu thun, und die Kasse der Seemächte für ihn verschlossen.

Der üble Erfolg dieses Feldzuges, und die Furcht vor einer noch unglücklicheren Zukunft, lehrten den Kaiser einsehen: daß Dünkel ohne Macht nichtig ist, und daß die Staatsklugheit es immer erfordert, die Segel bei Stürmen einzuziehen und sie nur bei günstigem Winde aufzuspannen. Der Oestreichische Stolz mußte sich diesmal unter die Nothwendigkeit beugen.

1714.

Eugen und Villars begaben sich nach Rastadt in der Markgrafschaft Baden, und verglichen sich daselbst über die Präliminarien. Hierdurch bahnten sie den Weg zur Eröffnung des Kongresses zu Baden in der Schweiz, wo der Friede den 7. September unterzeichnet ward. Der Kaiser trat Landau an Frankreich ab, erkannte Philipp V für den König von Spanien, und entsagte seinen Ansprüchen auf dieses Reich. Ludwig XIV, gab die Eroberungen, die er diesseits des Rheins gemacht hatte, zurück, und versprach die Befestigungs-

Fried. II. Werke. 1. Th.

D

werke von Hünningen zu schleifen und den Kaiser nicht in dem Besitze des Königreichs Neapel, des Meiländischen oder des Mantuanischen zu stören. Auch erkannte er die neunte Ruhrwürde an, und man kam überein, durch einen besondern Traktat das in Richtigkeit zu bringen, was wegen der Fländrischen Barriereplätze noch auszumachen wäre.

Um diese Zeit starb die Königin von England nach einer langen und schmerzlichen Krankheit. Einige von ihren Ministern hatten sich vergeblich bemühet, den Prätendenten zu ihrem Nachfolger zu ernennen. George von Hannover, Enkel der Prinzessin von der Pfalz, der Tochter Jakob's I, ward zum König von England ausgerufen, und durch den Wunsch der ganzen Nation auf den Thron erhoben. Es ist eben der Fürst, der noch zu unsren Zeiten, als Verehrer der Freiheit, England beherrschte; der sich der Subsidien, die das Parlement ihm bewilligte, bediente, um es zu bestechen; der ein König ohne Prunk, ein Staatsmann ohne Falschheit war, und sich durch sein Betragen das Vertrauen von ganz Europa erwarb.

Nun, da wir von den Angelegenheiten im Süden geredet haben, ist es Zeit, wieder nach dem Norden zurückzukehren, wo verwickelte Vorfälle die Umstände mehr als jemals verwirrten. Karl XII, welcher der beispiellosen Hartnäckigkeit, die ihn zu Demirtokka im Bette hielt, überdrüssig und noch immer entschlossen war, die Pforte gegen den Zaar

aufzureizen, indeß seine Feinde seine Abwesenheit benutzten, um seine Armeen zu vernichten und ihm die reichsten Provinzen wegzunehmen — Karl XII, sage ich, ging plötzlich und ohne alle Zwischenstufen aus dieser Unthätigkeit zu den beschwerlichsten Arbeiten über. Er reiste von Demirtokka ab, ging mit außerordentlicher Geschwindigkeit zu Pferde durch die Erbländer des Kaisers, durch Franken und Mecklenburg, und kam den ersten Tag seiner Reise zu Stralsund an, als man ihn am wenigsten erwartete.

Das erste, was er that, bestand darin, daß er gegen die Sequestration von Stettin protestirte und zugleich erklärte: er habe keine Konvention unterzeichnet, und sei nicht verpflichtet, die anzuerkennen, welche seine Generale in seiner Abwesenheit gemacht hätten. Bei einem Fürsten von solchem Charakter wie Karl XII richten nicht Gründe, sondern nur Macht etwas aus. Friedrich Wilhelm erklärte ihm daher: er werde nicht zugeben, daß Schwedische Truppen in Sachsen einrückten; und zu gleicher Zeit ließ er ein beträchtliches Korps in die Gegend von Stettin marschiren. Da die Schweden auf diesen Schritt nur wenig zu achten schienen, so sah der König sich genöthigt, mit den Russen, Sachsen und Hannoveranern ein Bündniß einzugehen, um sein Pfand gegen Karl's XII Halsstarrigkeit behaupten zu können.

Dieser Monarch nahm Anklam, Wolgast und Greifswalde weg, worin Preussische Besatzung lag;

indefß schickte er, aus einem Ueberreste von Schonung, doch diese Truppen zurück, ohne gewaltthätig mit ihnen zu verfahren. Aber die Mäßigung eines Mannes von so heftigem Charakter war nicht von langer Dauer. Bei der Eröffnung des folgenden Feldzuges vertrieben die Schweden die Preussen aus der Insel Usedom, und machten ein Detaschement von 500 Mann zu Kriegesgefangenen. Durch diese Feindseligkeit verletzten sie die Neutralität der Preussen, und wurden der angreifende Theil. Der König, dem seine Ehre wichtig war, wurde über das Verfahren der Schweden aufgebracht. Ob es ihm gleich in dem ersten Augenblicke schwer fiel, die erlittene Beschimpfung geduldig zu ertragen, so konnte er sich doch des Ausrufs nicht enthalten: „Ach! muß ein König, den ich achte, mich zwingen, sein Feind zu werden!“

Damals befand sich Flemming in Berlin, eben der, welcher durch Intriguen seinen Herrn zum Könige von Polen gemacht, aber durch sein schlechtes Verhalten als General auch Schuld daran gehabt hatte, daß er wieder vom Throne gestossen worden war. Kaum hörte dieser Flemming, daß die Schweden die Neutralität verletzt hätten, so begab er sich sogleich zu dem Könige, und benutzte dessen erste Hitze so gut, daß er ihn dahin brachte, Karl'n XII augenblicklich den Krieg zu erklären.

Im Monat Junius stießen zwanzigtausend Preussen in Pommern zu den Sachsen und Dänen. Der König begab sich nach Stettin, und ließ die

Holsteinischen Bataillone, die daselbst als Besatzung standen, entwaffnen, sich selbst aber von der Bürgerschaft den Eid der Treue schwören. Hierauf stellte er sich in Person an die Spitze seiner Armee.

Europa sah damals einen König von zwei andern belagert; aber dieser König war Karl XII, an der Spitze von funfzehntausend Schweden, die zum Kriege gewöhnt und in den Heldennuth ihres Monarchen, der außerdem auch noch seinen großen Ruhm und die Vorurtheile der Welt für sich hatte, bis zur Abgötterei verliebt waren.

Bei der Armee der Verbündeten prüfte der König von Preussen die Plane, entschied über die Kriegesoperationen, und überredete die Dänen, sie zu unternehmen; denn der König von Dänemark, ein schlechter und nicht sehr militairischer Soldat, war nur deshalb mit bei der Belagerung von Stralsund zugegen, weil er gehofft hatte, er würde das Schauspiel genießen, Karl'n XII gedemüthigt zu sehen.

Die Seele aller Kriegesoperationen war, unter diesen beiden Königen, der Fürst von Anhalt, ein Mann von heftigem, festem Charakter, lebhaft, aber vorsichtig in allen seinen Unternehmungen. Er verband Heldennuth mit den Erfahrungen aus den herrlichen Feldzügen des Prinzen Eugen. Seine Sitten waren wild, sein Ehrgeiz gränzenlos; er verstand die Belagerungskunst, war ein glücklicher Krieger, ein schlimmer Bürger, und zu allen Unternehmungen eines Marius und Sylla

fähig, wenn das Glück ihn bei seiner Ehrsucht eben so begünstigt hätte, wie jene Römer. — Die Generale der Dänen waren Prahler, und ihre Minister Pedanten.

Eine auf die so eben beschriebne Art zusammen-gesezte Armee belagerte nun Stralsund. Diese Stadt liegt an der Küste der Ostsee, und konnte also von der Schwedischen Flotte Lebensmittel, Munition und Truppen zugeführt erhalten. Sie ist durch ihre Lage fest; zwei Dritteile ihres Umfangs bedeckt ein ungangbarer Morast; und die einzige Seite, auf der man ihr beikommen kann, ward durch eine gute Verschanzung beschützt, die auf der Nordseite von der Seeküste anfang, und sich nach Osten zu bis an den erwähnten Sumpf erstreckte. In dieser Verschanzung standen zwölftausend Schweden, mit Karl'n XII an ihrer Spitze.

Die Belagerer waren, da sie so viele Hindernisse zu übersteigen hatten, genöthigt, sie nach und nach aus dem Wege zu räumen. Hauptsächlich kam es darauf an, die Schwedische Flotte von der Pommerischen Küste zu entfernen, um Karl'n XII aller der Unterstützung zu berauben, die er von Schweden erwarten konnte.

Der König von Dänemark wollte mit dem Geschwader, das er in diesem Seestrich hatte, kein Treffen wagen; und über diesen Punkt, der nothwendig vor der Belagerung vorher gehen mußte, ward nun förmlich unterhandelt. Es ist eben so leicht, einem hellsehenden Manne die Noth-

wendigkeit irgend einer Sache durch gute Gründe zu beweisen, als es, so zu sagen, unmöglich ist, einem beschränkten Kopfe, der in sich selbst Mißtrauen setzt und von Andreu verführt zu werden befürchtet, selbst das Augenscheinliche deutlich zu machen. Indeß hatte der König von Preussen durch sein Genie ziemlich viele Obergewalt über den König von Dänemark, und nöthigte diesen gewissermaßen, daß er zusah, wie sein Admiral einen Sieg über die Schwedische Flotte davon trug. Beide Könige waren Zuschauer dieser Schlacht, die kaum eine halbe Meile weit von der Küste geliefert ward, und den Verbündeten freie Schifffahrt verschaffte. Die Preussen machten hierauf, unter dem General Arnim, eine Landung auf der Insel Usedom, und verjagten die Schweden daraus. Auch nahmen sie, mit dem Degen in der Hand, die Penamünder Schanze weg.

Als jenes Hinderniß gehoben war, setzte man sich in Vereitschaft, die Verschanzung anzugreifen. Zum Unglück der Schweden fand sich ein Preussischer Officier, Namens Köppen, der dies Unternehmen, das schwerste und entscheidendste bei der ganzen Belagerung, erleichterte. Er erinnerte sich, daß er zu der Zeit, da er auf dem Stralsunder Gymnasium erzogen worden war, sich oft in dem Arme des Meers gebadet hatte, und daß dieser nahe bei der Verschanzung weder tief noch schlammig sei. Mehrerer Sicherheit wegen, untersuchte er ihn bei Nacht, und fand, daß man ihn durchwaten, die

Verschanzung auf der linken Seite umgehen, und die Feinde in die Flanke und in den Rücken nehmen könnte. Dieser Gedanke ward glücklich ausgeführt. Man grif die Schweden bei Nacht an, indeß zugleich ein Korps gerade auf die Verschanzung losrückte, ein andres nahe an der Küste durch das Meer ging, und sich, ehe die Schweden es merkten, in ihrem Lager befand. Die Bestürzung über einen unvermutheten Angriff, die Verwirrung die bei allen Gefechten in der Nacht unvermeidlich ist, besonders aber das beträchtliche Korps, das ihnen in den Rücken fiel, brachte sie schnell in gänzliche Unordnung. Sie verliessen nun ihre Verschanzung, und flüchteten sich in die Stadt. Karl XII war in Verzweiflung, daß seine Truppen ihn verlassen hatten, und wollte allein fechten, so, daß seine Generale ihn nur mit Mühe vor den nachsetzenden Belagerern retteten. Alles, was Stralsund nicht schnell erreichte, ward getödtet oder gefangen genommen, und dies letztere Schicksal hatten an diesem Tage mehr als vierhundert Mann.

Um nun diese Stadt ganz einzuschließen, nahm man sich vor, sich der Insel Rügen zu bemächtigen, von woher die Belagerten noch einige Unterstützung erhalten konnten. Der Fürst von Anhalt setzte, an der Spitze von zwanzigtausend Mann, auf Transportschiffen über den Meerarm, der die genannte Insel von Pommern trennt. Diese Flotte blieb eben so in Schlachtordnung, wie die Truppen auf dem Lande. Sie machte Mine, auf der Ostseite

der Insel zu landen; aber auf einmal wendete der Fürst von Anhalt sich links, und schifte seine Truppen in dem kleinen Hafen bei Stresow aus, wo der Feind ihn nicht erwartete. Er postirte sich in einem Viertelskreis, und zwar so, daß seine beiden Flügel an das Meer stießen; zugleich ließ er mit großer Eil an Verschanzungen arbeiten und sie mit Spanischen Reitern besetzen. Seine Disposition war so, daß zwei Infanterie-Treffen die Verschanzung deckten; das dritte formirte die sämtliche Kavallerie, doch sechs Schwadronen ausgenommen, die er ausserhalb der Linien postirt hatte, damit sie in Bereitschaft wären, denen, welche ihn etwa von dieser Seite angreifen wollten, in die linke Flanke zu fallen.

Karl XII, der sich durch die List des Fürsten von Anhalt hatte hintergehen lassen, konnte nicht zu rechter Zeit ankommen, um sich seiner Landung zu widersetzen. Aber da er die Wichtigkeit der Insel kannte, so ging er, ob er gleich nur viertausend Mann stark war, auf den Fürsten los, und zwar in der Nacht, theils, um ihm die kleine Anzahl seiner Truppen zu verbergen, theils, um ihn, wie er hoffte, zu überraschen. Er war, mit dem Degen in der Hand, und zu Fuß an der Spitze seiner Armee, und führte sie bis an den Rand des Grabens, dessen Spanische Reiter er mit eignen Händen ausriß. Bei diesem Angriff ward er leicht verwundet, und der General Düring ihm zur Seite getödtet.

Die Ungleichheit der Anzahl; die Dunkelheit der Nacht; die Tapferkeit der sechs Preussischen Schwadronen, die den Schweden in die Flanke fielen; die Hindernisse, die eine mit Spanischen Reitern besetzte Verschanzung ihnen in den Weg legte; und besonders die Wunde des Königs — dies alles machte, daß die Schweden die Früchte ihrer Tapferkeit verloren. Die Glücksgöttin hatte dieser Nation den Rücken zugekehrt, und Alles bereite ihren Fall.

Der verwundete König ging zurück, um sich verbinden zu lassen; und seine zurückgeschreckten Truppen entflohen. Den folgenden Tag wurden bei der Fehr-Schanze zwölfhundert Schweden zu Gefangnen gemacht, und die Insel Rügen ganz von den Verbündeten besetzt. Man bedauerte vorzüglich den braven Obersten von Wartensleben, der an der Spitze der Preussischen Gened'armes getödtet ward, und das meiste zu der Niederlage der Schweden beigetragen hatte.

Nach diesem Unglück verließ Karl XII die Insel Rügen, und ging wieder nach Stralsund. Diese Stadt war beinahe bis aufs Aeufferste gebracht; die Belagerer hatten sich bereits bis zur Kontraskarpe vorgearbeitet, und fingen schon an, ihre Galerie über den Hauptgraben anzulegen. — Es lag in dem Charakter des Königs von Schweden, Unfällen zu widerstreben; er wollte dem Glücke Trotz bieten, und in Person die Bresche vertheidigen, auf welche die Belagerer einen Hauptsturm

vorhatten. Seine Generale warfen sich ihm zu Füßen, und beschworen ihn, sich nicht so unnöthig in Gefahr zu setzen. Da sie sahen, daß sie ihn durch Bitten nicht erweichen konnten, so stellten sie ihm vor: er laufe Gefahr, seinen Feinden in die Hände zu fallen. Diese Besorgniß bewog ihn endlich, die Stadt zu verlassen. Er bestieg einen leichten Fischerkahn, ging in demselben, unter Begünstigung der Nacht, mitten durch die Dänische Flotte, die den Stralsunder Hafen blokirte, und kam mit Mühe an Bord eines von seinen Schiffen, das ihn dann nach Schweden brachte. — Vierzehn Jahre vorher hatte er dieses Königreich als ein glücklicher Eroberer verlassen, der sich die ganze Welt unterwerfen wollte; und nun kam er als ein Flüchtling zurück, den seine Feinde verfolgten, der seiner schönsten Provinzen beraubt, und von seiner Armee verlassen war.

Sobald er sich nicht mehr in Stralsund befand, dachte diese Stadt nur darauf, sich zu ergeben; und die Garnison capitulirte den 27. December. Der Gouverneur, General Düker, ließ in dem Hauptquartier des Königs von Preussen über die Capitulationsartikel unterhandeln. Die Besatzung ergab sich zu Kriegesgefangnen, und nun nahmen zwei Bataillone Preussen, mit eben so vielen Sachsen und Hannoveranern, die Stadt in Besiz.

Von allen den Schweden, die während dieses Feldzuges in Gefangenschaft gerathen waren, errichtete der König ein neues Infanterieregiment,

welches er dann dem Prinzen Leopold von Anhalt, dem zweiten Sohne des Fürsten gab, der seine Armeen kommandirte.

Nach dieser Expedition theilten sich die Sieger in die Beute der Ueberwundnen. Der König behielt den Theil von Pommern, der zwischen der Oder und der Pene, einem kleinen Flusse liegt, der aus Mecklenburg kommt, und bei Penamünde in das Meer fällt. (Das zwischen der Pene und dem Herzogthum Mecklenburg gelegene Pommern bekam Schweden durch den Stockholmer Frieden zurück.) George, König von England, kaufte die Herzogthümer Bremen und Verden, die der König von Dänemark von den Schweden erobert hatte, und die das Haus Hannover noch jetzt besitzet.

Obgleich der Friede noch nicht geschlossen war, so genoß der König doch seiner Eroberungen schon in Ruhe. Er ging nach Preussen, ließ sich aber nicht krönen, weil er glaubte, diese Ceremonie schicke sich besser für Wahl- als für Erbreiche. Er verachtete alles Aeußerliche der Königswürde, ließ es sich aber desto angelegener sein, ihre wahren Pflichten zu erfüllen. Bei einer Reise durch Preussen und Litthauen machte er den Plan, dem Elende und der Entvölkerung abzuhelpen, die eine Pest in diesen Provinzen verursacht hatte.

Um die Reihe der Begebenheiten nicht zu unterbrechen, haben wir die hauptsächlichsten Vorfälle in dem Pommerischen Feldzuge nach der Reise er-

zählt. Nun ist es Zeit, daß wir auch zusehen, welche Begebenheiten sich während dieses Krieges in dem übrigen Europa ereigneten, und wie Veränderungen in den politischen Kombinationen der Mächte neue Systeme veranlaßten.

Der Tod Ludwig's XIV gab der Französi- 1715.
schen Regierungsform eine ganz neue Gestalt. Von seiner zahlreichen Nachkommenschaft war nur noch sein Urenkel übrig. Der Urgroßvater dieses Prinzen hatte seinen legitimirten Sohn, den Dük dū Maine, zum Präsidenten in dem Regenschaftrath ernannt; aber so unumschränkt er auch bei seinem Leben geherrscht hatte, so schlecht gehorchte man ihm nach seinem Tode. Das Parlement entschied zwischen dem Herzoge von Orleans und dem Dük dū Maine, oder es warf sich vielmehr zum Schiedsrichter über den letzten Willen des verstorbenen Königs auf, und that den Ausspruch: Philipp von Orleans, der erste Prinz vom Geblüt, habe unwidersprechliche Rechte auf die Regentschaft.

Die Staatsflugheit des neuen Regenten ging auf zwei Hauptgegenstände. Einmal wünschte er mit seinen Nachbarn in Frieden zu bleiben, weshalb er denn mit der Freundschaft des Kaisers behutsam umgehen, und sich mit dem Könige von England genau verbinden mußte; und dann, die ungeheuren Kronschulden abzutragen, welches denn Law's's System veranlaßte, das seinem Plane nach, eben

so nützlich seyn konnte, als es durch den Mißbrauch, den man davon machte, verderblich ward.

Der Regent, ein Mann von ausgezeichneten Talenten, hatte den Fehler aller lebhaften und kühnen Geister: daß ihm die umfassendsten Ideen eben so einfach schienen, als die gewöhnlichsten. Er überließ sich den Eingebungen einer glühenden Einbildungskraft, welche oft übertrieb. Bei Talenten für die schönen Künste, die er auch kultivirte, hatte er die Schwachheiten der Helden. Er war durch sein Temperament gutherzig. Er machte den Abbe du Bois zum Cardinal, weniger deshalb, weil er dem Staate nützlich, als weil er der geheime Diener seiner Leidenschaften war. Die Verläumdung wagte es, diesem sanften und menschlichen Fürsten das schrecklichste Verbrechen, die Absicht, seinen Mündel und König zu vergiften, zur Last zu legen. Ein glücklich ausgeführtes Verbrechen erregt bei gut gearteten Seelen nicht mehr Abscheu, als eine verunglückte schlechte That; doch die beste Apologie für den Regenten ist Ludwig's XV Regierung.

1716.

Um dem Königreiche Frieden zuzusichern, und um alle Gelegenheiten zu Streitigkeiten zu entfernen, schloß der Regent zu Antwerpen den Barrieretraktat, in welchem ausgemacht ward, daß die Holländer in Namur, Furnes, Dornik, Ypern, Menin und dem Fort Knocke Besatzungen halten sollten, wofür das Haus Oestreich sich anheischig machte, ihnen jährlich sechshunderttausend

Reichsgulden zu bezahlen. Dagegen entsagten sie der Sequestration der Niederlande, die nun Kaiser Karl VI gänzlich in Besitz behielt.

Da Ein Krieg dicht auf den andern folgte, so konnte Europa die Früchte des Friedens nicht genießen. Schon im Jahre 1715 waren die Türken in Morea eingerückt, und hatten es den Venetianern weggenommen. Nun beschwor der Papst, aus Besorgniß für Italien, den Kaiser, die Vertheidigung der Christenheit zu übernehmen.

Karl VI zog in Ungarn Truppen zusammen, um durch eine Diversion, die er den Türken machen wollte, den Venetianern zu helfen. Im Jahre 1716 hatte der Prinz Eugen den Großvezier bei Peterwaradein geschlagen und Temeswar weggenommen; nun unternahm er 1717 die Belagerung von Belgrad, und besetzte sein Lager mit einer guten Verschanzung.

Die Türken schlossen die Armee des Prinzen Eugen ein, begnügten sich aber nicht damit, sondern rückten auch mit Approschen und Laufgräben gegen ihn vor. Eugen ließ sie erst über einen Bach gehen, der zwischen ihnen und seinem Lager war; dann ging er den 16. August aus seinen Verschanzungen, griff sie an, und nahm ihnen ihre Kanonen, ihr Gepäck, und mit Einem Wort, ihr ganzes Lager weg. Nun ergab sich Belgrad, da es keine Unterstützung mehr zu hoffen hatte, dem Sieger auf Kapitulation. Der Feldmarschall von Stahremberg, der den Prinzen Eugen we-

gen seiner Verdienste haßte, sprach laut gegen dessen Verhalten, und zwar so nachdrücklich, daß der Kaiser den Helden Deutschlands beinahe vor ein Kriegesgericht gezogen hätte, weil man ihm vorwarf, er habe die Kaiserliche Armee in Gefahr gesetzt, ohne alle Rettung zu Grunde gerichtet zu werden. Indes war Eugen's Ruhm so glänzend, daß Neid und Neider gänzlich vor ihm verschwinden mußten.

1718.

Im folgenden Jahre schlossen die Türken zu Passarowitz Frieden, und traten dem Kaiser Belgrad nebst dem ganzen Temeswarer Banat ab. Die Venetianer, die Karl VI bei seinen Eroberungen zum Vorwande gebraucht hatte, bezahlten des Kaisers Acquisitionen mit dem Verlust von Morea, und lernten, indes zu spät, daß der Beistand eines mächtigen Bundesgenossen immer gefährlich ist.

Karl VI hatte diesen Krieg kaum geendigt, so mußte er schon andre Feinde bekämpfen. In Spanien war ein Mann von weitumfassendem Geiste aufgetreten, der unternehmend, tiefeindringend, kühn, reich an Hülfquellen, und, mit Einem Wort, ganz dazu gemacht war, Reiche zu vergrößern oder umzustürzen: nemlich, der Abbé Albero ni, ein Italiäner von Geburt, den der Herzog von Vendome mit nach Spanien gebracht hatte, und der hier seine Geschicklichkeit sogleich dadurch zeigte, daß er die Entlassung des Kardinals del Giudice, der dies Königreich regierte, bewirkte, und sich dessen Stelle verschafte. Albe-
roni

roni that auf der Laufbahn des Glückes Riesenschritte, schmeichelte sich bei der Königin, einer Prinzessin von Parma, ein, und unterstützte ihre Absichten, ihren Söhnen Besitzungen in Italien zu verschaffen. Nun ward die Flotte, die der König von Spanien Anfangs zur Unterstützung der Venetianer bestimmt hatte, dazu gebraucht, die Insel Sardinien zu erobern, die dem Kaiser gehörte. Cagliari gerieth in die Gewalt der Spanier, und in kurzem war die ganze Provinz unterjocht.

Die Königin von Spanien ließ sich durch Englands und Frankreichs Vorstellungen nicht abhalten, die Plane zu verfolgen, die der nunmehrige Cardinal Alberoni ihr an die Hand gab. Sie war insgeheim Willens, in Italien so viel, als sie nur konnte, zu erobern. Auf das dringende Verlangen Englands, hatte der Kaiser darein gewilligt, den Infanten Don Carlos mit Toscana, Parma und Piacenza zu belehnen; aber Philipp V bestand hartnäckig auf das Königreich Neapel.

Dieser unmäßige Ehrgeiz einer neuentstandenen Macht bewog den Kaiser und die Könige von Frankreich und England, die Quadrupelallianz zu schließen, welche sie Philipp's Unternehmungen als einen starken Damm entgegen setzen wollten. Die Holländer, die auch zu diesem Bündnisse eingeladen wurden, behielten sich das Vermitteln vor; und so ward ihre Stelle durch den Herzog von Savoyen ersetzt.

Fried. II Werke. 1. Th.

P

Ungeachtet dieses fürchtbaren Bündnisses blieb Albero ni doch bei seinen Planen, die Königin von Spanien bei ihrer Festigkeit, und der König, ihr Gemahl, bei dem Wunsche, seine Familie zu versorgen. Die Spanische Flotte, von der Europa glaubte, sie sei für Neapel bestimmt, landete bei Palermo. Dies ergab sich, und nun nahm der Marquis de Lede den Titel eines Vicekönigs von Sicilien an. Während dessen kam der Admiral Bing mit zwanzig Englischen Schiffen in das Mittelländische Meer, und schlug im Faro die Spanische Flotte; aber, ob er gleich vierzehn der schönsten Schiffe von ihr eroberte, so konnte er doch nicht verhindern, daß der Marquis de Lede Messina wegnahm. Der Herzog von Savoyen entschloß sich nun, da er nicht anders konnte, von dem Kaiser gegen Sicilien das Königreich Sardinien einzutauschen, nach welchem er sich in der Folge nannte.

Albero ni's Genie hatte an Einem Unternehmen zu wenig Beschäftigung, und war so umfassend, daß er auf mehrere zugleich dachte. Seine Pläne erstreckten sich nach allen Seiten hin, wie Minen, an denen mehrere von einander entfernte Aeste weit in das Feld hinaus laufen, die dann nach und nach spielen, und die Feinde an Orten, wo sie es am wenigsten vermuthen, in die Luft sprengen.

Eine Mine war in Italien aufgeflogen; eine andre ward in Frankreich entdeckt: nehmlich die

berühmte Verschwörung, welche der Prinz Celamare gegen den Regenten anspann. Dessen Plane zufolge sollte Spanien an den Küsten von Bretagne mit einer Flotte landen, die Mißvergünstigten in Poitou zusammen bringen, sich des Königs und des Herzogs von Orleans bemächtigen, die allgemeinen Stände, welche die ganze Nation repräsentiren, versammeln, und den König von Spanien zum Vormund Ludwig's XV und zum Regenten von Frankreich ernennen lassen. Ein sonderbares Ungesähr verursachte, daß dieser Plan nicht zur Reife kam. Der Sekretair des Prinzen Celamare war einer von den Kunden der Fillon, die wegen der Winkelheirathen, die bei ihr vollzogen wurden, in Ruf stand und durch ihre Industrie dem Regenten und dem Kardinal schon mehr als Einmal Dienste geleistet hatte. Diese Fillon fand den Spanischen Sekretair eines Tages mehr als gewöhnlich in Gedanken. Da sie die Ursache seiner üblen Laune nicht von ihm herausbringen konnte, so führte sie ihm ein geschicktes schlaues Mädchen zu, welche ihn zum Trinken und Sprechen brachte. Als er berauscht war, durchsuchte ihn das Mädchen. Die Papiere, die er bei sich hatte, schienen der Fillon so wichtig, daß sie dieselben augenblicklich zu dem Regenten trug. Dieser ließ den Sekretair sogleich in Verhaft nehmen, und nun wurden alle Theilnehmer an der Verschwörung entdeckt. Fünf Bretagischen Edelleuten kostete sie das Leben; der Duk du

Maine, der Kardinal von Polignak und einige andre vornehme Herren wurden aus dem Reiche verwiesen. Der Hof schickte Truppen nach Bretagne; und als nun der Herzog von Ormond sich mit der Spanischen Flotte daselbst zeigte, regte sich Niemand.

Nie ward die Standhaftigkeit des Regenten so erschüttert, als durch diesen Vorfall. Ja, einige behaupten sogar, er sei Willens gewesen, seiner Würde zu entsagen, und nur durch die Festigkeit des Kardinals du Bois davon abgehalten worden; denn dieser bewunderte die Wege, deren sich die Vorsehung in diesem Falle bedient hatte, um dem Herzoge von Orleans die Regentschaft zu erhalten.

Europa glich einem empörten Meere, das noch, wenn der Sturm vorüber ist, tobt, und sich nur nach und nach beruhigt.

1717. Karl XII war durch sein Unglück noch nicht von seinen Leidenschaften befreiet. Die Erbitterung, die er mit nach Schweden hinnahm, brach gegen Dänemark aus. In Begleitung des Erbprinzen von Hessen, der sich vor kurzem mit seiner Schwester, der Prinzessin Ulrike, vermählt hatte, griff er Norwegen an, und nahm Christiania weg; da er aber die Festung Friedrichshall nicht erobern konnte, und Mangel an Lebensmitteln litt, so verließ er seine Eroberungen.

1718. Furcht vor den Russen hatte ihn in Schonen zurückgehalten; indeß that er in diesem Jahre einen

neuen Einfall in Norwegen, und belagerte Friedrichshall, wobei er in den Laufgräben getödtet ward. Die Tapferkeit, die er so sehr verschwendete, ward sein Verderben. Eine Falkonettkugel, die man aus einem unbedeutenden Plaze abschoss, endigte das Leben eines Fürsten, vor dem der Norden gezittert hatte, dessen Muth dem Heroismus gleich, und der der größte Mann seines Jahrhunderts gewesen sein würde, wenn er gemäßigt und gerecht gewesen wäre. Sein Tod war das Signal zu einem Waffenstillstande. Die Schweden hoben die Belagerung von Friedrichshall auf, gingen wieder über ihre Gränze, und wurden von den Dänen nicht verfolgt.

Mit Karl n XII fielen auch seine Plane, sich zu rächen. Er war noch mit sehr weitaussehenden Absichten beschäftigt gewesen. Aus Erbitterung gegen den König George von England, der ihm die Herzogthümer Bremen und Verden weggenommen hatte, wollte er mit dem Zaar ein Bündniß schließen, um das Haus Hannover aus England zu verjagen, und den Prätendenten wieder auf den Thron zu setzen.

Görz, der dem Grafen von Piper in dem Schwedischen Ministerium nachfolgte, war im Norden eben das, was Alberoni im Süden. Seine Intriguen setzten die Kabinette aller Fürsten in Bewegung, und seine Plane schränkten sich nicht bloß auf Europa ein. Er war zum Minister Alexander's oder Karl's XII geboren; aber

bei dem Entwurf der größten Plane überhäufte er, um sie ausführen zu können, Schweden mit Auflagen. Das Elend des Volkes, und die Günst, in der er stand, zogen ihm allgemeinen Haß zu. Sobald des Königs Tod bekannt ward, machte die Nation seinem Minister den Prozeß. Der Meid erfand ein neues Verbrechen, um ihn anklagen zu können; man beschuldigte ihn: er habe die Nation bei dem Könige verläumdeter, und ließ ihn enthaupten.

Durch Görz'en s Bestrafung beschimpften die Schweden mittelbar einen Helden, dessen Andenken sie noch jetzt verehren. Aber das Volk ist ein Ungeheuer, das aus Widersprüchen besteht, ungestüm von Einem Aeußersten zum andern überspringt, und in seinem Eigensinn Laster und Tugend ohne Unterschied beschützt oder unterdrückt. — Der erledigte Schwedische Thron ward mit Ulrike'n, Schwester Karl's XII, und Gemahlin des Erbprinzen von Hessen-Kassel, besetzt.

Friedrich Wilhelm konnte sich nicht enthalten, einige Thränen zu vergießen, als er Karl's XII zu frühen Tod erfuhr; denn er schätzte die großen Eigenschaften dieses Fürsten, und war nur ungern, und gleichsam durch Gewalt gezwungen, sein Feind geworden.

Karl's XII Beispiel hatte vielen kleinen Fürsten in Deutschland, die viel zu schwach waren, um ihn nachahmen zu können, den Kopf drehend gemacht. So entwarf der Herzog Karl Leopold

von Mecklenburg den ehrgeizigen Plan, eine Armee zu errichten; und um die Kosten ihres Unterhalts bestreiten zu können, drückte er seine Unterthanen auf das äußerste. Die Last der Auflagen ward so schwer, daß der Adel, der sie nicht mehr ertragen konnte, seine Beschwerden nach Wien gelangen ließ. Hier ward er von dem Hannoverischen Minister Bernsdorf, einem gebornen Mecklenburger, unterstützt, und bewirkte sich von dem Kaiser ein donnerndes Dekret gegen den Herzog. Obgleich dieser Fürst, um sich einen mächtigen Schutz zuzusichern, die Nichte des Kaisers geheirathet hatte, so ließ sich der Kaiser, da Bernsdorf in ihn drang, doch nicht abhalten, dem Kurfürsten von Hannover und dem Herzoge von Braunschweig ein Kommissionsdekret zu geben, daß sie Mecklenburg sequestriren sollten.

Der König von Preussen beschwerte sich in Wien, daß dieser Auftrag nicht ihm, als ausschreibendem Fürsten des Niedersächsischen Kreises, gegeben worden sei. Der Kaiser antwortete: es würde gegen die Reichsgesetze laufen, wenn der König diese Sequestration bekäme, da er Unwertschaft auf Mecklenburg habe. Auch erklärte der Kaiser: er werde nie zugeben, daß man einen Fürsten, der in seine Familie getreten sei, unterdrücke.

Am meisten ließ Friedrich Wilhelm sich in dieser Sache dadurch zurückhalten, daß er den König von England gerade mit vieler Schonung behandeln mußte, da dieser die Geschicklichkeit ge-

habt hatte, sich bei dem Frieden, über den Preussen mit Schweden unterhandelte, zum Vermittler zu machen. Und so behielten die Hannoveraner den Besitz der Sequestration, deren Kosten sie auf einige Millionen anschlugen. In dieser Lage blieb die Angelegenheit, und sie ist noch jetzt, da wir diese Geschichte schreiben, darin.

Der Friede mit Schweden war zwar noch nicht unterzeichnet, aber doch so gut als geschlossen: und nun fing der König, da er die Ruhe seiner Staaten gesichert sah, wirklich an zu regieren, das heißt, für das Glück seines Volkes zu sorgen.

Dieser Fürst hatte die unruhigen Köpfe, die mit ihren tumultuarischen Leidenschaften Alles anstecken, was ihre Intrigue nur erreichen kann. Er strebte nicht nach dem Namen der Eroberer, die bloß den Ruhm lieben, aber wohl nach dem Rufe der Gesetzgeber, die nur auf Gutes und auf Tugend denken. In seinen Augen war Geistesmuth, der so nöthig ist, wenn man in einer Regierung Mißbräuche abschaffen und nützliche Neuerungen einführen will, weit mehr werth, als jene Temperamentscaperkeit, durch die man, freilich ohne Furcht, aber oft auch ohne Kenntniß, den größten Gefahren Trost bietet. Die Spuren, die er von seiner weisen Regierung in dem Staate hinterlassen hat, werden so lange dauern, als Preussen noch eine Nation sein wird.

Friedrich Wilhelm führte damals sein militairisches System wirklich auf, und verknüpfte es

so genau mit den übrigen Staatseinrichtungen, daß man nicht das geringste daran ändern konnte, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, den Staat selbst umzustürzen. Damit der Leser über die Weisheit dieses Systems urtheilen könne, wird es vielleicht nicht unnütz sein, wenn wir es einigermassen genauer betrachten.

Unter Friedrich's I Regierung hatten sich in Ansehung der Taren, die ganz willkürlich geworden waren, eine Menge Mißbräuche eingeschlichen, deren Abschaffung das ganze Land verlangte. Als diese Sache untersucht ward, fand man, daß die Steuern, welche die Besitzer der Ländereien entrichten mußten, nach gar keinem Grundsatz bestimmt waren; daß man an einigen Orten die Abgaben auf eben dem Fuße gelassen, auf dem sie vor dem dreißigjährigen Kriege gestanden, daß man aber die Eigenthümer der ziemlich vielen seitdem urbar gemachten Ländereien verschieden tarirt hatte. Um Verhältniß in die Auflagen zu bringen, ließ der König alle der Kultur fähige Felder genau ausmessen, und stellte die Gleichheit in den Steuern, nach den verschiedenen Klassen von gutem und schlechtem Boden, wieder her; und da seit der Regierung des Großen Kurfürsten der Preis der Lebensmittel sehr gestiegen war, so erhöhte er auch die Abgaben davon verhältnißmäßig, und vermehrte dadurch seine Einkünfte beträchtlich. Um aber das, was er mit der Einen Hand nahm, mit der andern wieder zu vertheilen, errichtete er einige Infanterie-

regimenter, und verstärkte seine Reiterei, so, daß die Armee sich auf 60,000 Mann belief. Diese Truppen vertheilte er in alle seine Provinzen; und diese bekamen nun, vermittelt jener, das Geld, das sie dem Staate bezahlten, ohne Unterlaß wieder. Damit die Unterhaltung der Soldaten dem Bauer nicht zur Last fiel, so ward die ganze Armee, sowohl das Fußvolk, als die Kavallerie, in die Städte verlegt. Durch diese Einrichtung brachte die Accise mehr Einkünfte, die Mannszucht bei den Truppen verbesserte sich, die Lebensmittel stiegen im Preise, und unsre Wolle, die wir vorher den Fremden abgelassen und dann verarbeitet ihnen wieder abgekauft hatten, ging nicht mehr aus dem Lande. Die ganze Armee ward regelmäßig alle Jahre neu gekleidet, und Berlin mit einer Menge Handwerker bevölkert, die nur von ihrer Betriebsamkeit leben, und bloß für die Truppen arbeiten. Da die Manufakturen auf eine solide Art angelegt waren, so wurden sie blühend, und lieferten einem großen Theile der Nordischen Völker wollene Zeuge. Damit diese Armee, die sich seit dem Jahre 1718 beinahe auf 60,000 Mann belief, durch die Anzahl von Rekruten, deren sie bedurfte, dem Lande nicht zur Last fiel: so gab der König eine Verordnung, welcher zufolge jeder Hauptmann im Reiche werben mußte; und einige Jahre nachher bestanden die Regimenter halb aus Einländern, halb aber aus Fremden.

Der König bevölkerte Preussen und Litthauen wieder, deren Einwohner durch die Pest vermindert worden waren. Er ließ aus der Schweiz, aus Schwaben und aus der Pfalz Kolonisten kommen, und gab ihnen mit ungeheuren Kosten dort Niederlassungen. Nach langer Zeit und durch viele Mühe brachte er es endlich dahin, dies verheerte Land, das durch seine Dede schon nicht mehr zu den bewohnten Ländern gehört hatte, wieder anzubauen und zu bevölkern. Er besuchte jährlich alle seine Provinzen, ermunterte auf dieser periodischen Reise allenthalben die Industrie, und beförderte allenthalben Ueberfluß. Es waren viele Ausländer in seine Länder gerufen worden, und diejenigen, die in den Städten Manufakturen anlegten, oder neue Künste bekannt machten, wurden durch Wohlthaten, Privilegien und Geschenke dafür belohnt.

Die Ruhe, deren der Hof und der Staat genoßen, ward auf einige Zeit durch den Intriguengeist und die Bosheit eines bloßen Privatmanns gestört. Dieser Elende war ein Ungarischer Edelmann, Namens Element, der, wie er hoffte, durch seine Betrügereien sein Glück machen wollte. Er war von dem Prinzen Eugen, und nachher von dem Feldmarschall Flemming als Subaltern in Geschäften gebraucht worden, und hatte es durch viele listige Streiche dahin gebracht, ein Mißverständniß zwischen dem Kaiserlichen und dem Sächsischen Hofe anzuspinnen.

Da er nur durch Ränke lebte, so bedurfte er oft neue Personen zum Hintergehen, und beschloß daher, auch die Kasse des Königs zu brandschlagen. Er kam nach Berlin, und schlich sich bei Hofe mit dem Anerbieten ein, daß er Geheimnisse von der äußersten Wichtigkeit entdecken wolle. Diese bestanden denn in einer angeblichen Verschwörung, welche der Kaiser und der König von Polen angesponnen haben, und in welche die vornehmsten Personen am Hofe verwickelt sein sollten. Clement versicherte: „die Mißvergnügten hätten sich durch Lockungen mit Reichthümern, desgleichen durch Aussichten für den Ehrgeiz bestechen lassen; und der Plan der Verschwörung wäre so entworfen, daß man sich des Königs auf dem Schlosse Wusterhausen, wo er jährlich zwei Monate im Herbst zubrachte, bemächtigen und ihn dann dem Kaiser überliefern wollte.“ Dieses Vorgeben hatte einige Wahrscheinlichkeit, da das genannte Schloß nur vier Meilen von der Sächsischen Gränze liegt, und der König sich immer ohne Wache daselbst aufhielt.

Friedrich Wilhelm achtete Anfangs nicht auf diese Insinuation, und ward erst dann erschüttert, als Clement ihm einen Brief von dem Prinzen Eugen zeigte, der jenen Plan betraf. Dieser Bösewicht war so dreist, daß er dem Könige, um ihn von allen seinen Behauptungen gänzlich zu überzeugen, Briefe von dem Fürsten von Anhalt, dem General Grumfow, und andern vornehmen

Herren am Hofe vorzeigte. Durch so viele Kühnheit und Unverschämtheit ward der König in den qualendsten Verdacht und in ein beständiges Mißtrauen gesetzt. Er nahm sich endlich vor, in eigener Person die Probe anzustellen, ob Clement die Hand der Personen kannte, die er beschuldigte. Man legte ein Paket Briefe von verschiednen Leuten auf einen Tisch, und verlangte von ihm, daß er die Hände herausuchen sollte. Er irrte sich, und seine Betrügerei ward entdeckt. Im Gefängnisse gestand er denn: er habe des Prinzen Eugen Hand und Siegel nachgemacht. Er ward, zum gerechten Lohn für seine Betrügereien und Bosheiten, gehängt.

Indeß hatten seine falschen Beschuldigungen doch die Folge, daß sie verschiedene Personen unglücklich machten, und auf einige Zeit Mißtrauen und Verdacht erregten. Verläumdung findet bei den Fürsten leichter Eingang, als Rechtfertigung. Sie kennen die Menschen hinlänglich, um zu wissen, daß keine Tugend ohne Flecken ist; und sie sehen so viele Beispiele von der Bosheit des menschlichen Herzens, daß sie dem Irrthum leichter unterworfen sind, als Privatleute, die von der Welt entfernt leben. Clement's Lügen hatten durch die Verschwörung des Prinzen Celamare, die noch in frischem Andenken stand, einigermaßen Glaubwürdigkeit bekommen.

Diese Verschwörung, die nicht so erdichtet war, wie jene, hatte auch viel größere Folgen. Ver-

mittelfst der so eben geschlossenen Quadrupelallianz, konnte der Regent sich leicht rächen, ohne durch des Kardinal Alberoni's Unternehmungen die mindeste Gefahr zu laufen. Er ließ diese Gelegenheit nicht entwischen, und erklärte Spanien den Krieg, machte aber dabei zugleich bekannt, daß er sein Absehen nur auf den Premierminister habe. Verwick nahm, an der Spitze der Französischen Armee, St. Sebastian und Fontarabien weg. Zugleich verheerte die Englische Flotte die Häfen St. Antonio und Vigos; Mercy aber ging mit der Kaiserlichen Armee nach Sicilien, nöthigte den Marquis de Lede, die Belagerung von Melazzo aufzuheben, und nahm die Stadt Syrakus und ihre Citadelle wieder ein.

Der König von Spanien marschirte mit seiner Armee an die Gränzen seines Königreiches. Er selbst führte die eine Kolonne seiner Truppen, die Königin die andre, und der Kardinal die dritte; aber sie waren alle drei nicht dazu geschaffen, Armeen zu kommandiren: und der König, den die üble Wendung, welche dieser Krieg schon im Anfange für ihn nahm, muthlos machte, fand es rathsamer, seinen Minister aufzuopfern, als seine Monarchie größeren Gefahren auszusetzen. Dies war in der That das einzige Mittel, in Europa einen dauerhaften Frieden wieder herzustellen. Hätte man dem Kardinal Alberoni zwei solche Welten, wie die unfrige, umzukehren gegeben, er hätte noch eine dritte verlangt. Seine Pläne waren zu groß,

und seine Einbildungskraft zu wild. Er hatte sich vorgenommen, den Kaiser aus Italien zu jagen, und seinen Herrn zum Regenten von Frankreich zu machen. Auch wollte er, um den Prätendenten wieder auf den Englischen Thron zu setzen, Karl'n XII gegen den König George aufreizen, und die Türken und Russen gegen Kaiser Karl'n VI in Waffen bringen.

Der Grund, aus dem alle die weitumfassenden Projekte der Ehrfüchtigen scheitern, liegt, wie es scheint, darin, daß in der Politik, wie in der Mechanik, die einfachen Maschinen unendlich viel besser sind, als die zu sehr zusammengesetzten. Je verwickelter die Triebsfedern sind, die gemeinschaftlich Eine Bewegung bewirken sollen, desto weniger nutzen sie.

Alberoni konnte seinen Enthusiasmus denen Fürsten nicht mittheilen, welche seine Plane ausführen sollten; auf ihn wirkten seine Ideen sehr stark, auf Andre nur schwach. Auch dann, wenn die gesunde Vernunft sich auf der mislichen Laufbahn der Einbildungskraft mit fortreißen läßt, bleibt sie doch nicht lange darauf. Ueberlegung hält sie zurück, Klugheit macht sie schüchtern, und oft wird sie durch Hindernisse nutzlos. Dies erfuhr Alberoni von Seiten der Fürsten, die er zu seinen Absichten verleiten wollte. Er selbst fiel in die Schlinge, die er der Ruhe Europens gelegt hatte, und ging mit Pässen von eben den Mächten, die am schwersten von ihm beleidigt waren, nach Italien zurück.

1720.

Man verhütete einen Brand, der für Europa hätte gefährlich werden können, dadurch, daß man die Fackel auslöschte, die ihn zu verursachen in Begriff war. Alberoni's Fall brachte Spanien wieder in sein gehöriges Gleichgewicht; es bewarb sich um Frankreichs Freundschaft, und trat, damit seine Versöhnung desto aufrichtiger wäre, der Quadrupelallianz bei.

Der Regent, der die zwischen Frankreich und Spanien entstandenen Streitigkeiten so glorreich geendigt, hatte nicht das Glück, das Königreich vor einer Zerrüttung zu behüten, die größer und allgemeiner war, als alle die, welche gewöhnlich auf lange und verderbliche Kriege zu folgen pflegen. Law's System hatte die Franzosen dahin gebracht, daß sie bis zur Thorheit für das Papiergeld eingenommen waren. Einige Beispiele von plötzlich gemachtem Glück verleiteten die Nation zu Ausschweifungen; und dadurch, daß sie in dieser Angelegenheit übertrieb, verdarb sie dieselbe gänzlich.

Im Jahre 1716 war Law Direktor der königlichen Bank geworden. Nun fing er an, sein berühmtes System vorzulegen, indem er die Westindische oder Mississippi-Kompagnie und die Bank stiftete, deren Beschützer und Eigenthümer der König von Frankreich zu gleicher Zeit war. Der Regent und Law hatten den Plan, die Fonds des Königreiches dadurch zu verdoppeln, daß sie durch baares Geld dem Kredite des Papiers das Gleichgewicht

gewicht hielten, um nach und nach die Münze in den Schatz des Suverains zu ziehen.

Durch eine Verordnung vom 2 August 1719 ward es den Privatpersonen bei schwerer Strafe verboten, mehr als 500 Franken baar im Hause zu behalten. Auf die ersten Altkien folgten neue, die man *filles* (Töchter) nannte; diese zeugten wieder *petites-filles* (Enkelinnen,) und das Papiergeld, das aus diesem System entstand, belief sich auf dreitausend und siebenzig Millionen. Alle Staatsschulden wurden durch Billette bezahlt, die mit einem gewissen Stempel versehen waren. Der Grund zu diesem Gebäude war anfänglich nur nach einem bestimmten Verhältnisse gelegt worden. Nachher wollte man es doppelt und vierfach so hoch machen; aber es stürzte bald ein, zertrümmerte das Königreich, und schmetterte zugleich den Baumeister nieder, der es aufgeführt hatte. Law wäre, als sein Papier in Verfall kam, mehr als Einmal beinahe gesteinigt worden. Er verließ endlich das Königreich, gab die Würde eines General-Finanz-Kontrollieurs, die er zu Anfange des Jahres erhalten hatte, und die großen Etablissements auf, die er in Frankreich besaß. Law war, als er in dieses Land kam, nicht reich; eben so verließ er es wieder, und flüchtete sich nach Venedig, wo er sein Leben in Dürftigkeit beschloß.

Nur wenige Perioden der Geschichte zeigen uns in einem so kurzen Zeitraume so viele gestürzte Ehrfürchtige. Görz, Alberoni und Law fallen

Q

Fried. II Werke. I. Th.

von dem Gipfel des Glückes eben so schnell und plötzlich, als sie ihn erreicht haben. Aber — Ehrgeiz kann keinen Rath annehmen; er verfolgt einen Weg, der Abgründe neben sich hat, und verirrt sich.

Nach Alberoni's und Görz'ens Fall ahmten das südliche wie das nördliche Europa wieder freier. Der König unterhandelte in Stockholm über den Frieden, und brachte ihn endlich zu Stande; allein seine Mäßigung verminderte seine Vortheile. Zugen stellte ihm, nach Minister-Sitte, unaufhörlich vor: er müsse seinen Vortheil benutzen; wenn er noch nicht nachgebe, so werde Schweden genöthigt sein, ihm die Insel Rügen und die Stadt Wolgast abzutreten; und eben so könne er von den Dänen die Zollfreiheit im Sund erhalten. Die Antwort, die der König eigenhändig hierauf gab, findet sich noch in den Archiven: „Ich bin mit dem Schicksale zufrieden, das mir die Gnade des Himmels erteilt hat, und will mich nie auf Kosten meiner Nachbarn vergrößern.“ Er bezahlte an Schweden für die Abtretung eines Theils von Pommern zwei Millionen, so daß er dies Land mehr durch Kauf, als durch Eroberung bekam.

Der König von England, der durch seine Vermittelung den Stockholmer Frieden beschleunigt hatte, schloß bald nachher den seinigen mit Spanien. Philipp V. trat Gibraltar und Port-Mahon an England unter der Bedingung ab, daß König George sich nicht mehr in die Italianischen Angelegenheiten mischen sollte.

In Wien war man mißvergnügt und neidisch über die Vortheile, deren der König von Preußen genoß. Das Haus Oestreich sieht die Reichsfürsten wie seine Vasallen an, und wollte wohl, daß sie ihm gegen seine Feinde dienen, aber nicht, daß sie ihre Kräfte zu ihrer eigenen Vergrößerung brauchen sollten. Der große Ruhrfürst hatte den Kaiser unterstützt, weil ihr Interesse oft mit einander vereinigt war; und Friedrich I that eben das, theils aus Vorurtheil, theils, um für einen König von Preußen anerkannt zu werden. Friedrich Wilhelm, der weder Vorurtheile hatte, noch bis jetzt durch irgend ein Interesse an das Haus Oestreich geknüpft ward, gab ihm in dem Ungarischen und Sicilianischen Kriege keine Hülfskruppen. Er stand mit dem Kaiser durch gar keinen Vertrag in Verbindung, und entschuldigte sich überdies mit dem Vorwande: er habe von Seiten der Schweden neue Unternehmungen zu befürchten. Im Grunde sah er zu scharf, um sich selbst Fesseln zu schmieden; und dies wäre geschehen, wenn er die Größe des Hauses Oestreich, das nach unbeschränkter Oberherrschaft in Deutschland strebte, befördert hätte.

Friedrich Wilhelm's weise und über- 1722.
dachte Staatskunst beschäftigte sich ganz mit der innern Einrichtung seiner Staaten. Er verlegte seine Residenz nach Potsdam, einem Lustschlosse, das ursprünglich nur ein elendes Fischerdorf gewesen war, und machte eine schöne, große Stadt daraus,

in der alle Künste blüheten, von den gemeinsten an bis zu denen hin, welche verfeinerter Luxus verlangt. Durch seine Freigebigkeit zog er Lütticher dahin. Diese legten eine Gewehrfabrik an, welche nicht nur die Armee, sondern auch die Truppen einiger nordischen Mächte versorgte. Bald versorgte man daselbst auch Sammet, der dem Genuesischen an Schönheit gleich kam. Alle Fremde mit einiger Industrie erhielten in Potsdam eine gute Aufnahme, Häuser und Belohnungen. Der König legte in dieser Stadt, deren Stifter er war, ein großes Waisenhaus für 2,500 Soldatenkinder an, die alle Professionen, zu denen sie Neigung haben, erlernen können. Ein ähnliches Haus stiftete er für Mädchen; und auch diese werden zu Arbeiten erzogen, die ihrem Geschlechte angemessen sind. Durch beide milde Stiftungen erleichterte er den mit Familie beladenen Soldaten ihr Elend, und verschafte Kindern, denen ihre Väter keine gute Erziehung geben konnten, diese wirklich.

In eben dem Jahre vermehrte er das Kadetten-Korps, bei welchem 300 junge Edelleute ihr Novariat in dem Militärstande verleben. Ueber ihre Erziehung führen einige alte Officiere die Aufsicht; und sie haben Lehrer, die ihnen Kenntnisse beibringen und sie in den Leibesübungen unterrichten, welche Standespersonen angemessen sind. Es giebt für einen Geseßgeber kein würdigeres Geschäft, als Sorge für die Erziehung der Jugend. In einem zarten Alter sind die jungen Pflanzen noch für alle

Eindrücke empfänglich. Flößt man ihnen Liebe zur Jugend und zum Vaterlande ein, so werden sie gute Bürger; und gute Bürger sind die stärkste Schutzwehr eines Reiches. — Fürsten, die ihr Volk mit Gerechtigkeit beherrschen, verdienen unser Lob; aber wenn sie ihre Sorgfalt selbst bis auf die Nachkommenschaft erstrecken, so reißen sie unser Herz an sich.

Der König schickte in eben dem Jahre den Grafen von Truchseß nach Frankreich, um Ludwig dem XV, der nun volljährig geworden war und sich zu Reims krönen ließ, Glück zu wünschen.

Die Verläumdungen, die man gegen den Herzog von Orleans verbreitete, hatten bei dem Publikum so starken Eindruck gemacht, daß Frankreich jeden Tag den Tod seines Königes erwartete, als unvermuthet der Regent starb. Dieser Prinz hatte seine gewöhnliche Aderlaßzeit übergangen. Nun ward er in den Armen der Duchesse von Tallart von einem Schlagflusse befallen, und zwar in einem Augenblicke der Erstase, bei dem es zweifelhaft blieb, ob er mit dem Gefühl der Wollust oder des Schmerzes gestorben sei. Als König August von Polen die näheren Umstände dieses Todes erfuhr, sagte er folgende Worte der Schrift: „Meine Seele sterbe den Tod dieses Gerechten!“, Der Cardinal du Bois war einige Monate vor dem Regenten gestorben, und das Volk sagte: er sei voran gegangen, um dem Regenten bei irgend einer Fillion in der andren Welt ein Quartier zu bestellen.

1723.

Mit dem Tode des Herzogs von Orleans endigte sich die Regentschaft, und der Herzog von Bourbon ward erster Minister. Diese Regierungsveränderung in Frankreich und einige Unternehmungen des Hauses Oestreich, die den Friedensverträgen zuwider liefen, schufen das ganze Europäische Staatssystem um. Der Kaiser hatte nehmlich den Kaufleuten in Ostende Privilegien zu dem Handel nach Indien ausfertigen lassen. Dies erregte die Aufmerksamkeit aller Handlung treibenden Nationen. Frankreich, England und Holland wurden durch einen Plan, der ihnen allen gleich nachtheilig war, in Unruhe gesetzt, und vereinigten sich, die Aufhebung dieser neuen Handlungsgesellschaft zu verlangen; aber der Wiener Hof ließ sich dadurch nicht irre machen, und wollte sein Projekt mit Stolz durchsetzen.

Man nahm zu einem Vergleiche, als dem billigsten Mittel, seine Zuflucht, um diese Streitigkeiten zu endigen, und auch andre Staatsangelegenheiten, z. B. die eventuelle Erbfolge in Parma und Piacenza in Ordnung zu bringen. Es ward in Cambrai ein Kongreß gehalten, worin aber niemand nur im mindesten nachgeben wollte. Die Minister stritten sich, wie billig, mit Wärme; jeder behauptete seine Sache mit Gründen, die er für unwiderleglich hielt. Die Gastwirthe und die Weinhändler wurden dabei reich; die Fürsten bezahlten die Kosten, und der Kongreß trennte sich, ohne etwas gemacht zu haben.

Indeß die Staatsleute sich über so wichtige Angelegenheiten vergeblich stritten, entging Philipp V der Wachsamkeit seiner Gemahlinn, und legte zu Gunsten seines Sohnes Ludwig untermüdet die Krone nieder. Um ihm diese Krone zu verschaffen, der er jetzt freiwillig entsagte, hatte Frankreich so viele Schätze verschwender! Doch der Tod seines Sohnes, der ihm die Zügel des Reiches wieder in die Hände gab, ließ ihm nicht Zeit, seinen Schritte zu bereuen.

Raum war er wieder auf den Thron gestiegen, 1725. so schloß er, ohne Englands Vorwissen, einen Handlungstraktat mit dem Kaiser. Der Graf von Königseck, Karl's VI Ambassadeur zu Madrid, hatte die Königin von Spanien durch die Erwartung gelockt, daß Don Karlos sich mit der Erzherzoginn Maria Theresia, Erbin des Hauses Oestreich, vermählen sollte; und die Hoffnung, daß ihr Haus alle Besitzungen Karl's V zusammen bekommen würde, bewog die Königin und den König von Spanien, dem Kaiser sehr vortheilhafte Bedingungen einzuräumen. König George argwöhnte, dieser Traktat enthielte geheime Artikel zum Vortheile des Prätendenten. Frankreich war mißvergnügt darüber, daß Spanien durch seine Subsidien den Kaiser in den Stand setzte, die Oesterrische Kompagnie aufrecht zu erhalten. Der König war unzufrieden, daß Karl VI ihm einige donnernde Dekrete in Ansehung der Grundzinsen geschickt hatte, die er von den Magdeburgi-

schen Lehnen forderte. Da alle diese drei Mächte Beschwerden gegen den Wiener Hof hatten, so vereinigten sie sich durch eine enge Verbindung, die um so dauerhafter sein mußte, da sie auf ihr besondres Interesse gegründet war. Diese Einstimmigkeit in den Gesinnungen gab Anlaß zu dem Hannöversischen Traktate.

Dieser war ein Schutzbündniß, und beruhete auf gegenseitigen Gewährleistungen. Frankreich und England verpflichteten sich auf eine unbestimmte, jeder Erklärung fähige Art, es durch ihre Verwendung dahin zu bringen, daß Preussens Rechte auf die Erbfolge in Berg nach dem Tode des Kurfürsten von der Pfalz nicht im geringsten verletzt würden. In der Folge traten auch Schweden, Dänemark und Holland diesem Traktate bei. Frankreich und England wollten dem Hause Oesterreich wirklich schaden. In dieser Absicht hofften sie sich des Königs zu bedienen, um dem Kaiser Schlessien zu entreißen. Friedrich Wilhelm war nicht abgeneigt, die Ausführung dieses Plans zu übernehmen; nur verlangte er, man sollte eine einzige Brigade Hannoveraner zu seinen Truppen stoßen lassen, damit er sich nicht ganz allein in eine so wichtige Unternehmung einlassen dürfte; oder die Allirten sollten sich mit ihm vereinigen, auf einer andern Seite eine Diversion zu machen, indeß er selbst die Operationen in Schlessien anfänge. Obgleich dieser doppelte Vorschlag billig schien, so wollte doch der König von England sich nie darüber erklären.

Raum hatten die Allirten ihren Traktat zu Hannover unterzeichnet, als in Wien ein andres Bündniß zwischen dem Kaiser, dem Könige von Spanien, dem Zaar und einigen Deutschen Fürsten geschlossen ward. Durch solche große Allianzen, welche Europa in zwei starke Parteien theilen, werden die verschiedenen Mächte im Gleichgewicht erhalten; die Stärke der einen nöthigt die andre zu Ehrfurcht, und die Klugheit geschickter Staatsmänner verhindert oft Kriege, und erhält den Frieden, wenn er schon im Begriff ist, gebrochen zu werden.

Sobald der Zaar den Wiener Traktat unterzeichnet hatte, that er dem Könige über die Parthei, welche dieser genommen, starke Vorstellungen, und gab ihm mit solchen Drohungen, denen höfliche Ausdrücke zum Behüfel dienen, zu verstehen, er werde nicht gleichgültig dabei bleiben, wenn die Erblande des Kaisers angegriffen würden.

Bei diesen Umständen starb Peter I. Er hinterließ in der Welt mehr den Ruf eines außerordentlichen, als eines großen Mannes, da er die Grausamkeiten eines Tyrannen mit den Tugenden eines Gesetzgebers bedeckte. Die Kaiserinn Katharina, seine Gemahlinn, folgte ihm in der Regierung. Sie war von Geburt eine Liefländerinn, von der niedrigsten Herkunft, und die Wittwe eines Schwedischen Unterofficiers. Nach und nach hatten einige Russische Officiere und zuletzt Menzi-

Foßfz zur Maitresse. Endlich ward der Zaar in sie verliebt, und eignete sie sich zu.

Als dieser im Jahre 1711 sich mit seiner Armee dem Pruth näherte, gingen die Türken über diesen Fluß, und verschanzten sich seinem Lager gegenüber. Nun hatte er vor sich zweimal Hunderttausend Feinde, und hinter sich einen Fluß, über den er nicht gehen konnte, weil es ihm an einer Brücke fehlte. Der Großvezier griff ihn verschiedne male an; aber, da seine Truppen oft zurückgeschlagen wurden, so änderte er seinen Plan. Er erkundete durch einen Ueberläufer, daß die Russische Armee schrecklichen Mangel litte, und daß im Lager des Zaars nur noch auf einige Tage Lebensmittel wären. Nun begnügte er sich damit, die Russen einzuschließen; und gerade das fürchtete Peter I am meisten. Seine Armee war beinahe zusammen geschmolzen; er hatte kaum noch dreißigtausend Mann, die von Elend gedrückt, von Hunger entnervt, ohne Hoffnung und folglich auch ohne Muth waren. In dieser verzweiflungsvollen Lage faßte der Zaar einen Entschluß, in welchem er seiner Seelengröße treu blieb: er befahl nemlich dem General Tscheremetoff, die Armee sollte sich auf den folgenden Tag zu einem Gefechte bereit halten, um sich mit dem Bajonette einen Weg mitten durch die Feinde zu brechen. Nachher ließ er das sämtliche Gepäck verbrennen, und begab sich, von Schmerz gebeugt, in sein Zelt. Nur Katharina behielt bei der allgemeinen Verzweiflung, worin

jeder den Tod oder Sklaverei erwartete, Unbefangenheit des Geistes. Sie zeigte einen Muth, der über ihr Geschlecht und ihre Geburt hinausging, berathschlugte sich mit den Generalen, und beschloß, die Türken um Frieden zu bitten. Der Kanzler Schaffiroff setzte ein Schreiben des Zaar's an den Bezier auf. Katharina brachte es durch viele Liebkosungen, Bitten und Thränen dahin, daß Peter es unterschrieb; nachher suchte sie alle Reichthümer, die sie nur im Lager finden konnte, zusammen, und schickte sie dem Bezier. Nach einigem Hin- und Herfenden thaten die Geschenke ihre Wirkung; der Friede ward geschlossen, und der Zaar zog sich dadurch, daß er den Türken Azof abtrat, aus einer eben so gefährlichen Lage, als Karl XII bei Pultawa, wo sein Glück scheiterte, gehabt hatte. Des Zaar's Dankbarkeit war dem Dienste angemessen, den er Katharine'n schuldig war: er fand sie würdig einen Staat zu regieren, den sie gerettet hatte, erklärte sie zu seiner Gemahlinn, und ließ sie als Kaiserinn krönen. Diese Fürstinn beherrschte nun Rußland weise und standhaft, und blieb den Verbindungen treu, die der Zaar mit dem Kaiser Karl VI eingegangen war.

Indeß ganz Europa sich bewaffnete, vermählte Ludwig XV sich mit der Tochter des entthronten Königs von Polen, Stanislaus Leszinski; und der Herzog von Bourbon, der die Krönung von Frankreich ausgesucht hatte, bald nachher

sich mit der Prinzessin von Rheinfels, die auffallend schön war. Man behauptet, der König habe zu ihm gesagt: er wähle besser für sich selbst, als für andre. Indes zeigte die Königin von Frankreich in der Folge, daß sie durch ihr Herz und ihren Charakter die flüchtigen Reize einer Schönheit ersetze, die schon bei dem geringsten Zufalle verschwinden.

1726.

Das ganze Jahr 1726 ging unter Kriegesrüstungen hin. Drei Russische Linienschiffe überwinterten in dem Spanischen Hafen St. Andreas. Die Engländer ließen drei Flotten in See laufen, von denen die eine nach Indien, die andre nach der Spanischen Küste, und die dritte nach der Ostsee zu segelte. Frankreich verstärkte seine Regimenter, und errichtete eine Miliz von sechzigtausend Mann.

Der König befand sich in einer schwierigen und kritischen Lage; er mußte jeden Augenblick einen Krieg erwarten, bei dem er die größte Gefahr lief, konnte sich keinen gewissen Beistand von seinen Bundesgenossen versprechen, war einem Einfall von den Russen ausgesetzt, und sollte einen Plan ausführen, den man vor ihm geheim hielt. Man hatte wohl die Provinzen, die man erobern wollte, ausgezeichnet, aber ihre Theilung nicht bestimmt; und, um Alles zu sagen, das Hannoverische Ministerium des Königs George ließ sich deutlich merken, daß es den König von Preussen als eine subalterne Macht behandle. So viele Gefahren, so weniger Vortheil, und ein so übermäßiger Hochmuth, bei dem die Bundesgenossen des

Königs einen so gebieterischen Ton gegen ihn affectirten, verleiteten ihm die Verbindung mit ihnen, und er dachte von jetzt an darauf, seine Sicherheit anderswo zu finden.

Dies Jahr war für die ersten Minister unglücklich. Der Herzog von Ripperda ward zu Madrid verabschiedet und in Verhaft genommen, weil er den Wiener Traktat gemacht hatte. Er rettete sich aus dem Gefängnisse, und ging zu dem Kaiser von Marokko, wo er kurze Zeit nachher starb. Der Herzog von Bourbon hatte ein milderes, aber fast ähnliches Schicksal. Der gewesene Bischof von Frejus, Lehrer des Königes von Frankreich, brachte durch seine Geschicklichkeit ihn ins Exil; und er selbst ward nun erster Minister und Kardinal. Kaum hatte er seine Würde, so erleichterte er dem Volke die Auflagen, die es zu Boden drückten. Er war den Finanzen des Königs eben so nützlich, da er Oekonomie in sie brachte, als dem Militair und besonders der Marine schädlich, da er diese vernachlässigte. Bei einem geschmeidigen, schüchternen und schlaunen Charakter behielt er als Minister die Fehler eines Priesters bei; denn gewiß geben Würden den Menschen wohl Ehre, machen sie aber nicht anders.

Zu diesen gestürzten Großen können wir auch noch den Grafen Moritz von Sachsen rechnen, den die Rurländischen Stände zu ihrem Herzoge gewählt hatten, und den die Russen mit Ge-

walt wieder aus seinem Lande vertrieben. Es ist eben der Graf von Sachsen, den wir an der Spitze von Ludwig's XV Armeen glänzen sahen, und dessen große Eigenschaften die edelste Abkunft ersetzen.

Europa verlor in diesem Jahre zwei gekrönte Häupter. Die Kaiserinn Katharina starb, und Peter Alexiewich, Enkel Peter's I, war ihr Nachfolger. Dies Kind wuchs unter den Augen einiger Bojaren auf, die an den alten Gebräuchen ihrer Nation hingen, und dem jungen Prinzen eine ewige Vormundschaft zubereiteten. In England folgte Georg II seinem verstorbenen Vater in der Regierung. Er und Friedrich Wilhelm waren zwar beinahe zusammen erzogen und Schwäger; sie konnten aber von ihrer zarten Jugend an einander nicht leiden. Dieser persönliche Haß, diese starke Antipathie wäre, als sie Beide auf dem Throne saßen, beinahe zum Verderben ihrer Völker ausgeschlagen. Der König von England nannte den von Preussen: „mein Bruder, der Unterofficier;“, und Friedrich Wilhelm jenen: „mein Bruder, der Komödiant.“ Diese Erbitterung ging bald von den Personen auf Sachen über, und hatte Einfluß auf die größten Vorfälle. So ist das Schicksal der Nationen! sie haben Regenten, die von Leidenschaften beherrscht werden; und aus Dingen, die in ihrem Anfange kindisch sind, entspringt eine Reihe von Ereignissen, welche die größten Revolutionen veranlassen!

Bald nachher, als Georg II zum Throne gelangt war, kam der Graf von Seckendorf nach Berlin, der zu gleicher Zeit als Kaiserlicher und als Sächsischer General diente. Er hatte einen schmutzigen Eigennutz; sein Betragen war plump und bäuerisch, und das Lügen ihm so gewöhnlich geworden, daß er gar nichts Wahres mehr sagen konnte. Seine Wuchererseele belebte bald einen Krieger, bald einen Staatsunterhändler. Indesß bediente die Vorsehung sich dieses Geschöpfes, den Hannöversischen Vertrag zu zerreißen. Seckendorf hatte in Flandern die Belagerung von Dornick, und die Schlacht bei Malplacquet mitgemacht, wobei auch der König zugegen gewesen war. Dieser Fürst hatte eine besondere Vorliebe für alle die Officiere, die ihm in dem erwähnten Kriege persönlich bekannt geworden waren. Er beklagte sich gegen den General über das Mißvergnügen, das seine Bundesgenossen ihm verursachten. Seckendorf stimmte ihm sogleich bei, und tadelte — was ihm denn auch sehr leicht fiel — das üble Verfahren Frankreichs und besonders Englands. Von dem Kaiser aber sprach er, wie von einem Fürsten, der seinen Verpflichtungen treuer bliebe und in seiner Freundschaft fester wäre. Er stellte eine Verbindung zwischen Preussen und Oestreich in das vortheilhafteste Licht, und zeigte die gleichsam lachende Aussicht, daß der Kaiser ohne Schwierigkeit dem Könige alle Sicherheit für den ungetheilten Be-

1727.

fiß des Bergischen Nachlasses geben würde; kurz, er bemeisterte sich des Königs mit so vieler Geschicklichkeit, daß er ihn dahin brachte, zu Wusterhausen einen Traktat mit dem Kaiser zu unterzeichnen. Dieser Traktat bestand in gegenseitigen Gewährleistungen und in einigen Artikeln über den Salzhandel, den Brandenburg vermittelt der Oder in Schlesien treibt.

1728.

Raum war der Vertrag geschlossen, so hätte sich beinahe ein Krieg in Deutschland zwischen den Königen von Preussen und von England entzündet, und zwar über etwas so unerhebliches, daß es nur Fürsten, die schon ganz dazu gestimmt waren, einander zu schaden, zum Vorwande dienen konnte. Der Streit entstand über zwei kleine Wiesen, zwischen der Altmark und dem Herzogthume Zelle, deren Gränzen man nicht berichtigt hatte, und über einige Hannöversische Bauern, welche von Preussischen Officieren angeworben waren. Der König von England, der sich zu Hannover befand, ließ zur Wiedervergeltung vierzig Preussische Soldaten anhalten, die mit Pässen durch sein Land gingen. Beide Fürsten suchten nur einen Vorwand, um mit einander zu brechen. Bisweilen ersparen die Könige sich sogar diese Mühe! — Friedrich Wilhelm fand, daß bei der Sache mit den kleinen Wiesen und bei dem Festnehmen seiner vierzig Soldaten, seine Ehre ins Spiel komme, und überließ sich seinem Haß und seiner Erbitterung. Der Kaiser fachte die Flamme an,
da

da es ihm lieb gewesen wäre, wenn die mächtigsten Fürsten in Deutschland einander aufgerieben hätten. Er versprach dem Könige zwölftausend Mann Hülfsstruppen; und auch der König von Polen bot ihm, aus Mißvergnügen über George II, achttausend an.

Schon gerieth ganz Preussen in Bewegung; die Truppen rückten alle nach der Elbe; Hannover zitterte. George, der gar nicht auf einen Krieg gefaßt war, forderte Schweden, Dänemark, Hessen und Braunschweig auf, ihm Truppen zu liefern, da sie von England Subsidien erhielten; und zugleich läutete er auch in Frankreich, Rußland und Holland die Sturmlocke. Der Kaiser garantierte dem Könige von Preussen, um ihn zu diesem Bruche aufzumuntern, alle seine Besigungen an der Weser und am Rhein. Die Angelegenheit fing schon an sehr ernsthaft zu werden, als sie unvermuthet eine andere Wendung bekam. Der König hielt einen Staatsrath, der aus seinen vornehmsten Ministern und aus den ältesten Generalen bestand, trug ihnen den Fall vor, und fragte sie um ihre Meinung. Der Feldmarschall Naßmer, ein protestantischer Jansenist, hielt eine lange Rede, worin er die protestantische Religion beklagte, daß sie in Begriff sei, durch die Uneinigkeit der beiden Deutschen Fürsten unterzugehen, außer denen sie keine Beschützer habe. Die Minister behaupteten: der Kaiserliche Hof hätte geheime Ursachen, mit so vielem Muthwillen Erbitterung über

K

Fried. II Werke. 1. Th.

eine Sache zu erregen, die an sich selbst so unerheblich sei und sich noch beilegen lasse.

Ein Fürst, der Rath anhört, ist auch im Stande, ihn zu befolgen. Der König gewann an diesem Tage einen Sieg über sich selbst, der schöner war, als jeder, den er über seine Feinde hätte davon tragen können. Er unterdrückte, zum Wohl seines Volkes, die Stimme seiner Leidenschaften; und nun wählten beide Theile die Herzoge von Braunschweig und von Gotha, um ihre kleinen Zwistigkeiten beizulegen.

Der Kaiser that, was er nur konnte, um diese Unterhandlung zu hintertreiben; aber sie ward schnell zu Stande gebracht. Die Preussischen Soldaten wurden losgelassen, die Hannöversischen Bauern freigegeben, und die Sache wegen der Wiesen geendigt. Solche gütliche Vergleiche sind um so weiser, da die Fürsten, auch nach den glücklichsten Kriegen, früher oder später doch zu ihnen kommen müssen, ohne größere Vortheile zu erlangen. Dies Beispiel von Mäßigung, das Friedrich Wilhelm gab, ist vielleicht einzig in der Geschichte.

Dieser Fürst, der sich immer mehr mit dem Wohl seiner Unterthanen, als mit seinem besondern Ehrgeiz beschäftigte, stiftete zu Berlin das Krankenhaus (die *Charité*) nach dem Muster des *hôtel-Dieu* zu Paris. Er bauete die Friedrichstadt, die durch ihren Umfang, durch regelmäßige schnurgrade Straßen, und durch schöne Gebäude die

alte Stadt bei weitem übertrifft. In ihr hatte er das Vergnügen, den König von Polen zu empfangen; und die Zusammenkunft beider Fürsten veranlaßte viele prächtige Feste.

Indeß hörte man nicht auf zu unterhandeln, um den Unruhen eines Krieges zuvorzukommen. Die Mächte verabredeten einen Kongreß zu Soissons, wohin sich nun die Minister aller Höfe begaben, die bei den Traktaten von Wien und Hannover interessirt waren. Frankreich und England machten durch die Vortheile, welche sie Spanien anboten, daß dieses die Parthei des Kaisers verließ.

Der Kongreß in Soissons hatte den Seviller Traktat zur Folge, dessen Artikel sehr merkwürdig sind. Sie öffnen nehmlich für Spanien den Weg nach Italien; ferner macht England sich darin antheilhaftig, dem Infanten Don Karlos zur Nachfolge in den Herzogthümern Parma und Piacenza zu verhelfen, und zwar in Betracht der Vortheile, welche Spanien den Engländern durch den Asiento-Traktat (Vertrag wegen des Negerhandels) einräumt. 1729.

Der König von Polen, der im Jahre 1728 in Berlin gewesen war, wollte nun auch seiner Seits dem Könige von Preussen seine Pracht zeigen und ihm ganz militairische Lustbarkeiten geben. Er versammelte seine Truppen (23,000 Mann) in einem Lager bei Radeberg, einem Dorfe an der Elbe. Die Manduvres, die er sie machen ließ, waren eine Vorstellung von der Römischen 1730.

Art Krieg zu führen, in die sich indeß die Träume-
reien des Ritter Jolard's mischten. Kenner ur-
theilten über dies Lager: es sei mehr ein theatrali-
sches Schauspiel, als eine wahre Vorstellung des
Krieges.

Während dieser scheinbaren Freundschaftsbe-
zeugungen, machte August an allen Europäischen
Höfen Intriguen, die dahin abzielten, Friedrich
Wilhelm'en die Erbfolge in Berg zu entziehen,
und sie an Sachsen zu bringen. Jenes Lager mit
seiner Pracht, und jene verstellten Beweise von
Achtung waren Kunstgriffe, durch welche August den
König von Preussen einzuschlöffern glaubte;
aber dieser sah die Bewegungsgründe dazu ein,
und verabscheute die Falschheit des Erstern um so
mehr. Dergleichen Handlungen scheinen in der
Politik erlaubt; aber in Ansehung der Moral sind
sie es gar nicht: und genau untersucht, ist der Ruf
eines Betrügers für den Fürsten selbst so entehrend,
als mit seinem Vortheil unverträglich.

Man glaubt, daß ähnliche Betrachtungen dem
Könige Viktor den Thron verleidet haben; aber
im Grunde that dies nur seine Liebe zu der Frau
de St. Sebastian, mit der er sich nach seiner
Thronentsagung zu Chamberi verheirathete. Man
versichert, er habe den gebieterischen Charakter,
den er als König gehabt, stets beibehalten, und,
weil er über den Marchese von Ormea und ei-
nige Minister mißvergnügt war, seinen Sohn zwin-
gen wollen, sie abjudanken. Der genannte Mar-

chese erfuhr die Absichten des Königes Viktor, und befürchtete, sein Verderben würde gewiß sein, wenn er diesem Fürsten nicht zuvorkäme. Er ging daher zu dem Könige von Sardinien, überredete ihn, sein Vater mache eine Verschwörung, um wieder auf den Thron zu steigen, und drang so lebhaft in ihn, daß jener in Verhaft genommen und nach dem Schlosse zu Chamberi gebracht ward, wo er starb. Ein Fürst ist sehr zu beklagen, wenn er sich in Ansehung seines Vaters in so kritischen Umständen befindet, daß er mit der Natur, dem Eigennus und der Ehre zu gleicher Zeit kämpfen muß.

In Rußland starb in eben diesem Jahre der junge Zaar Peter II. Er war mit einer Prinzessin Dolgorucki verlobt, deren Familie nun den Plan hatte, diese auf den Thron zu erheben; aber die Nation verlangte einstimmig, daß der Scepter bei dem Hause Peter's I. bleiben sollte. Man bot ihn Anne'n, der verwittweten Herzogin von Kurland an, und sie schlug ihn nicht aus. Anfangs schränkten die Russen ihre Macht ein; aber die Dolgoruckis fielen, und nun ward die Gewalt der Kaiserin despotisch. Sie blieb, so wie ihre Vorgänger, in den Verbindungen, in denen Rußland und das Haus Oestreich schon seit langer Zeit standen.

Der Kaiser vergaß die Dienste bald, die der König ihm dadurch geleistet hatte, daß er von dem Hannöverschen Bündnisse abgegangen war.

1730.

Er verglich sich mit dem Könige von England, und gab ihm die Belehnung über das Herzogthum Bremen und das Land Hadeln, ohne an Preussen's Interesse zu denken. Undankbarkeit ist eine ver-rufne Münze, und doch allenthalben in Umlauf.

Der Tod so vieler Fürsten, die Absehung so vieler Minister, die Erneuerung und Veränderung so vieler Allianzen bewirkten ganz neue Kombinationen des Europäischen Staats-Interesse. England, das mit Spanien und Oestreich wieder ausgesöhnt war, ließ eine zahlreiche Flotte zu der Spanischen stoßen, um den Don Karlos nach Italien zu bringen.

Im Anfange des Jahrhunderts hatte Großbritannien sich beinahe zu Grunde gerichtet, um die Spanier aus dem Königreiche Neapel und aus Mailand zu vertreiben, weil sie Philipp's V Macht, bei seinen Besitzungen, für zu fürchterlich hielten. Kaum waren seitdem zwanzig Jahre verflossen, als Englische Schiffe die Spanier nach Italien zurückführten und dem Infanten Parma und Piacenza gaben, da der letzte Besitzer dieser Herzogthümer vor kurzem gestorben war.

Um eben diese Zeit empörten die Korsen sich gegen die Genueser wegen ihrer harten Regierung. Der Kaiser schickte den Letztern Truppen zu Hülfe, welche die Rebellen bald zum Gehorsam brachten. Diese Empörungen brachen bis 1736 oft von neuem aus, in welchem Jahre die Korsen einen Abenteuerer, Namens Theodor von Neuhaus, zu ih-

rem Könige wählten. Man vermuthete, der Herzog von Lothringen, der nachher Kaiser ward, befördere diese Rebellion; indeß ward die Insel Korsika durch Hülfe der Franzosen gänzlich wieder zum Gehorsam gegen ihre Herren gebracht.

Damals glaubte man, Italien werde von einem neuen Kriege bedrohet. Die Königin von Spanien, die immer unruhig und in Bewegung war, machte große Zurüstungen; indeß setzten ihre Truppen, anstatt in Italien einzufallen, nach Afrika über, und bemächtigten sich der Stadt Oran. Nun erhielt sie von dem Papste ein Breve, worin er es der Geislichkeit zur Pflicht machte, so lange der Krieg gegen die Ungläubigen dauerte, den zehnten Theil ihrer Einkünfte zu bezahlen. Von diesem Augenblick an beschloß die Königin, den Krieg auf immer fortzusetzen; sie opferte nun jährlich einige Hundert Spanier auf, die in den Scharmügeln mit den Mauren umkamen, und behielt dafür die Zehnten der Kirche im Besiz, die ein beträchtliches Einkommen für die Krone ausmachen. So nahmen die Herren von Peru und Potosi, aus Geldmangel, Almosen von den Priestern ihres Königreiches!

Nach allen diesen Abschweifungen ist es Zeit, daß wir nach Berlin zurückkehren, wo Seckendorf durch Intriguen seinen Kredit sehr vergrößert hatte. Er wollte gern den Hof gänzlich regieren. In dieser Absicht schlug er dem Könige eine Unterredung mit dem Kaiser vor, der sich nach Prag

begeben hatte; er hoffte nehmlich, sich während des dortigen Aufenthaltes so nützlich zu machen, daß des Königs Vertrauen in ihn nothwendig sehr stark zunehmen mußte. Der König, der immer nach seinem redlichen Charakter verfuhr, willigte leicht in diese Reise, ohne vorher irgend eine Maßregel über den Endzweck der Zusammenkunft, oder über die Etikette zu nehmen, die ihm verächtlich war. Sein Beispiel dient zum Beweise, daß Redlichkeit und Tugend, die dem Verderben des Jahrhunderts so sehr entgegen stehen, kein Glück darin machen können. Die Politiker haben die Aufrichtigkeit in das bürgerliche Leben verwiesen; sie glauben sich über die Gesetze, die sie von andern beobachtet wissen wollen, weit erhaben, und überlassen sich gänzlich der Verderbtheit ihres Herzens.

Die schlichten Sitten des Königes wurden ein Opfer der Kaiserlichen Etikette. Die Garantie über die Erbfolge in Berg, die Seckendorf im Namen des Kaisers förmlich versprochen hatte, ward zu Wasser; und die Minister desselben waren so sehr gegen Preussen, daß der König ganz deutlich einsah: wenn irgend ein Hof in Europa seinem Vortheile hinderlich sein wolle, so sei es der Wiener. Dieser Fürst war so bei dem Kaiser gewesen, wie Solon bei dem Krösus, und ging dann, immer durch seine eigne Tugend reich, nach Berlin zurück. Auch die bedenklichsten Splitterrichter konnten seinem Verfahren weiter nichts vorwerfen, als zu weit getriebene Redlichkeit,

Mit dieser Zusammenkunft ging es so, wie mit den meisten Besuchen, welche die Könige einander machen. Sie minderte, oder, um das rechte Wort zu gebrauchen, vernichtete vielmehr die Freundschaft zwischen beiden Höfen. Friedrich Wilhelm verließ Prag mit Verachtung gegen die Unredlichkeit und den Stolz des Kaiserlichen Hofes; und die Minister des letztern verachteten einen Fürsten, der das Nichtige des Rangstreites ohne alle Vorurtheile ansah. Singendorf fand des Königs Ansprüche auf die Bergische Erbfolge zu ehrfürchtig, und dieser die abschlägige Antwort der Kaiserlichen Minister zu plump. Er sah sie als Betrüger an, die ungeahndet ihr Wort brächen.

So viele Ursachen zum Mißvergnügen der König auch hatte, so vermählte er doch, aus Gefälligkeit gegen den Wiener Hof, seinen ältesten Sohn mit einer Prinzessin von Braunschweig-Bevern, einer Nichte der Kaiserin. Indes diese Vermählung gefeiert ward, erfuhr man, der König von Polen sei in Warschau gestorben. Noch zu eben der Zeit, da der Tod ihn überraschte, war er mit den weitestaussehenden Plänen beschäftigt. Er ging damit um, die Polnische Krone erblich zu machen; und um diesen Endzweck zu erreichen, hatte er auf eine Theilung dieser Monarchie gedacht, da er sie für das einzige Mittel hielt, die Eifersucht der benachbarten Mächte zu befriedigen.

Bei der Ausführung dieses Plans hatte er den König nöthig, und erbat sich daher von ihm den

Feldmarschall von Grumbkow, um sich ihm zu entdecken. Der König von Polen und Grumbkow wollten sich gegenseitig ausforschen, und berauschten einander in dieser Absicht. Dadurch zog König August sich den Tod, und Grumbkow eine Krankheit zu, von der er sich nicht wieder erholte. Friedrich Wilhelm stellte sich so, als trete er August's Absichten bei; aber da er die gefährlichen Folgen davon zu deutlich einsah, so nahm er mit dem Kaiser und der Zaarin Abrede, sie zu verhindern. Alle drei kamen darin überein, das Haus Sachsen von dem Polnischen Throne auszuschließen und den Prinzen Emanuel von Portugall darauf zu erheben. Doch der Tod, der den König und seinen Plan vernichtete, machte nun, daß man die Polnischen Angelegenheiten in einem ganz andern Gesichtspunkte ansah.

Der Kaiserliche Hof wollte sich Sachsen's Anhänglichkeit verschaffen, und versprach, es mit gewaffneter Hand dahin zu bringen, daß August's Sohn zum Könige von Polen gewählt würde, wofür er den Hausvertrag garantirte, den Karl VI gemacht hatte, und der unter dem Namen der Pragmatischen Sanktion in Europa so bekannt ist. Auch die Kaiserinn von Rußland erklärte sich zur Beschützerinn des glücklichen August's, weil sie befürchtete, Stanislaus Leszinski möchte, durch Ludwig XV unterstützt, wieder König von Polen werden. Von Allen, die sich um die Polnische Krone bewarben, vertrat sich

niemand mit dem Preussischen Interesse so gut, als Stanislaus. Frankreich suchte den König dahin zu bringen, daß er ein Korps Truppen in Polnisch-Preussen einrücken liesse, und es eben so, wie ehemals Pommern, in Sequestration nähme. Aber Friedrich Wilhelm wollte sich nicht auf etwas Mißliches einlassen; er befürchtete, in einen Krieg verwickelt zu werden, der ihn zu weit führen und seine Macht auf eine andre Seite hinziehen könnte, indeß vielleicht der schwächliche und schon sehr alte Kurfürst von der Pfalz mit Tode abginge. Seine Ansprüche auf die Jülichische Erbfolge hielt er für gegründet, eine Unternehmung auf Polnisch-Preussen aber für ungerecht.

Auf dem Reichstage, den man zu Warschau hielt, ward Stanislaus einstimmig zum Könige von Polen gewählt, so viele Intriguen auch der Wiener und der Petersburger Hof machten, und so sehr auch die Russischen und Oestreichischen Waffen die Republik bedroheten. Einige Woïwoden, die es mit Sachsen hielten, gingen über die Weichsel nach dem Dorfe Praga, versammelten sich daselbst in einem Wirthshause, und wählten den Kurfürsten August von Sachsen zum Könige. Nun rückten die Russischen Truppen gegen Warschau vor. Nach der Windstille folgte ein Ungewitter, und Stanislaus verließ zum zweitenmal den Polnischen Thron, auf den ihn die Wünsche einer freien Nation erhoben hatten. Er floh nach Danzig, wo Münnich mit den Russen und den Sach-

1734.

sen ihn belagerte. Eine Polnische Dame, Namens Massalska, feuerte hier die erste Kanone vom Walle auf die Belagerer ab, um die Bürgerschaft zu einer tapfern Gegenwehr zu ermuntern. Ludwig XV schickte seinem Schwiegervater drei Bataillone zu Hülfe, zwar zu spät um Danzig zu retten, indeß noch zu früh für das Unglück, das sie betraf. Der Marquis de Plélo, der sie anführte, ward getödtet; und da die drei Bataillone, die man auf einer Insel ausgesetzt hatte, nicht wieder an Bord ihrer Schiffe kommen konnten und an Lebensmitteln Mangel litten, so wurden sie zu Gefangenen gemacht und nach St. Petersburg geführt.

Die Russen griffen hierauf die Werke des Hagelsberges an, und verloren dabei viertausend Mann. Die Stadt, die durch innerliche Uneinigkeit zerrüttet war und überdies keine Hülfe zu erwarten hatte, stand schon im Begriff zu kapituliren. In dieser äußersten Noth rettete Stanislaus sich den Tag vor der Uebergabe. Er litt auf seiner Flucht das grausamste Elend, lief für seine Person, da die Russen ihn verfolgten, unerhörte Gefahr, hatte die sonderbarsten Abenteuer, kam, als Bauer verkleidet, in Marienwerder an, und begab sich von dort nach Königsberg, da Friedrich Wilhelm ihn seines Schutzes versichert hatte.

Die Polnischen Unruhen verbreiteten sich über ganz Europa. Sobald man zu Versailles erfuhr, daß der Kaiser Truppen bei Glogau versammelte,

und daß die Russen in das Gebiet der Republik eingerückt wären, erklärte Frankreich jenem den Krieg. In seinem Manifeste hieß es: man habe es nur mit dem Kaiser und nicht mit dem Reiche zu thun; allein durch einen Widerspruch, den der Cardinal Fleury leicht hätte vermeiden können, nahmen die Französischen Armeen, als sie bei Strasburg über den Rhein gegangen waren, Kehl, eine Reichesfestung, weg. Die Feinde Frankreichs benutzten diesen Fehler, und zogen boshafte Forderungen aus einem Verfahren, das sie verdächtig machten, weil es ihr Vortheil erforderte. Zu gleicher Zeit brach die Kriegesflamme auch in Italien aus. Die Französischen Truppen stießen bei Vercelli zu den Sardinischen, und nahmen Pavia, Mailand, Pizzighitone und Kremona ein. Der Marquis von Montemar stieß zu den Allirten, und die Spanier trafen Anstalten, das Königreich Neapel zu erobern.

Obgleich England nicht mit in diesen Krieg verwickelt war, so wäre es doch beinahe durch innerliche Unruhen erschüttert worden. George II hatte den Plan entworfen, sich zum völlig unbeschränkten Oberherrn über Großbritannien zu machen. Dieses Unternehmen konnte er nicht mit offenbarer Gewalt durchsetzen, sondern nur insgeheim und durch Umwege. Gelang es ihm, die Afrikanische in England einzuführen, so legte er der Nation Fesseln an, und bekam ein bestimmtes sicheres Einkommen, mit dem er das Militair vermeh-

ren und seine Macht befestigen konnte. Walpole schlug einigen Parlamentsgliedern, auf die er sicher rechnen zu können glaubte, die Einführung der Afcise vor; sie erklärten ihm aber: er bezahle sie wohl dafür, daß sie alltägliche Thorheiten unterschrieben, aber nicht für so außerordentliche, wie dies eine sein würde.

Ungeachtet dieser Vorstellungen, trug Walpole die Sache im Parlemeute vor, und sprach so nachdrücklich, daß Pultnei und die Opposition seiner Beredsamkeit unterlagen. Sein Sieg schien vollständig, da die Afcise-Bill mit einer großen Stimmenmehrheit durchging; aber den folgenden Tag wäre in London beinahe eine Empörung ausgebrochen. Die Pairs und die vornehmsten Kaufleute überreichten dem Könige eine Adresse, worin sie den Widerruf der Bill verlangten. Obgleich das Parlemeut mit Wache umringt war, so versammelte das Volk sich dennoch in großer Menge. Es erhob ein Empörungsgeschrei, und fing an, die königlichen Beamten zu beschimpfen. Es fehlte nur an einem Anführer, so brach die Rebellion aus. Walpole, der diese Sache ernsthaft werden sah, fand nun, daß er nachgeben mußte. Er kassirte die Bill auf der Stelle, ging in einem schlechten Mantel, der ihn unkenntlich machte, aus dem Parlemeute, und rief: „Freiheit! Freiheit! und keine Afcise!“ Den König fand er in St. James seine volle Rüstung anlegen: er hatte den Hut aufgesetzt, den er bei Malplaquet trug, probirte den Degen,

mit dem er bei Dudenarde gefochten hatte, und wollte sich an die Spitze seiner Garden stellen, die sich schon im Hofe versammelten, um die Alceise-Sache standhaft durchzusetzen. Walpole hatte alle Mühe von der Welt, seine Heftigkeit zu mäßigen; er sagte ihm mit der edlen Dreistigkeit eines Engländer's, der an seinem Herrn hängt: jetzt sei es nicht Zeit zu sechten, sondern zwischen der Bill und der Krone zu wählen. Endlich ward das Alceise-Projekt aufgegeben. Der König war außerst unzufrieden mit seinem Parlament, und setzte von nun an Mißtrauen in seine Autorität, in Ansehung deren er beinahe eine traurige Erfahrung gemacht hätte. Diese innerlichen Unruhen hinderten ihn damals, sich in den deutschen Krieg einzulassen. 1743.

Wir haben schon gesagt, daß Kehl von den Franzosen weggenommen und der offenbare Bruch da war. Der Kaiser, dem Frankreich sein Spiel so erleichtert hatte, konnte das Reich ohne alle Mühe dahin bringen, daß es sich für ihn erklärte. Er verlangte von dem Könige die in der Allianz von 1728 festgesetzte Hülfe, und drohete, im Fall einer abschlägigen Antwort, seine Gewährleistung über das Herzogthum Berg zurückzunehmen. Der König, der bei den Polnischen Unruhen neutral geblieben war, ob ihn gleich sein Vortheil auf Stanislaus Seite hinzog, erklärte sich bei dieser Gelegenheit für den Kaiser, ob es gleich seinem Interesse entgegen stand. Er hatte keine andre

Politik, als die Redlichkeit, und erfüllte seine Verpflichtungen so gewissenhaft, daß er, wenn es auf diesen Punkt ankam, nie seinen Vortheil oder seinen Ehrgeiz zu Rathe zog. Diesen Grundsätzen zufolge, ließ er zehntausend Mann nach dem Rheine hin marschiren, die dann während des Krieges unter dem Prinzen Eugen von Savoyen dienten.

Im Anfange des Frühlings erstieg der Marschall von Berwick die Verschanzungen bei Ettlingen, die der Herzog von Bevern während des Winters hatte aufwerfen lassen, und belagerte Philippsburg. Eugen, der kaum zwanzigtausend Mann stark war, zog sich nach Heilbronn zurück, und erwartete daselbst die ihm versprochene Verstärkung. Nachher marschirte er wieder, und lagerte sich bei dem Dorfe Wiesenthal, einen Kanonenschuß weit von der Französischen Verschanzung. Der König begab sich, theils aus Neugierde, theils aus sehr großer Anhänglichkeit an seine Truppen, in Begleitung des Kronprinzen, zu der Kaiserlichen Armee, und sah, daß auch Helden, so wie andre Menschen, der Hinfälligkeit unterworfen sind. Bei dieser Armee war nur noch der Schatten des großen Eugen. Er hatte sich selbst überlebt, und fürchtete sich, seinen so sicher besetzten Ruhm auf das Spiel einer achtzehnten Schlacht zu setzen. Ein junger kühner Mann hätte die Französische Verschanzung angegriffen, da sie, als die Armee nach Wiesenthal kam, kaum angefangen war. Die Französischen Truppen standen so nahe bei Philippsburg,

burg, daß ihre Kavallerie nicht Terrain genug hatte, sich zwischen dem Lager und der Stadt in Schlachtordnung zu stellen, ohne sehr viel von dem Kanonenfeuer zu leiden. Sie hatten nur Eine Kommunikationsbrücke über den Rhein; und wäre die Verschanzung erobert worden, so hätte man die ganze Französische Armee, da es ihr an einer Retirade fehlte, ohne Zweifel zu Grunde gerichtet. Allein das Schicksal der Reiche hatte es anders beschlossen. Die Franzosen nahmen, vor den Augen des Prinzen Eugen, Philippsburg weg, ohne daß sich irgend jemand dagegen setzte. Berwick ward durch eine Kanonenkugel getödtet, und der Marschall von Alsfeld folgte ihm im Kommando. Der König, dessen Gesundheit durch Beschwerden vollends zerrüttet worden war, bekam einen Anfaß von der Wassersucht, und ward dadurch genöthigt, die Armee zu verlassen. Der Ueberrest des Feldzuges verstrich nun mit Hin- und Hermarschiren, das um so weniger entschied, da der Rhein die Franzosen und die Kaiserlichen trennte.

In Italien nahmen die Franzosen Tortona weg, schlugen den Feldmarschall von Mercy bei Parma, und bemächtigten sich beinahe der ganzen Lombardei. Indesß gab der Prinz von Hildburghausen dem Feldmarschall von Königseck den Anschlag, die Französische Armee zu überfallen, die an den Ufern der Secchia gelagert war; und dies führte man nun so aus, daß Coigni und Broglia bei Nacht überrascht, angegriffen und in

Fried. II Werke. I. Th.

die Flucht getrieben wurden. Der König von Sardinien machte indeß den Fehler der letztern durch seine Klugheit wieder gut, und die Allirten siegten bei Guastalla über die Oestreicher.

1735. Zu gleicher Zeit rückte Don Karlos in das Königreich Neapel ein, und nahm die Huldigung darin an. Sein Thron ward dadurch befestigt, daß Montemar ihm die Schlacht bei Bitonto gewann. Visconti und die Oestreicher wurden aus diesem Königreiche verjagt; und Montemar ging nun nach Sicilien über, um auch dieses zu erobern. Er nahm Syrakus ein, desgleichen auch Messina, das nach einem ziemlich tapfren Widerstande capitulirte.

In der Lombardei wurden die Oestreicher zum zweitemale bei Parma geschlagen, und am Rhein war der Feldzug noch fruchtloser, als im vorigen Jahre. Die Kaiserliche Armee ward durch zehntausend Russen verstärkt. Der unruhige Seckendorf bekam von dem Prinzen Eugen ein Detachement von vierzigtausend Mann, und ging mit demselben nach der Mosel. Er stieß bei der Abtei Klausen auf die Französische Armee; die Nacht erregte in beiden Lagern Verwirrung und Schrecken; die beiderseitigen Truppen gaben Feuer, ohne daß sich ein Feind sehen ließ. Den folgenden Tag ging Coigny über die Mosel zurück, und lagerte sich unterhalb Trier. Seckendorf folgte ihm, und beide Generale erfuhren nun in ihrem Lager, daß die Präliminarien zum Frieden zwischen dem Ka-

fer und dem Könige von Frankreich unterzeichnet waren.

Die Unterhandlung darüber war zwischen dem Grafen von Wied, und dem Herrn von Theil insgeheim gepflogen worden, und beide hatten Folgendes verabredet: August sollte von Frankreich als König von Polen anerkannt werden, Stanislaus hingegen allen seinen Ansprüchen auf diese Krone entsagen, und dafür auf seine Lebenszeit das Herzogthum Lothringen besitzen, das aber nach seinem Tode wieder an Frankreich kommen mußte. Zur Entschädigung wollte man dem Herzoge von Lothringen, Karl's VI Schwiegersohne, Toskana geben. Ueberdies erkannte der Kaiser dem Don Karlos als König beider Sicilien an, und erhielt zum Ersatz für diese Reiche Parma und Piacenza. Außerdem mußte er noch dem Könige von Sardinien das Vigevanische abtreten, wofür Ludwig XV ihm die Gewährleistung der pragmatischen Sanktion versprach.

Der Kaiser und Frankreich schlossen diesen Frieden so, daß sie ihre Bundesgenossen nicht zu Rathe zogen, und das Interesse derselben vernachlässigten. Der König beschwerte sich darüber, daß der Wiener Hof mit dem Versailler gar keine Maaßregel genommen hatte, ihm die Erbfolge in Berg zuzusichern. Dieser Fürst war von der Wassersucht wieder hergestellt, aber an Kräften so erschöpft, daß sein Körper die Absichten seiner Seele nicht mehr unterstützte. Indes hatte er doch das Vergnügen,

eine neue Kolonie, die er im Jahre 1732 in Preussen angelegt hatte, gedeihen zu sehen. Es waren nemlich mehr als zwanzigtausend Seelen voll Eifer für die protestantische Religion aus Salzburg ausgewandert. Der Erzbischof hatte einige von diesen Unglücklichen mit mehr Fanatismus als Klugheit verfolgt. Nun riß unter dem Volke die Begierde ein, das Vaterland zu verlassen, und ward epidemisch. Diese Auswanderungen hatten am Ende mehr Hang zu einem Bagabunden-Leben, als Anhänglichkeit an irgend eine Sekte zum Grunde. Der König setzte diese Salzburger in Preussen an, ohne die Bewegungsgründe zu ihrer Auswanderung zu untersuchen, und bevölkerte auf diese Art Gegenden, welche unter der Regierung seines Vaters die Pest verwüstet hatte.

Kaum war der allgemeine Krieg geendigt, als schon ein neuer entstand, der an den äussersten Gränzen von Europa und Asien ausbrach. Die Tataren, die unter Türkischem Schutze stehen, thaten häufige Einfälle in Rußland. Die Kaiserinn beschwerte sich hierüber in Konstantinopel; aber die Feindseligkeiten hörten nicht auf. Sie ward es endlich müde, diese Beleidigungen länger zu ertragen, und verschafte sich selbst Gerechtigkeit. Lasen marschirte gegen die Tataren, und nahm Azof weg. Münnich rückte in die Krimm, erstieg die Linien von Prekop, bemächtigte sich dieser Stadt, nahm Batschisarei ein, und verheerte die ganze Tatarei mit Feuer und Schwert. Indes machten Mangel

an Wasser und Lebensmitteln und die glühende Hitze der dortigen Himmelsstriche, daß eine große Menge Russen umkam. Der ehrfürchtige Münnich rechnete die vielen Soldaten, die er seinem Ruhme aufopferte, für nichts; aber seine Armee schmolz zusammen, und das äußerste Elend, zu dem die siegenden Russen gebracht waren, machte sie den Besiegten gleich.

Zu dieser Zeit starb der letzte Herzog von Kurland aus dem Hause Kettler. Die Stände wählten zum zweitenmal den Grafen von Sachsen; aber die Kaiserin von Rußland erhob zu dieser Würde einen Kurländischen Edelmann, Namens Biron, der ihr ergeben war, und weiter kein Verdienst hatte, als daß er ihr gefiel. Die Armeen dieser Fürstin waren noch immer siegreich gegen die Türken. Münnich belagerte Otschakow, das von dreitausend Janitscharen und siebentausend Bosniern vertheidigt ward. Eine Bombe, die er in die Stadt werfen ließ, steckte von ungefähr ein großes Pulvermagazin in Brand. Dies flog sogleich auf, und zertrümmerte die meisten Häuser. Münnich benutzte diesen Augenblick, und ließ die Festung bestürmen. Die Türken konnten sich weder von ihrer Bestürzung erholen, noch sich auf den engen Wällen vertheidigen, an welche die brennenden Häuser stießen; sie wußten nicht, ob sie den Brand löschen, oder den Angriff der Russen zurückschlagen sollten. In dieser Verwirrung ward die Stadt mit dem Degen in der

Hand eingenommen, und der zügellose Soldat verübte alle die Grausamkeiten darin, deren blinde Wuth nur fähig ist.

1737.

Die ersten Vortheile der Russen über die Türken weckten den Ehrgeiz der Oestreicher wieder auf. Man überredete den Kaiser, jetzt sei es Zeit, die Türken von Ungarn aus anzugreifen; und wenn die Russen sie zu gleicher Zeit von dem schwarzen Meere her in die Enge trieben, so sei es um das Ottomannische Reich geschehen. Man ließ auch Prophezeihungen umher laufen, in denen es hieß: der unglückliche Zeitpunkt des halben Mondes sei gekommen. Zugleich that der Aberglaube das Seinige. Der Reichsvater Karl's VI stellte diesem vor: ein katholischer Fürst sei verpflichtet, den Feind des christlichen Namens auszurotten.

Alle diese verschiedenen Insinuationen kamen im Grunde nur von der Kaiserin, von Barthenstein, Seckendorf und dem Prinzen von Hildburghausen, die sich zusammen verbunden hatten und jene Triebfedern ganz geheim in Thätigkeit setzten. Hof-Intriguen und Haß machten, daß ohne triftige Ursachen ein Krieg beschlossen ward, in den der Kaiser selbst sich nun gewissermaßen zu seinem Erstaunen verwickelt sah.

Der Großherzog von Toskana, ehemaliger Herzog von Lothringen, ward zum Generalissimus der Kaiserlichen Armeen erwählt. Seckendorf kommandirte unter ihm, oder, richtiger gesagt, en Chef. Die Kaiserlichen nahmen

zu Anfange des Feldzuges Nissa weg; aber damit endigte sich ihr Glück auch. Der Prinz von Hildburghausen ließ sich mit dem Detaschement, das er kommandirte, bei Banjaluka schlagen. Khevenhüller hob die Belagerung von Widdin auf, und ward von den Türken stark in die Enge getrieben, da sie über den Timok gingen und seine Arriergarde anfielen. Der Pascha nahm Nissa wieder ein, und der Kaiser ließ den General Dorat enthaupten, weil er diesen Ort, ohne hinlänglichen Widerstand zu thun, übergeben hatte.

Gegen das Ende dieses Jahres starb die Königin von England, welche durch die Güte, mit der sie die Gelehrten beehrte, einigen Ruf hatte.

Der folgende Feldzug war für die Russen und die Oestreicher unglücklich. Münnich versuchte es vergebens, auf der Seite von Bender in Bessarabien einzudringen. Dies Land war von den Tataren verwüstet, und er durfte sich nicht tief hineinwagen, weil er befürchten mußte, daß es seinen Truppen eben so unglücklich darin gehen möchte, wie den Schweden. In Otschakow richtete die Pest außerordentliche Verwüstungen an, so daß man diese Stadt verlassen mußte, und daß Lassey keine Fortschritte in der Krimm machen konnte.

Die üble Wendung, die der Krieg in Ungarn nahm, schlug den Kaiser nieder. Er bedauerte den Verlust des großen Eugen's, dem er den Ruhm seiner Regierung zu verdanken hatte, und der 1737

gestorben war. „So ist denn das Glück meines Staates,“ sagte er, „mit diesem Helden gestorben?“ Doch seine Erbitterung über das Unglück im Kriege mußten seine Generale entgelten. Seckendorf ward auf das Schloß zu Grätz gefangen gesetzt; und Königseck bekam das Kommando der Armee in Ungarn.

Die Kaiserlichen wurden in mehreren Gefechten geschlagen. Die Türken nahmen Alt-Orsowa und Mehadia weg. Die Belagerung von Neu-Orsowa, die sie auch unternommen hatten, hoben sie auf, da sie bei Konia zurückgeschlagen wurden. Doch Königseck, der sich nach seinem Siege zur Unzeit zurückzog, gab ihnen Gelegenheit, die Belagerung von neuem anzufangen. Neu-Orsowa hielt sich nicht lange; und die Türken bekamen darin das sämtliche schwere Geschütz des Kaisers. Es ward bei Mehadia noch eine Schlacht geliefert, die eben so wenig entschied, als die vorige, in der aber die Kaiserlichen den Kürzeren zogen.

1739.

Der Kaiser war über seinen mannichfachen Verlust aufgebracht, und wußte nicht, wem er ihn zuschreiben sollte. Er bestrafte seine Generale, anstatt daß er die Plane zu den Feldzügen hätte verwerfen sollen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß in den Ungarischen Kriegen alle die Armeen unglücklich gewesen sind, die sich von der Donau entfernt haben, und zwar deshalb, weil sie sich zugleich von ihren Lebensmitteln entfernten. Als Eugen gegen die Türken Krieg führte, theilte er seine Armee

nte; aber in neuern Zeiten waren alle bei Hof in Kredit stehende Generale nach dem Kommando besondrer Korps begierig. Dadurch bestand nun die ganze Armee aus Detaschements, und blieb nirgends furchtbar. Die alten Grundsätze wurden vernachlässigt; und die Generale waren um so mehr zu beklagen, da der Hof durch die Menge von widersprechenden Befehlen, die er ihnen schickte, sie in beständige Ungewißheit stürzte.

Königseck verlor, wie seine Vorgänger, das Kommando der Armee; und um ihn zu trösten, machte man ihn zum Oberhofmarschall bei der Kaiserin. Der Feldmarschall Olivier Wallis kam an seine Stelle, und schrieb dem Könige: „Der Kaiser hat mir das Kommando seiner Armee anvertrauet. Der erste, der sie vor mir anführte, ist im Gefängnisse; den, dessen Nachfolger ich bin, hat man zum Verschnittenen im Serrail gemacht; mir bleibt nun nichts übrig, als daß man mir zu Ende meines Feldzuges den Kopf vor die Füße legt“.

Die Kaiserliche Armee von sechzigtausend Mann zog sich bei Belgrad zusammen. Die Türkische war doppelt so stark. Wallis ging auf den Feind zu, ohne dessen Stärke genau zu wissen, und ohne die mindeste Disposition gemacht zu haben. Er griff in einem Hohlwege mit seiner Kavallerie ein großes Korps Janitscharen an, das in den Weinbergen und Hecken bei dem Dorfe Großka postirt war, und wurde in diesem Defilee geschlagen, ehe noch seine Infanterie Zeit hatte, heranzurücken. Diese ward

eben so unvorsichtig zur Schlachtbank geführt, so daß die Türken völlig gedeckt auf sie schießen konnten. Die Kaiserlichen ließen zwanzigtausend Mann auf dem Platze, und zogen sich dann gegen Abend zurück. Hätte die Türkische Armee sie verfolgt, so wäre es um Wallis und sein ganzes Korps geschehen gewesen. Dieser Feldmarschall war durch sein Unglück so betäubt, daß er, anstatt seine Besinnungskraft wieder zu sammeln, Fehler auf Fehler häufte. Obgleich Neuperg mit einem großen Detaschement zu ihm stieß, so hielt er sich doch nicht eher für sicher, als in den Verschanzungen von Belgrad; aber auch diese verließ er noch, und ging bei der Annäherung des Großveziers über die Donau zurück. Die Türken, die auf ihrem Wege gar kein Hinderniß fanden, belagerten nun Belgrad.

Dem Unglücke der Kaiserlichen hielten die Fortschritte der Russen die Wage. Die Armee der Letzteren unter Münnich's Anführung war glücklicher, schlug die Türken bei Chosim, nahm diese Stadt ein, und drang durch die Moldau in die Wallachei vor, um sich mit den Kaiserlichen Armeen in Ungarn zu vereinigen. Aber der Kaiser war durch sein Unglück und einen Krieg, der ihn mit Schande bedeckte, abgeschreckt, und wandte sich nun an Frankreich, um durch dessen Vermittelung einen Frieden zu bewirken. Der Französische Ambassadeur bei der Pforte, Herr von Billeneuve, begab sich in das Lager der Türken. Ueber diesen Schritt geriethen die Russen in Unruhe,

und schickten einen Italiäner, Namens Cagnoni, dahin.

Die Unterhandlung ward dem Feldmarschall Neuperg aufgetragen, und der Kaiser drang auf die Beendigung derselben eben so stark, als der Großherzog von Toskana.

Neuperg hatte Befehl, Frieden zu schließen, es möchte auch kosten, was es wollte. Nun war er so unvorsichtig, sich ohne alle Sicherheit, und ohne Pässe, die man bei dergleichen Gelegenheiten immer verlangt, zu den Türken zu begeben. Er ward in Verhaft genommen; dadurch gerieth er in Furcht, und unterzeichnete in der größten Ueber-eilung den Frieden, der dem Kaiser das Königreich Servien und die Stadt Belgrad kostete.

Cagnoni gewann bei dem Großvezier durch seine Festigkeit. Er hatte die Geschicklichkeit, zu gleicher Zeit für die Russen einen Frieden zu schließen, dessen Bedingungen darin bestanden, daß die Kaiserin n. Als. und alle ihre Eroberungen zurückgeben sollte.

Olivier Wallis hatte sich in dem Prognostikon, das er sich selbst gestellt, nicht sehr geirrt: er ward auf die Festung von Brünn gesetzt, und Neuperg, der noch weniger schuldig war, auf die Citadelle von Olaz gebracht.

Dieser Feldmarschall hatte, außer den Befehlen von dem Kaiser, auch noch bestimmte Instruktionen von dem Großherzoge gehabt, das Friedensgeschäft zu beschleunigen. Der Letztere be-

fürchtete nehmlich, der Kaiser, sein Schwiegervater, möchte vor der Beendigung des Krieges sterben, und ihm, da die Nachfolge in den Erbländern streitig war, neue Feinde zuziehen, denen er dann nicht Widerstand leisten könnte.

Bald nachher brach ein neuer Krieg in Süden zwischen England und Spanien aus, und zwar wegen des Schleichhandels, welchen die Englischen Kaufleute in den Spanischen Häfen trieben. Der Gegenstand dieses Streites betraf etwa jährliche funfzigtausend Pistolen; und nun wendete jede von den Partheien mehr als zehn Millionen auf, um ihn auszuführen.

Der König hatte an allen diesen Kriegen keinen Antheil genommen, keine Truppen gestellt und von niemand Subsidien erhalten. Uebrigens lebte er seit dem Ansaze zur Wassersucht, den er im Jahre 1734 bekam, nur durch die Kunst der Aerzte; und gegen das Ende dieses Jahres ward seine Gesundheit merklich schwächer. In diesem fränkischen Zustande machte er mit Frankreich einen Vertrag, und erhielt von demselben die Gewährleistung über das Herzogthum Berg; die Stadt Düsseldorf und einen Strich längs dem Rhein, etwa eine Meile in der Breite, ausgenommen. Mit dieser Theilung begnügte er sich um so leichter, da er, bei dem Verluste seiner Wirksamkeit, alle Hoffnung aufgeben mußte, beträchtlichere Erwerbungen zu machen.

1740.

Die Wassersucht, die ihn belästigte, nahm beträchtlich zu, und er starb endlich den 31 Mai 1740

mit der Standhaftigkeit eines Philosophen, und der Ergebung eines Christen. Bis an den letzten Augenblick seines Lebens behielt er eine bewunderungswürdige Gegenwart des Geistes: er ordnete als Staatsmann seine Angelegenheiten, untersuchte als Arzt die Fortschritte seiner Krankheit, und triumphte als Held über den Tod.

Im Jahre 1707 hatte er sich mit Sophie Dorothee, Tochter George's von Hannover, nachmaligen Königs von England, vermählt. Aus dieser Ehe entsprangen Friedrich II, sein Nachfolger; die drei Prinzen August Wilhelm, Ludwig Heinrich und Ferdinand; Wilhelmine, Markgräfinn von Bareuth; Friederike, Markgräfinn von Anspach; Charlotte, Herzoginn von Braunschweig; Sophie, Markgräfinn von Schwedt; Ulrike, Königin von Schweden; und Amalia, Knechtinn von Quedlinburg.

Friedrich Wilhelm's Minister ließen ihn vierzig Traktate oder Konventionen unterschreiben, die wir, weil sie wenig bedeutend sind, nicht angeführt haben. Sie waren von der Mäßigung dieses Fürsten weit entfernt, und dachten weniger auf die Würde ihres Herrn, als auf die Verbesserung ihrer Stellen. Eben so sind wir die häuslichen Verdrüsslichkeiten dieses großen Fürsten mit Stillschweigen übergangen. Man muß, in Betracht der Tugenden eines solchen Vaters, gegen die Fehler der Kinder einige Nachsicht haben.

Die Politik des Königs war immer unzertrennlich von seiner Gerechtigkeit. Weniger damit beschäftigt, sich zu vergrößern, als das, was er befaß, gut zu regieren; immer zu seiner Vertheidigung, aber nie zum Unglück Europens bewaffnet, zog er das Nützliche dem Angenehmen vor. Er bauete verschwenderisch für seine Unterthanen, und verwandte nicht einmal eine mäßige Summe zu einer bequemen Wohnung für sich selbst; er war vorsichtig in seinen Verbindungen, aufrichtig in jedem Versprechen, streng in seinen Sitten und scharf in der Aufsicht über Andre, hielt ernstlich über die Kriegeszucht, und regierte seinen Staat und seine Armee nach einerlei Gesetzen; daher dachte er denn von der Menschheit so gut, daß er verlangte, seine Unterthanen sollten eben so stoisch sein, wie er.

Friedrich Wilhelm hinterließ bei seinem Tode sechs und sechzig tausend Mann, die er durch seine gute Oekonomie unterhielt, ferner seine Finanzen vermehrt, den öffentlichen Schatz gefüllt, und alle seine Angelegenheiten in der bewunderungswürdigsten Ordnung.

Ist es wahr, daß wir den Schatten der Eiche, der uns bedeckt, der Eiche danken, durch die sie erzeugt ward; so muß die ganze Welt gestehen, daß man in dem arbeitsamen Leben dieses Fürsten und in seinen weisen Maßregeln den Keim des Glückes findet, dessen das Königl. Haus nach seinem Tode genossen hat.

Von
d e m M i l i t a r
seit
dessen Errichtung
bis
zu Ende der Regierung
Friedrich Wilhelm's.

Die ersten Kurfürsten von Brandenburg hielten keine regelmäßigen Truppen: sie hatten nur eine Leibwache zu Pferde von hundert Mann, und einige Kompagnien Landsknechte, welche in die Schlösser oder Festungen vertheilt waren, und deren Anzahl nach Erforderniß bald vermehrt, bald vermindert ward. Wenn sie Krieg besorgten, so sagten sie und die Stände ein Aufgebot an. Dies war gleichsam eine allgemeine Bewaffnung des ganzen Landes; der Adel mußte die Reiterei, und seine in Regimenten gebrachten Vasallen das Fußvolk der Armee ausmachen.

Diese Art Truppen zu werben und Heere zu stellen, war damals in ganz Europa allgemein. Eben so hatten die Gallier, die Deutschen und die Britten es von jeher gemacht; und so machen es noch jetzt die Polen, bei denen diese Bewaffnung der ganzen Nation *Polopolite Ruszeni* heißt. So wie die Polen, haben auch die Türken diese Gewohnheit; sie halten nur ein regulirtes Korps von dreißigtausend Janitscharen, und bewaffnen dann bei jedem Kriege die Völker in Klein-Asien, Aegypten, Arabien und Griechenland, die ihrer Herrschaft unterworfen sind.

Doch wieder zu der Brandenburgischen Geschichte. Als Johann Sigismund sich dem Zeitpunkte nahe glaubte, die Erbfolge in Jülich an-

zutreten, sah er voraus, daß er genöthigt sein würde, seine Rechte mit gewaffneter Hand zu behaupten, und befahl daher eine allgemeine Bewaffnung von siebenhundert und sieben und achtzig Reissigen. Diese fanden sich an dem Versammlungsorte ein, und er suchte vierhundert der Rüstigsten davon aus. Ueberdies brachte der Adel tausend Mann Fußvolk auf, die Pikeniere ungerechnet, über welche der Oberst K r a c h t das Kommando erhielt. Ausserdem stellten noch die Städte zweitausend und sechshundert Mann ins Feld. Diese Soldaten wurden auf Kosten der Stände unterhalten, und bekamen ihren Sold gewöhnlich nur auf drei Monate, nach deren Verlauf jeder von ihnen wieder nach Hause ging. Der Ruhrfürst ernannte die Officiere; und sobald die Bewaffnung nicht mehr erforderlich war, wurden die Truppen gänzlich entlassen.

George Wilhelm's stürmische Regierung zeigt uns einige Beispiele von solchen Bewaffnungen.

Im Jahre 1620,*) bei Gelegenheit des dreissigjährigen Krieges, warben die Stände Truppen, und berechtigten sie, um ihren Unterhalt zu haben, im ganzen Lande Almosen einzufordern. Die Bauern bekamen Befehl, ihnen jedesmal, wenn sie bettelten, einen Pfennig, und wenn sie sich damit nicht begnügten, Stockschläge zu geben. Und was kam aus dieser lächerlichen Unordnung heraus? Anstatt sich Soldaten zu verschaffen, hatte der Fürst nur eine Heerde von Bettlern.

*) M. f. Sebald's Chronik.

Im Jahr 1623 befaßl der Hof allen Unterthanen, die Priester und Schöppen ausgenommen: sie sollten sich mit Waffen und Gepäck an einem bestimmten Orte einfinden, um daselbst von Kommissarien gemustert zu werden. Aus dieser Anzahl wurden 3,900 Mann ausgehoben, die man nun in fünf und zwanzig Fähnlein Fußvolk und zehn Geschwader vertheilte.

Nach dem Prager Frieden überredete der Graf von Schwarzenberg den Kurfürsten George Wilhelm, seine Truppen zu vermehren und sie vermittlest der Subsidien zu unterhalten, die Spanien und der Kaiser zahlten. Dem Plane dieses Ministers zufolge, sollte die Anzahl sich auf 25,000 Mann belaufen.

Es ward geworben, und die Truppen schwuren dem Kaiser und dem Kurfürsten George Wilhelm. Als sie bey Neustadt-Eberswalde gemustert wurden, machte man folgende Liste von ihnen.

Fußvolk.			Reiterei.		
Rang der Befehlshaber.	Namen der Regimenter.	Anzahl der Mannschaft.	Rang der Befehlshaber.	Namen der Regimenter.	Anzahl der Mannschaft.
General.	Alking -	850	Obersten.	Johann Rochow -	500
Obersten.	Kracht -	960		Ehrenreich Burgsdorf -	500
	Burgsdorf -	1300		Bothausen -	500
	Dargitz -	700	Oberstenlieutenants.	Schapelow -	350
	Wolfmann -	700		Goldacker -	160
	Dietrich -	660		Erichson -	350
Oberstenlieutenants.	Kracht -	980		Vorhauer -	190
	Rochow -	550		Dragoner -	350
	Minzig -	3300			
	Baldow -				
	Kerberg -				
Summe des Fußvolks		8,000	Summe der Reiterei		2,900

Klitzing, der Befehlshaber dieses Korps, ist der erste General, dessen die Brandenburgische Geschichte erwähnt. Diese Truppen wurden, je nachdem es Zeit und Umstände erforderten und erlaubten, vermehrt oder vermindert; doch betrugen sie nie mehr, als 11,000 Mann. Als George Wilhelm starb, hinterließ er seinem Sohne folgendes Militair.

Fußvolk.		Reiterei.	
Namen der Regimenter.	Anzahl der Mannschaft.	Namen der Regimenter.	Anzahl der Mannschaft.
Burgsdorf - -	800	Goldacker - -	900
Kracht - - -	600	Lütke - - -	600
Welfmann - -	800	Rechow - - -	1000
Trottha - - -	1200		
Goldacker - -	200		
Summe des Fußvolks - -	3,600	Summe der Reiterei - -	2,500

Friedrich Wilhelm kam in einer bedrängten Zeit zur Regierung. Um nun seinem Lande, das an Menschen und Geld erschöpft war, Erleichterung zu verschaffen, dankte er einen Theil seiner Truppen ab. Die Reiterei ward verabschiedet, weil sie sich weigerte, den gewöhnlichen Eid zu schwören. Der Kurfürst überließ dem Kaiser, um sich dadurch ein Verdienst bei ihm zu erwerben, zweitausend Pferde, und behielt nicht mehr, als zweihundert Reiter und zwei tausend Mann Fußvolk. Diese machten die Leibwache

und die Regimenter Burgsdorf, Trotha und Ribbeck aus.

Friedrich Wilhelm war der erste Kurfürst, der eine regelmäßig disciplinirte Armee in Diensten hatte. Die Infanterie-Bataillone bestanden aus vier Kompagnien, jede zu 150 Mann; ein Drittel des Bataillons war mit Piken bewaffnet, und der Ueberrest mit Musketen. Die Infanterie trug Montirung und Mäntel; die Reiter aber versahen sich selbst mit Waffen und Pferden, trugen halbe Kürasse, fochten Geschwaderweise, und hatten oft Kanonen bei sich.

Im Jahre 1653 entstand zwischen dem Kurfürsten und dem Pfalzgrafen von Neuburg ein Zwist über die Klevische Erbfolge. Bei dieser Gelegenheit vermehrte der Kurfürst seine Truppen: er warb zwei und funfzig Kompagnien Reiterei und zwei und achtzig Kompagnien Infanterie; auch ging der Graf von Witgenstein mit den Kavallerie-Regimentern Witgenstein, Storkow und Osten, ferner mit den Infanterie-Regimentern Pissart, Hanau und Maillard in seine Dienste.

Als der Kurfürst seine Streitigkeiten mit dem Pfalzgrafen beigelegt hatte, verabschiedete er den größten Theil seiner Soldaten.

Der Krieg, der bald nachher zwischen Karl Gustav und der Republik Polen ausbrach, veranlaßte eine neue Vermehrung der Truppen. Friedrich Wilhelm ward durch Schwedische Hilfs-gelder unterstützt, und wandte die äuffersten Kräfte

an, ein Heer auf die Weine zu bringen. Archiv-Nachrichten zufolge, belief seine Reiterei sich auf 14,400 Pferde. Diese Anzahl scheint um vieles vergrößert; aber sie könnte glaubwürdig werden, da uns die Namen der Korps und ihrer Befehlshaber noch aufbehalten worden sind: nemlich, die Leibwache, und die Generale Waldeck, Rannenberg, Dörflinger, ferner die Obersten Lottum, Spaen, Siegen, Manteufel, Schenk, Wallenrod, Stranz, Reinau, Hall, Ellert und Quast, die Dragoner Waldeck, Kanitz, Kalkstein, Lessgewang, Lehdorf, Sack und Schlieben.

Da der Kuhrfürst den Plan hatte, die Polen, deren hauptsächlichste Stärke in Reiterei besteht, anzugreifen; so ist es wohl möglich, daß er ihnen gleiche Waffen und ein Korps, vor dem sie Ehrfurcht haben müßten, hat entgegensetzen wollen.

Sein Fußvolk belief sich auf 10,600 Mann, und bestand aus den Regimentern: Garde zu Fuß, General-Feldzeugmeister Sparr, Waldeck, Grothe, Graf von Waldeck, Kalkstein, Klingsporn, Dobeneck, Göß, Hast und Eulenburg. Während des ganzen Krieges, den er mit den Schweden in Polen führte, kommandirte Waldeck als Generallieutenant unter ihm die Truppen.

Ein Theil dieses Heeres folgte dem Kuhrfürsten nach Polen; und der Ueberrest der Truppen ward in die Provinzen vertheilt.

Als Friedrich Wilhelm mit den Polen Frieden geschlossen hatte, kam er dem Könige von Dänemark zu Hülfe, den Karl Gustav in Kopenhagen belagerte. Er ging, an der Spitze von 4,000 Mann Fußvolk und 12,000 Reitern, von denen aber die Hälfte Kaiserliche Kürassiere waren, in eigener Person nach Holstein.

Nach dem Oliva'schen Frieden verminderte er seine Truppen noch einmal, aber nicht beträchtlich. Er hatte nemlich nach der Zeit eine Menge Generale; und dies beweist, daß er auch verhältnißmäßig Soldaten gehabt haben muß. Der Feldmarschall Sparr ist der erste, der diese Würde in Brandenburgischen Diensten bekleidet hat. Die damaligen Generale waren: der General = Feldzeugmeister Dörflinger, die Generalleutenants Fürst Johann George von Anhalt, Graf Dohna, Freiherr von Kannenberg, und Herr von Golz; ferner die Generalmajore von Pfuhl, von Bär, von Görzke, von Quast, von Ellert, von Spahn, und von Trotha.

Als der Krieg im Jahre 1672 anfang, hielt der Kurfürst drei und zwanzig tausend fünfhundert und zwei und sechzig Mann. Das Heer, das er zur Unterstützung des Kaisers nach dem Elsaß führte, bestand aus achtzehntausend streitbaren Leuten. In der Folge vermehrte er seine Truppen bis auf sechs und zwanzigtausend Mann, und bediente sich ihrer bei seinen glorreichen Feldzügen in Pom-

mern, das er eroberte, und in Preussen, woraus er die Schweden vertrieb.

Als Friedrich Wilhelm zur Regierung kam, wurden die Truppen schlecht besoldet und unterhalten. Diese Art von Unordnung dauerte bis zum Jahre 1676, wo der Finanz-Minister Grumbkow die Accise in den Städten einführte. Dieses festgesetzte und sichere Einkommen ward der Kriegeskasse angewiesen; ein Infanterist bekam monatlich anderthalb Thaler, und das Gehalt der Officiere war sehr ärmlich.

Während des Krieges mit Polen und des vom Jahre 1672 unterhielt Friedrich Wilhelm seine Truppen bald mit Schwedischen, bald mit Oestreichischen, Spanischen und Französischen Hülfsgeldern: aber da sich seit dem genannten Jahre seine Einkünfte durch die Accise vermehrten; da er in den Besiz des Herzogthums Magdeburg kam; ferner, da seine Provinzen sich von dem Unglück, das sie im dreissigjährigen Kriege betroffen hatte, unvermerkt wieder erholten: so gaben ihm diese Verbesserung und jene Geldquellen bei guter Verwaltung Mittel an die Hand, ohne fremde Beihülfe ein beträchtliches Korps zu unterhalten.

Bei dem Tode des Großen Kuhrfürsten bestand seine Armee aus folgenden Feld-Regimentern.

Fußvolf.

Reiterei.

Namen der Regis- menter.	Batail- lone.	Namen der Regis- menter.	Schwar- dronen.
Garde - - -	6	Leibgarde - - -	2
Kurfürstin - - -	2	Grands Mousquetai- res - - -	2
Kurprinz - - -	2	Grenadiere zu Pferde	1
Prinz Philipp - - -	2	Leibregiment - - -	3
Kurf. von Anhalt - - -	2	Kurprinz - - -	3
Dörflinger - - -	2	Anhalt - - -	3
Holsheim - - -	2	Dörflinger - - -	3
Spahn - - -	2	Spahn - - -	3
Dönhoff - - -	2	Briquemaut - - -	3
Barfuß - - -	2	Litwiz - - -	3
Rieten - - -	2	Du Hamel - - -	3
Kurland - - -	2	Prinz Heintz. v. Sachsen	3
Belling - - -	2	Summe der Kürassiere	32
Warenne - - -	2	Dragoner,	
Pöllnitz - - -	1	Leibregiment - - -	4
Cournaud - - -	1	Dörflinger - - -	4
Briquemaut - - -	1	Summe der sämtli- chen Reiterei - - -	40
Summe des Fuß- volks - - -	35		

Ausser diesen Truppen hatte er noch besondre
Besatzungen, und zwar:

	Kompagnien.
in Memel - - -	3
- Kolberg - - -	4
- Küstrin - - -	4
- Spandau - - -	2
- Peitz - - -	3
- Friedrichsburg - - -	1
- Frankfurt - - -	1

Summe der Garnisonen: 18 Kompagn.

Während der Regierung des Kurfürsten be-
standen die Bataillone aus vier Kompagnien, und
die Kompagnie aus hundert und fünfzig Mann;
nach dieser Berechnung hatte also ein Bataillon
sechshundert. Die Feldregimenter betrugen zusam-
men ein und zwanzig tausend, die Garnisonen aber

zweitausend und siebenhundert Mann. Die Kavallerie war, jede Schwadron zu hundert und zwanzig Reitern gerechnet, viertausend und achthundert Pferde stark. Die ganze Armee belief sich also auf acht und zwanzig tausend und fünfhundert streitbare Leute.

Das Fußvolk focht damals fünf oder sechs Mann hoch; die Pikeniere machten ein Drittel des Bataillons aus, und der Ueberrest war mit deutschen Musketen bewaffnet. Die Kleidung war ziemlich schlecht. Ausser der Montirung hatte man lange Mäntel, die zusammen gerollt und auf der Schulter in Falten gelegt wurden, ungefähr so, wie man sie an den alten Brustbildern der Römischen Konsularen sieht. Als der Kurfürst den berühmten Winterfeldzug in Preussen machte, ließ er unter das sämmtliche Fußvolk Halbstiefel ausheilen. Seine Reiterei hatte noch die alte ganze Rüstung. Disciplinirt konnte sie nicht viel werden; denn jeder Kavallerist besorgte sich selbst Pferd, Kleidung und Waffen.

Wie es scheint, zog Friedrich Wilhelm seine Reiterei dem Fußvolke vor; denn er focht in den Schlachten bei Warschau und Gehrbellin an der Spitze der ersteren. Er hatte viel Vertrauen zu ihr; und man findet daher in der Geschichte häufig, daß sie schweres Geschütz bei sich führte. Höchst wahrscheinlich war diese Vorliebe nicht ohne Grund: der Kurfürst dachte wohl an die Beschaffenheit seiner Länder, die meistens eben sind, und an

die Truppen seiner Nachbarn, besonders der Polen, die fast ganz aus Reiterei bestehen; daher zog er denn die Kavallerie, weil er sie allgemeiner brauchen konnte, dem Fußvolke vor.

Zu Friedrich Wilhelm's Zeiten legte man noch keine Magazine an. Das Land, worin Krieg geführt ward, mußte den Truppen Sold und Lebensmittel liefern. Man stand nicht eher im Felde, als bis der Feind sich dem Heere näherte, und bis man schlagen wollte oder konnte. Aus dieser Ursache verließ man ein Land, wenn man es ausgezehrt hatte. Die herumziehenden Armeen verwüsteten eine Provinz nach der andern; und die Kriege hörten um so später auf, da die Heere klein, und ihr Unterhalt nicht kostbar war, und da die kommandirenden Feldherren durch Verlängerung des Krieges Mittel fanden, sich zu bereichern.

Unter den Generalen des Ruhrfürsten hatten der alte Dörflinger und der Fürst Johann George von Anhalt den größten Ruf.

Wäre im Jahre 1673 der Rath des letztern befolgt worden, so hätte der Ruhrfürst Turenne'n angegriffen und ihn vielleicht geschlagen. Der Fürst von Anhalt galt für klug, und Dörflinger für unternehmend. Der Letztere leistete seinem Herrn bei dem Ueberfall von Rathenau gute Dienste; ferner auch bei Verfolgung der Schweden nach der Schlacht bei Jehrbellin, und endlich dadurch, daß er den Marsch der Truppen zu der Erpe-

dition in Preussen außerordentlich beschleunigte. Nach Dörflinger waren die geachteten Generale Görzke, der die Schweden in Preussen bei Splieter überfiel, und Treffenfeld, der sie gänzlich aus dem Herzogthume vertrieb.

Die Kunst, Plätze regelmäßig zu besetzen, und eben so die, sie anzugreifen und zu verteidigen, war damals ganz unbekannt. Der Ruhrfürst hatte nicht einmal einen mittelmäßigen Ingenieur in seinen Diensten. Er hielt sich sechs Monate vor Stettin auf, so schlecht auch diese Stadt besetzt war. Stralsund nahm er nur dadurch ein, daß er es mit Bomben in Brand steckte. Die Werke, mit denen er die Mauern von Berlin umgeben ließ, waren übel angelegt; denn sie hatten lange Kurtinen und Bastionen mit platten Facen, so daß kein Werk das andre bestrich. Mit der Kriegeskunst verhält es sich wie mit jeder andern: sie gelangt nicht auf einmal zur Vollkommenheit; und es ist genug, daß der Ruhrfürst in der Taktik Beispiele hinterlassen hat, die zu allen Zeiten den geschicktesten Feldherren zum Unterricht dienen werden.

Unter Friedrich's, des ersten Königs von Preussen, Regierung wurde die Armee häufig verringert und vergrößert. Die auswärtigen Hülfsgelder waren, je nachdem er ihrer viele oder wenig bekam, das Wetterglas, das die Anzahl der Truppen bestimmte; und daher war sie bald beträchtlich, bald aber wieder um vieles geringer.

Nach Friedrich Wilhelm's Tode wurden die Truppen vermehrt, die Bataillone auf fünf Kompagnien gesetzt, und ausserdem sieben neue geworben, nemlich zwei Lottum, zwei Schomberg, und eins Sidow. Auch die Kavallerie ward mit neunzehn Schwadronen vermehrt; es waren zwei Gardes du Corps, drei Bareuth, drei Schöning, vier Anspach, vier Sonsfeld, und eben so viele Brandt.

Im folgenden Jahre gingen zehn Bataillone und sechs Schwadronen Brandenburger in Holländische Dienste. Nach dem Ryswicker Frieden wurden die Bataillone auf vier Kompagnien, und jede von diesen auf 80 Mann reducirt, so daß achtzig Kompagnien, theils Fußvolk, theils Reiterei, den Abschied bekamen. Im Jahre 1699 wurden die Bataillone wieder auf fünf, und 1702 die Regimenter Albrecht, Varenne, Schlabrendorf, Anhalt-Zerbst und Sidow auf zwölf Kompagnien gesetzt. Diese fünf Regimenter gingen in Holländische Dienste, und blieben während des ganzen Erbfolge-Krieges darin. In den Jahren 1704 und 1705 setzte der König alle Kürassier-Regimenter auf drei, und die Dragoner auf vier Schwadronen.

Bei seinem Tode bestand die Armee aus folgenden Regimentern.

Fußvolf.

Reiterei.

Namen der Regimenter.	Bataillone.	Namen der Regimenter.	Schwadronen.
Weisse Garde -	2	Garde du Corps -	4
Garde -	3	Gens d'Armes -	1
Regiment des Königs -	4	Leibregiment -	3
Markgraf Albrecht -	2	Kronprinz -	3
Markgraf Ludwig -	2	Markgraf Friedrich -	3
Anhalt -	2	Wartensleben -	3
Holstein -	2	Heiden -	3
Lottum -	2	Schluppenbach -	3
Alt-Dohna -	2	Barenth -	3
Prinz von Hessen -	1	Katt -	3
Jung-Dohna -	2	Summe der Kürassiere	29
Arnim -	2		
Dönhoff -	2		
Kink -	2		
Barenne -	1		
Du Roussel -	1	Dragoner.	
Grumbkow -	1	Leibregiment -	4
Truchses -	1	Markgraf Albrecht -	4
Heiden -	1	Anspach -	4
Markgraf Heinrich -	2	Dörfinger -	4
Anhalt-Zerbst -	1	Pannevis -	4
		Van der Albe -	4
Summe des Fußvolks -	38	Summe der sämtlichen Kavallerie -	53
Garnisonkompagnien -			18

Die Anzahl dieser Armee mochte sich also ungefähr auf dreissigtausend Mann belaufen.

Im Anfange dieses Jahrhunderts wurden die Piken abgeschafft, und dafür Spanische Reiter eingeführt. Die Piken dienten nemlich zu wehrtheiligen; in Belagerungen, in Verschanzungen und in hundert ähnlichen Fällen ließen sie sich gar nicht brauchen. Den alten Officieren fiel es sehr schwer, diese Waffen aufzugeben, für die sie durch lange Gewohnheit ein günstiges Vorurtheil gefaßt

hatten; aber da die Kriegeskunst sich durch Kriege vervollkommnete, so schafte man, weil die Linten oft durch Regen ausgelöscht wurden, auch noch die Musketen ab, und ersetzte sie durch Flinten.

Unter Friedrich's I. Regierung verbesserte sich die Mannszucht immer mehr, und die Truppen gewöhnten sich, theils in Flandern, theils in Italien, an den Krieg. Die Officiere, die in dem erstren Lande dienten, lernten von den Holländern. Diese waren damals unsre Meister; und man ahmte die große Reinlichkeit nach, wozu ihre Truppen das Beispiel gaben.

Der General = Feldzeugmeister, Markgraf Philipp, war der erste, der auf die Leibeslänge der Leute sah; die Grenadiere seines Regimentes waren von mehr als gewöhnlicher Größe. Der Fürst von Anhalt folgte seinem Beispiele, und eben so der Kronprinz. Seit der Zeit fingen die Officiere an, unter den Leuten, die sie als Soldaten anstellen wollten, zu wählen, und man nahm nur große, starke und robuste dazu.

Alle Truppen hatten Montirungen. Wer unter der Kavallerie dienen wollte, mußte zwar Geld geben, um angenommen zu werden; aber jeder ward auf Kosten der Krone bewaffnet und gekleidet.

Das Fußvolk focht damals noch vier Mann hoch, und war auf den Märschen außerordentlich bepactt. Es trug, ausser seinen Waffen und Mänteln, noch seine Zelte, seinen Tornister und Spanische Reiter.

Der Fürst von Anhalt, der mit dem Prinzen Eugen den Kriegen im Reiche, in Italien und Flandern beigewohnt, hatte das Waffenhandwerk gründlich erlernt. Wie man aus der Geschichte gesehen haben wird, kommandirte er oft die Preussischen Hülfstruppen. Er ließ sie eine strenge Mannszucht beobachten, hielt scharf auf Subordination, und trieb diese bis auf den Grad von Gehorsam, der die größte Stärke einer Armee ausmacht; aber seine Aufmerksamkeit schränkte sich auf das Fußvolk ein, und die Reiterei ward daher sehr vernachlässigt.

So viele Officiere, die in Ländern Krieg führten, worin es Festungen giebt und worin man nur Städte belagert und vertheidigt, bereicherten uns endlich mit der Befestigungskunst. Mehrere von ihnen erwarben sich Einsicht genug, den Angriff einer Festung und die Laufgräben anzuordnen, oder eine belagerte Stadt zu vertheidigen.

Friedrich I ließ Magdeburg und Wesel nach Vauban's und Roehorn's Methode besetzen. Er hatte den General Schöning, Kommandanten von Magdeburg, in seinen Diensten, der diesen Theil der militärischen Wissenschaften gut verstand; ferner Watt, den man indeß beschuldigte, er sei mehr ein geschickter Mauermeister, als ein erfahrener Ingenieur.

Die Kriege in Flandern, am Rhein und in Italien hatten den Preussen viele Officiere von Ruf gebildet. Der Markgraf Karl, der in Italien starb,

starb, erwarb sich in der Schlacht bei Meerwinden den größten Ruhm. Der General Lottum, der die Preussischen Truppen bei der Armee in Flandern commandirte, war sehr geachtet. Der General Tettau blieb in der Schlacht bei Malplaquet. In eben dieser Schlacht gab der Graf von Fink Beweise seiner Fähigkeiten: er nahm die Französische Verschanzung ein, und behauptete sich darin, obgleich die Kaiserliche Reiterei dreimal wieder davon verjagt ward. In der Schlacht bei Dudenarde durchdrang der General Namer, an der Spitze der *grands mousquetaires*, drei Glieder der Französischen Reiterei, und that Wunder der Tapferkeit.

Ueber alle diese Generale hinaus erhob sich der Fürst von Anhalt. Er hatte die glänzendsten Thaten und das allgemeine Vertrauen der Truppen für sich. Er rettete bei Höchstädt Stryum's Armee durch den schönen Rückzug, dessen wir oben erwähnt haben; auch trug er viel zu dem Gewinn der zweiten Schlacht bei eben dem Orte bei, die für die Franzosen so unglücklich ausfiel; und ihn erkannte der Prinz Eugen für die Hauptursache des Sieges bei Turin. Dieser Fürst verband mit vieler Klugheit einen seltenen Muth; aber bei vielen großen Eigenschaften hatte er fast gar keine gute.

So ungefähr waren die Armee und ihre Generale beschaffen, als Friedrich Wilhelm, der zweite König von Preussen, auf den Thron kam. Er vermehrte den Sold der Soldaten auf zwei Tha-

ler monatlich, sechs Groschen zu Hemden, Stiefel-
letten, Schuhen u. s. w. ungerechnet.

Im Jahre 1714 setzte er die Kompagnien des
Fußvolks auf hundert und zwanzig Mann, und
1715 errichtete er das Regiment Leopold aus
denen Schweden, die er von Karl's XII Armee
zu Gefangenen gemacht hatte. Im Jahre 1718
setzte er alle Kavallerie-Regimenter auf fünf
Schwadronen, von denen jede zwei Kompagnien
zu sechzig Reitern hatte. Im Jahre 1717 errich-
tete er die Schulenburgischen Dragoner von fünf
Schwadronen, und vertauschte zwölf Japanische
Bäsen gegen ein Dragoner-Regiment, das der Kö-
nig von Polen verabschieden wollte. Es ward
dem Obersten Wenffen gegeben, und nachher das
Porcellan-Regiment genannt. Im Jahre
1726 wurden die Grenadiere zu Pferde, Schulenburg,
Wenffen und Platen um die Hälfte vermehrt, so daß
nun jedes Regiment zehn Schwadronen stark war.

Von 1719 bis 1734 vermehrte er das Fuß-
volk mit einem Officier bei jeder Kompagnie. Er
errichtete die Regimenter Dossow, Thiele, Mosel
und Barleben, desgleichen die Bataillone Raders
und Lilien. In der Folge verstärkte er jedes Ba-
taillon noch mit einer Kompagnie von hundert
Mann. Die Artillerie theilte er in zwei Bataillone,
von denen das eine im Felde, und das andre in
Besatzungen dienen sollte. Er errichtete ferner ein
Korps Landmiliz von fünftausend Mann, dessen
Officiere und Unterofficiere halben Sold bekamen.

Garnison: Bataillone.

Artillerie	-	-	-	-	2
Hospital in Memel	-	-	-	-	1
Wohner in Pillau	-	-	-	-	1
Saal in Kolberg	-	-	-	-	1
Persone in Magdeburg	-	-	-	-	1
<hr/>					
Summe der Garnison: Bataillone	5				

Die ganze Armee, sowohl Infanterie als Kavallerie, ward in die Städte einquartiert, um bei ihr Mannszucht einzuführen und zu erhalten. Der König machte ein Militair-Reglement bekannt, welches jeden Officier seine Pflicht lehrte, und hielt selbst genau auf dessen Beobachtung. An der Spitze aller Korps standen durch Alter und Dienst hochachtungswürdige Officiere, die durch ihr Beispiel und durch Strenge die Subordination befestigten. Der König hielt alle Jahre Revue über die Truppen, und ließ sie einige Evolutionen machen. Da er selbst Aufseher über seine Armee war, so konnte er nicht hintergangen werden.

Anfange, als diese neuen Kriegesübungen eingeführt wurden, waren die Officiere noch nicht mit der nachher erfundenen leichten Methode sie zu lehren bekannt, und hatten keine andre Rhetorik, als Stoßschläge. Dadurch ging denn das Geschäft langsam und schwer von Statten. Man reinigte jedes Regiment von solchen Officieren, deren Ausführung oder Geburt dem ehrenvollen Stande, den sie führen sollten, nicht angemessen war; und seitdem wurden die Officiere so kritisch, daß sie keine andre, als unbescholtene Männer in ihrer Mitte duldeten.

Man stellte die Bataillone in vier Glieder; sie schossen aber nur in dreien. Ein Bataillon hatte vier Divisionen, und jede von diesen zwei Pelotons, die Grenadier-Kompagnie ungerechnet.

Der Fürst von Anhalt, der die Kriegeskunst ernstlich studierte, hatte bemerkt, daß man von den Flinten nicht allen den Vortheil zog, den man davon erwarten konnte. Er ersann daher die eisernen Ladestöcke, und fand dadurch das Mittel, die Soldaten mit unglaublicher Geschwindigkeit feuern zu lehren. Von dem Jahre 1733 an feuerte das erste Glied mit ausgepflanzten Bajonetten.

Mit dem Exerciren verfuhr man damals auf folgende Art: Man fing mit den Handgriffen an; dann feuerte man peloton- und divisionweise; bei gleichem Feuern rückte man langsam vor, und zog sich beinahe eben so zurück. Nachher machte man zwei Vierecke, die sich freilich vor dem Feinde nicht anwenden lassen, und zuletzt schloß man mit einem sehr unnützen Heckfeuer. Indes gingen alle diese Evolutionen schon so akkurat, daß die Bewegungen eines Bataillons dem Triebwerke der besten Uhr gleich waren.

Der König schafte die Mäntel der Infanterie ab, und ließ ihre Kleidung verkürzen. Um ihren Marsch zu erleichtern, gab er jeder Kompagnie zwei Packpferde, die im Felde die Zelte und Decken der Soldaten tragen sollten.

Aus Vorsicht legte der König in allen seinen Provinzen Getreide-Kammern an, die zur Erleichterung des Volkes bei Theuerung dienten, und an denen er bei Kriegeszeiten volle Magazine für die Armee hatte.

Gegen das Jahr 1730 ging die Sucht nach großen Leuten so weit, daß die Nachwelt es kaum glauben wird. Der gewöhnliche Preis eines Mannes von fünf Fuß und zehn Zoll Rheinländisch war siebenhundert Thaler; ein Mann von sechs Fuß ward mit tausend bezahlt, und war er größer, so stieg die Summe noch viel höher. Es gab mehrere Regimente, bei denen kein Mann unter fünf Fuß acht Zoll hatte; und der kleinste Mann in der Armee war doch von fünf Fuß sechs Zoll, gut gemessen.

Um Ordnung in das Enrolliren zu bringen, wobei im Lande große Verwirrung herrschte und das unzählige Streitigkeiten zwischen den Regimentern veranlaßte, theilte der König im Jahre 1733 alle seine Provinzen in Kantons, die dann den Regimentern angewiesen wurden. Diese konnten in Friedenszeiten jährlich dreißig Mann und im Kriege bis hundert daraus nehmen. Hierdurch ward die Armee unsterblich, da sie nun eine stets-fließende Quelle erhielt, aus der sie sich seitdem immer wieder erneuert hat.

Die Reiterei bestand, eben so wie die Infanterie, aus sehr großen Leuten, welche ungeheure Pferde

ritten. Diese Kolosse auf Elephanten konnten weder manöuvriren, noch fechten. Es ging keine Musterung vorüber, wobei nicht dieser oder jene Reiter aus Ungeschicklichkeit vom Pferde gefallen wäre. Sie waren nicht Herr von ihren Pferden, und ihre Officiere hatten gar keinen Begriff von dem Kavallerie-Dienste, vom Kriege überhaupt und von Kenntniß des Terrains; kurz, es fehlte ihnen an theoretischer und praktischer Kenntniß von den Evolutionen, welche die Reiterei am Tage einer Schlacht zu machen hat. Diese guten Officiere waren Dekonomen, welche ihre Kompagnien als Pachtgüter ansahen, und sie so gut benutzten, als sie konnten.

Außer den angeführten Umständen hatte auch der lange Friede die Entartung des Dienstes verursacht. Anfangs raffinierte man unter Friedrich Wilhelm's Regierung über die Ordnung der Regimenter, und über die Mannszucht; aber als von dieser Seite nichts mehr zu thun war, fielen die Spekulationen auf solche Dinge, die bloß ins Auge fallen. Der Soldat lakirte seine Plinte und seine Degenscheide, der Reiter seinen Zaum, seinen Sattel und sogar seine Stiefeln. Die Nähen der Pferde wurden mit Bändern durchflochten, und am Ende artete die Keinslichkeit, die an sich selbst so nützlich ist, in lächerlichen Mißbrauch aus. Hätte der Friede länger als bis zum Jahre 1740 gedauert, so würden jetzt wahrscheinlich Schminke

und Schönpflästerchen in Gebrauch sein. Aber noch mehr zu bedauern war der Umstand, daß die großen Theile der Kriegeskunst gänzlich vernachlässiget wurden, und daß der Geist durch die Beschäftigung mit den kleinen einzelnen Stücken von Tage zu Tage beschränkter ward.

Ungeachtet aller dieser Mißbräuche war die Infanterie gut; es herrschte bei ihr strenge Mannszucht und große Ordnung. Aber die Kavallerie war gänzlich vernachlässigt. Der König hatte in der Schlacht bei Malplaquet, der er beivohnte, die Kaiserliche dreimal zurückwerfen sehen, und in den Belagerungen von Menin, Dornik und Stralsund, bei denen er auch zugegen war, fehlte es der Reiterei an Gelegenheit, sich hervorzuthun.

Der Fürst von Unhalt hatte beinahe gleiche Vorurtheile: er konnte der Reiterei unter Styrum niemals die Niederlage in der ersten Schlacht bei Höchstädt vergeben, und bildete sich ein, diese Art von Truppen sei so unsicher, daß man sich nicht auf sie verlassen könne. Diese unglücklichen Vorurtheile waren höchst schädlich für unsre Kavallerie: sie blieb nun undisciplinirt, und man konnte sie also gar nicht gebrauchen, als man es in der Folge wollte.

Die Infanterie-Officiere legten sich stark auf die Geschäfte ihres Standes; die Kavalleristen hin-

gegen, die beinahe alle in die kleinen Städte vertheilt waren, zeigten weniger Einsicht und Lebhaftigkeit, als jene. Die meisten Generale hatten mehr Muth als Kopf. Unter ihnen allen war nur der Fürst von Anhalt im Stande, eine Armee zu commandiren. Er wußte dies, und benutzte seine Ueberlegenheit so sehr er nur konnte, um desto mehr gesucht zu werden und den Vorrang zu haben.

Während der Regierung des Königs wurden die Festungswerke von Magdeburg und Wesel vollendet, und die von Stettin angefangen. Den Bau derselben führte der Oberst Walrave, aber unter der Anleitung des Fürsten von Anhalt.

Der König errichtete ein Korps von dreißig Ingenieurs, die sich bei diesen verschiedenen Arbeiten bildeten. Seine Zeughäuser füllte er mit Geschütz und den übrigen Bedürfnissen zum Gebrauch im Felde und bei Belagerungen. Er hatte vortrefliche Artillerie-Officiere; und das Kadetten-Haus, diese Pflanzschule von Officieren, ersetzte jährlich den Verlust, den der Tod in der Armee verursachte. Hiermit ging es um so besser, da diese jungen Leute mit allen denen Kenntnissen, die ein Officier haben muß, aus einer Militär-Schule kamen.

Solche Fortschritte machte die Preussische Armee bis zum Tode des verstorbenen Königs. Man könnte das auf sie anwenden, was Begez von der Römischen sagt: Ihre Mannszucht machte, daß sie über die List der Griechen, die Stärke der Germanier, die große Leibeslänge der Gallier, und über alle Nationen der Erde triumphirten.

Von dem
A b e r g l a u b e n
und der
R e l i g i o n.

Diesen Aufsatz, der die Religion und den Aberglauben betrifft, theile ich in drei Abschnitte, und will, um mehrerer Deutlichkeit und Ordnung willen, die Religion unter dem Heidenthum, unter dem Papstthum und nach der Reformation schildern.

Erster Abschnitt.

Von der Religion unter dem Heidenthum.

Brandenburg richtete sich im Gottesdienste nach den verschiednen Völkern, die es bewohnten. Das älteste unter diesen, die Teutonen, betete einen Gott Namens Thuiscon an, welcher, wie Cäsar uns sagt, der Dispater, ein Sohn der Erde, war, und selber einen Sohn Namens Man hatte.

Die Verehrung, welche die Germanier ihren Göttern erzeugten, war ihren einfachen, aber wilden und rohen Sitten angemessen. Sie versammelten sich in heiligen Hainen, sangen Lobgesänge zu Ehren ihrer Götzen, und brachten ihnen sogar Menschenopfer. Jede Gegend hatte ihren besondern Gott: die Vandalen z. B. einen, Namens Triglaf. Bei Brandenburg, auf dem Harlun-

gerberg hat man noch einen gefunden, der drei Köpfe hatte, um anzudeuten: er herrsche im Himmel, auf der Erde und in der Unterwelt. *) Vermuthlich ist dies die Dreieinigkeit des Heidenthums.

Wie Tacitus erzählt, hatten die Germanier eine gewisse Anzahl weißer Pferde, von denen sie glaubten, sie wären in den Geheimnissen ihrer Götter unterrichtet; und für die Göttinn *Herttha* ward ein schwarzes Pferd gehalten, welches man als den Dollmetscher ihres Willens ansah. **) Diese Völker beteten auch Schlangen an, und wer eine tödtete, ward mit dem Tode bestraft.

Im fünften Jahrhundert verließen die Vandalen ihr Vaterland, um Frankreich, Spanien und selbst Afrika zu überschwemmen. ***) Die Sachsen, die damals aus England zurückkamen, landeten an der Mündung der Elbe, nahmen die Gegenden zwischen diesem Flusse, der Spree und Oder, welche die Eingebornen verlassen hatten, in Besitz, und brachten ihre Götter, so wie ihre Religion, mit nach Brandenburg. Der vornehmste ihrer Götzen hieß *Irmen säule*; d. h. die Säule *Irman's*. Gelehrte Deutsche Wortforscher haben nicht ermangelt, diesen Namen von *Hermes*, dem *Merkur* der Griechen, herzuleiten; denn die Deutschen Gelehrten sind, wie jeder Kenner ihrer Litteratur weiß, fast alle mit der Grille behaftet, Aehnlichkeiten zwischen den

*) Valentin Eichstädt.

**) Olaus Arnkiel.

***) Orosius und Gregorius Turonensis.

Gottheiten der Germanier, und der Aegypter, Griechen und Römer auffinden zu wollen.

Leider ist es nur zu wahr, daß Irrthum und Aberglaube das Erbtheil der Menschheit zu sein scheinen. Alle Völker hatten einerlei Hang zum Götzendienste; da sie alle so ziemlich eben dieselben Leidenschaften haben, so mußten natürlich auch deren Wirkungen eben dieselben sein. Die Furcht erzeugte Leichtgläubigkeit, und die Eigenliebe schrieb dem Himmel bald Antheil an dem Schicksale der Menschen zu. Daher entstanden alle die verschiedenen Arten von Gottesdienst, die, um eigentlich zu reden, nichts andres waren, als auf hundertlei Art modificirte ausschweifende Unterwerfungszeichen, um den Zorn des Himmels, vor dem man sich fürchtete, zu stillen. Die Vernunft der Menschen war durch das Schrecken, das alle Arten von Unglücksfällen bei ihnen erregten, entartet und erdummt; sie wußte nicht, an wen sie sich wenden sollte, um sich gegen die Furcht vor ihnen zu sichern. So wie nun Kranke ihre Zuflucht zu allen Hülfsmitteln nehmen, um zu versuchen, ob sie nicht ein heilsames darunter finden werden: so nahm das verblendete menschliche Geschlecht ein göttliches Wesen und eine hülfreiche Kraft in allen Gegenständen der Natur an. Diese wurden von den erhabensten bis zu den niedrigsten angebetet: den Erdschwämmen dampfte Weihrauch; das Krokodill hatte Altäre; den Bildsäulen der großen Männer, die zuerst Beherrscher der Nationen gewesen waren, wurden Tempel

gebaut und Opfer gebracht. Ja, zu denen Zeiten, wo allgemeine Noth ein Land verheerte, verdoppelte sich der Aberglaube noch.

Die Deutschen Gelehrten sagen in diesem Sinne mit Grund: der Aberglaube sei bei allen Nationen einerlei; aber, ob er gleich im Allgemeinen eine Folge der Leichtgläubigkeit ist, so zeigt er sich doch in unendlich mannichfaltigen Formen, die dem Genius der Nationen angemessen sind. Ich kann mich kaum überzeugen, daß die sunreichen Fabeln der Griechen, daß *Minerva*, *Venus* und *Apollo*, zur Zeit des Heidenthums in diesem Lande bekannt gewesen sind. Doch um Wahrscheinlichkeiten bekümmern sich unsre grundgelehrten Etymologen nicht; sie glauben ihre Mythologie zu veredeln, wenn sie die Götter derselben von den Griechen oder Römern herleiten, als wenn der Name dieser Völker den Gögendienst ehrwürdiger machen könnte, und als wenn der Griechische Unsinn besser wäre, als der Deutsche.

Die *Irmen säule* war nicht die einzige Gottheit der Sachsen. Man hat unter einem ihrer Gözenbilder folgende Inschrift gefunden: Ich war ehemals Herzog der Sachsen, und bin ihr Gott geworden. *Angelus* behauptet, sie hätten die Sonne unter der Gestalt eines Kopfes mit Stralen angebetet, und von diesem Gözenbilde habe die Stadt *Sonnenburg*, wo es aufgestellt gewesen sei, ihren Namen bekommen. Eben der Schriftsteller sagt ferner, sie hätten auch die Be-

Venus in halbnackter Gestalt angebetet, die in der linken Brust einen Pfeil, und drei kleinere Grazien um sich her gehabt habe. Diese Göttin ward Magath, d. i. Jungfrau, genannt; und Angelus *) versichert: Magdeburg, wo sie Altäre hatte, sei nach ihr benannt worden. Wirklich sah man in dieser Stadt, ehe Tilly sie zerstörte, noch Trümmer von dem Tempel derselben. Das Merkwürdigste in der Verehrung, welche die Sachsen der genannten Göttinn erwiesen, scheinen die Spiele, die ihr zur Ehre gehalten wurden. Diese bestanden in Tourmieren, welche alle junge Leute aus den benachbarten Flecken hielten. Man legte dabei in die Hände der Richter eine Summe Geldes nieder, um damit ein junges Mädchen auszusteuern, das dem als Preis zur Ehe gegeben ward, der ihn im Lanzengefecht davon getragen hatte. Diese Spiele wurden, wie die Magdeburgischen Annalen bezeugen, als Ueberreste des Heidenthums noch in den Jahren 1279 und 1387 gehalten.

Als sich die Reichthümer vermehrten, schlich sich Luxus in die Religion ein. In alten Zeiten waren die Völker der Meinung, es sei nicht schicklich, die Götter in Tempel zu setzen, welche Menschenhände erbauet hätten; und man betete sie also in heiligen Hainen an. Aber so wie die Sitten milder wurden, bezogen die Götter Städte **). Indes ward die alte Gewohnheit nicht ganz abgeschafft; denn man findet, daß Karl der Große den Sach-

*) Magdeburgische Annalen.

Fried. II Werke. 1 Th.

**) Lindenbrog.

sen verbot, Eichen anzubeten und mit Opferblut zu besprengen.

Die Priester jener Zeiten waren listiger und betrügerischer, als das Volk *). Außer ihrem Priesterthum, trieben sie noch eine dreifache Scharlatanerie: sie schmiedeten Orakel, und gaben sich mit Sterndekreterei, desgleichen mit Arzneikunde ab. So vielerlei List war nicht einmal nöthig, um das schwachköpfige und rohe Volk zu täuschen. Auch hielt es sehr schwer, eine Religion zu vernichten, die durch so mancherlei Aberglauben Wurzel gefaßt hatte. Ganz Deutschland hing noch am Göddienst, als Karl der Große und nach ihm Heinrich der Vogler es unternahmen, die darin wohnenden Völker zu bekehren. Nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang es ihnen nur dadurch, daß sie den Göddienst in Strömen vergossenen Menschenblutes ersäufeten.

Zweiter Abschnitt.

Bekehrung der Völker zum Christenthum; und von dem Zustande der Katholischen Religion in Brandenburg.

Alle Völker haben die Thorheit, den Adel ihrer Gesehe, ihrer Gebräuche und ihrer Religion durch ihr Alterthum beweisen zu wollen. Die Deutschen begnügen sich nicht damit, den Griechen ihre Götter zu entwenden, sondern wollen auch für eben so alte Christen gelten, wie die übrigen Europäischen Nationen. Sie

*) Freinsheim und Schmidt.

fanden im Heiligen Hieronymus ich weiß nicht welche Stelle, worin nach Stephorst's und Smitius Vorgeben, gesagt wird: Der Apostel Thomas habe in Nord-Deutschland das Evangelium gepredigt. So muß er denn weiter nichts als Unglauben gepredigt haben; denn das Volk blieb noch lange Zeit nach ihm heidnisch.

Was man auch sagen mag — es findet sich vor den Zeiten Karl's des Großen*) in Brandenburg keine Spur von dem Christenthum. Als dieser Kaiser über die Sachsen und Brandenburger verschiedene Siege davon getragen hatte, schlug er sein Lager zu Wolmirstädt, bei Magdeburg, auf**), und bewilligte den unterjochten Provinzen nur unter der Bedingung den Frieden, daß sie das Christenthum annehmen sollten. Ohnmacht, einem so schrecklichen Feinde zu widerstehen, und Furcht vor Drohungen, trieben diese Völker nach dem Kaiserlichen Lager, um sich daselbst taufen zu lassen; aber Sicherheit führte in Kurzem sie Alle zum Gögendienste zurück, sobald nur der Kaiser mit seiner Armee sich aus ihrer Nachbarschaft entfernt hatte.

Kaiser Heinrich der Vogler triumphirte endlich nach dem Beispiele Karl's des Großen, über die Völker an den Ufern der Elbe und der Oder; und diese wurden, nach vielem Blutvergießen, unterjocht und bekehrt; die Christen vernichteten aus Eifer die Gözenbilder des Heidenthums, so daß uns beinahe gar keine Spur davon übrig geblieben ist.

*) Im achten Jahrhundert.

**) Heinrich Meibom.

Die leeren Blendcn dieser Götzenbilder wurden mit Heiligen von allen Arten angefüllt, und es folgten neue Irthümer auf die alten.

Ungefähr im Jahre 949 stiftete Kaiser Otto I die Bisthümer Brandenburg und Havelberg *). Wahrscheinlich glaubte er, hierdurch der Abgötterei, zu der die Nation geneigt war, einen Damm entgegen zu setzen: eben so wie die Fürsten bei neuerobernten Städten Citadellen bauen, um die Einwohner gelehriger zu machen und sie von Empörung abzuhalten.

Als Brandenburg einmal zum Christenthum bekehrt war, verfiel es bald in die Ausschweifungen eines falschen Religionseifers: es machte sich zu gleicher Zeit dem Papste, dem Kaiser, und seinem Regenten, dem Markgrafen, zinsbar. Nicht lange, so bereuete das Volk seine Albernheit: es bedauerte seine Götzenbilder, diese handgreiflichen Gegenstände seiner Verehrung, die ihm weit weniger lästig waren, als der Tribut, den es jährlich dem Papste bezahlte, ohne diesen jemals zu sehen. Liebe zur Freiheit, Gewalt eines alten Vorurtheils, und Interesse — Alles führte das Volk zu seinen falschen Göttern zurück. Mistevojus, König der Wenden, stellte sich an die Spitze der wieder auflebenden heidnischen Parthei, verjagte den Markgrafen Dietrich von Brandenburg, und stellte dann den alten Religionsdienst wieder her.

Nun ward das Christenthum zum drittenmal durch Krieger in Brandenburg eingeführt. Die

*) Angelus.

triumphirende Katholische Religion zeigte sich jetzt ohne allen Zwang, und zog die größten Aergernisse nach sich. Die Bischöfe waren unwissend, grausam, ehrsüchtig und überdies kriegerisch; sie zogen in Person gegen die Markgrafen und andre Nachbarn zu Felde, plünderten, sengten und brennten in der umliegenden Gegend, und maßten sich, ungeachtet eines so mit Lastern besetzten Lebens, eine unumschränkte Macht über die Gewissen an.

Dergleichen Unordnungen waren damals ganz gemein, und die Geschichte erzählt sehr viele Beispiele davon. Ich will nur zweie anführen. Im Jahre 1278 bekriegte der Erzbischof Günther von Magdeburg den Markgrafen Otto, mit dem Beinamen der Bogenschütze, und nöthigte ihn, sich mit einer Summe von sieben tausend Mark Silbers wieder loszukaufen *). Im Jahre 1391 bemächtigte sich der Erzbischof Albrecht, der immer Waffen trug, des Herrn von Bredow, Generalgouverneurs von der Mark, nahm die Stadt Rathenau ein, drang, in einer Hand die Fackel, in der andern das Schwert, längs der Havel vor, und verheerte so das ganze Land.

Die grobe Unwissenheit, worin die Völker des dreizehnten Jahrhunderts lebten, war ein Boden, auf welchem der Aberglaube gedeihen mußte. Auch fehlte es nicht an Wundern, oder an irgend einer Betrügerei, die das Ansehen der Priester befestigen konnte.

*) Köfel.

Löfel erzählt ganz ernsthaft: als der Fürst Otto von dem Erzbischofe von Magdeburg wegen geringfügiger Ursachen in den Bann gethan worden sei, habe er sich über diese Kirchenstrafe lustig gemacht; aber das sei ihm übel bekommen, und er in sich gegangen, als er gesehen, daß hungrige Hunde kein Fleisch von seinem Tische hätten anrühren wollen. Diese Hunde waren ohne Zweifel orthodox. Leider ist die Race ausgegangen.

Wunderthätige Marien- und andre hülfreiche Heiligenbilder, desgleichen die Reliquien der Heiligen, hatten damals eine ganz besondere Kraft^{*)}. Unter andern war das Blut zu Belzig sehr berühmt, womit es sich auf folgende Art verhielt. Eine Schenk-
wirthin in dieser Stadt stahl eine geweihte Hostie, und vergrub sie unter einer Tonne in ihrem Keller, damit sie ihr Bier desto besser absetzen möchte. Sie empfand Reue hierüber, (denn Gastwirthinnen haben ein zartes Gewissen,) und zeigte ihr Verbrechen dem Pfarrer an. Dieser kam nun in Procession mit seinem ganzen priesterlichen Pomp, um die Hostie auszugraben. Als man das Grabscheit in die Erde stieß, siehe! da quoll Blut hervor, und jedermann schrie: Mirakel! Der Betrug war zu plump, und man wußte, daß die Wirthin Ochsenblut dahin gegossen hatte. Indes machten diese Wunder doch Eindruck bei dem Volke. Aber das war noch nicht genug. Der Römische Hof suchte immer seine Herrschaft unter dem Schatten der Altäre zu erweitern, und vernachlässigte kein Mittel, das ihn dahin füh-

*) Brandenburgische Annalen 1244.

ren konnte. Im dreizehnten Jahrhundert entstanden die meisten geistlichen Orden; der Papst stiftete in Deutschland, und also auch in Brandenburg, so viele als er nur konnte, und zwar unter dem Vorwande, das Volk dadurch in dem Christenthum zu befestigen. Menschenfeinde, Müßiggänger, Träge, und alle Arten von Leuten, die sich in der Welt entehrt hatten, flohen zu diesen heiligen Freistätten, und machten den Staat an Unterthanen arm, indem sie sich der menschlichen Gesellschaft entzogen und dem Segen entsagten, den Gott unsern ersten Eltern gab. Sie waren den Bürgern zur Last, da sie nur von Almosen lebten, oder unrechtmäßige Erwerbungen machten. Aber, obgleich diese Stiftungen den Gesetzen der menschlichen Gesellschaft und der Politik gleich sehr zuwider waren, so führte der Papst sie doch in ganz Europa ein, und brachte es ohne Widerstand dahin, daß er, auf Kosten aller Fürsten, ein mächtiges Heer von Priestern errichtete, und in Ländern, über die er gar keine Souverainetätsrechte hatte, starke Besatzungen halten konnte. Doch — in jenen Zeiten waren die Nationen erdummt, die Fürsten schwach, und die Religion triumphirend.

Wenn einmal das Christenthum tiefe Wurzeln geschlagen hat, so bringt es Fanatiker von jeder Art hervor. Die Pest verheerte im Jahre 1351 Brandenburg *); und dies war genug, den Aberglauben ausschweifend zu machen. Um den Zorn des Him-

*) Kramer, Baronius, Köbel.

mels zu stillen, taufte man Juden mit Gewalt, verbrannte Andere, hielt Processionen, und that Gesübde zu wunderthätigen Bildern. Da die Einbildungskraft einmal durch so viele thörichte und wunderliche Erfindungen erhist war, erzeugte sie endlich den Orden der Flagellanten. Dies waren melancholische, mißsüchtige Christen, die sich bei öffentlichen Processionen mit Drathruthen geißelten. Der Papst verabscheute indeß diese unnatürlichen Zerfleischungen, und hob den Orden mit seinen Mißbräuchen wieder auf.

Man richtete die Andacht des Volkes auf mildere Gegenstände. Papst Johannes XXII. legte in Brandenburg Ablass-Komtore an, und die Augustiner handelten mit diesen Indulgenzen, deren Gewinn sie dann nach Rom schickten. Die Wunder wurden am Ende so häufig, daß die Schriftsteller erzählen: im Jahre 1500 habe es auf jedermann im Freien rothe und weiße Kreuze geregnet; ja, man fand dergleichen sogar im Brote, und sah dies als ein Anzeichen von großem Unglück an *).

Das Jahrhundert, welches Leo X. in Italien dadurch berühmte, daß er daselbst die schönen Künste und die Wissenschaften wieder auferweckte, die so lange in Unwissenheit und schlechtem Geschmacke begraben gelegen hatten — dies Jahrhundert, sage ich, war für die Nationen diesseits der Alpen nicht so berühmt. Deutschland war noch in der tiefsten Unwissenheit versunken, und schmachtete unter einer ganz barbarischen Regierung. Es gab keine Sit-

*) Löffel's Brandenburgische Annalen.

ten, keine Kenntnisse; und die menschliche Vernunft blieb, da sie des Lichtes der Philosophie beraubt war, in ihrem Stumpfsinn erdummt. Geistlichkeit und Volk befanden sich in diesen Stücken in gleichem Fall, und hatten einander nichts vorzuwerfen.

Zu dieser Zeit, wo die Priester die Leichtgläubigkeit des Volkes so plump mißbrauchten, wo sie sich der Religion bedienten, um sich zu bereichern, wo die Geistlichen das ärgerlichste Leben führten — zu dieser Zeit unternahm es ein bloßer Mönch, so viele Mißbräuche abzuschaffen. Er gab durch sein Beispiel den Menschen den Gebrauch der Vernunft wieder, der ihnen so viele Jahrhunderte hindurch untersagt gewesen war; und ihr Geist, der durch die wiedererlangte Freiheit Muth bekam, erweiterte den Kreis seiner Kenntnisse von allen Seiten.

Dritter Abschnitt.

Von der Religion unter der Glaubensverbesserung.

Ich will das Reformations-Werk nicht von Seiten der Theologie und der Geschichte betrachten. Die Glaubenslehren der verbesserten Religion und die Begebenheiten, die sie veranlaßt hat, sind so bekannt, daß es nicht der Mühe werth ist, sie zu wiederholen. Eine so große und so sonderbare Revolution, die beinahe das ganze Staatssystem von Europa änderte, verdient mit philosophischen Augen betrachtet zu werden.

Die katholische (christliche, nachher in katholische ausgeartete) Religion, die sich auf den Trümmern der jüdischen und der heidnischen erhoben hatte, dauerte nun schon beinahe funfzehnhundert Jahre fort. Sie zeigte sich, als man sie verfolgte, demüthig und sanft, ward aber, als sie gegründet war, stolz, und verfolgte nun ihrer Seits. Alle Christen waren dem Papste unterworfen, den sie für unfehlbar hielten; und dieser bekam dadurch eine weiter ausgebreitete Gewalt, als irgend ein noch so despotischer Souverain. Gegen eine so fest gegründete Macht lehnte sich ein ganz unbedeutender Mönch auf, und nun warf halb Europa das römische Joch ab.

Alle die Ursachen, die zu dieser außerordentlichen Veränderung beitrugen, waren schon lange vor dem Ausbruche vorhanden gewesen, und hatten die Menschen schon im Voraus zu dieser Entwicklung vorbereitet. Die christliche Religion war so ausgeartet, daß man die Charaktere ihrer ersten Stiftung gar nicht mehr an ihr erkannte. Bei ihrem Entstehen konnte die Heiligkeit ihrer Moral nicht übertroffen werden; aber der Hang des menschlichen Herzens zu Verderbniß entstellte sie in der Ausübung bald. So sind die reinsten Quellen des Guten der Grund aller Arten von Uebeln für die Menschen geworden!

Eben die Religion, welche Demuth, Menschenliebe und Geduld lehrte, setzte sich mit Feuer und Schwert fest. Die Diener der Altäre, welche

Heiligkeit und Armuth zum Loose haben sollten, führten ein ärgerliches Leben; sie erwarben sich Reichthümer, wurden ehrfüchtig, und einige von ihnen sogar mächtige Fürsten. Der Papst, der ursprünglich von den Kaisern abhing, maßte sich die Macht an, diese ein- und abzusetzen; er bligte mit dem Bannstral, belegte Königreiche mit dem Interdikt, und ging so ungeheuer weit, daß endlich die Welt sich auf irgend eine Art gegen so viele Mißbräuche empören mußte.

Die Religion veränderte sich eben so, wie die Sitten: sie verlor von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr von ihrer Einfachheit, und ward durch die viele Schminke unkenntlich. Alles, womit man sie vermehrte, war nur ein Werk der Menschen, und folglich so vergänglich, wie diese. Auf dem Nicäischen Concilium (im Jahre 325) ward der Sohn in der Gottheit dem Vater für gleich erklärt *); nun kam zu diesen beiden Personen noch der Heilige Geist hinzu, und die Dreieinigkeit war da. Das Toledanische Concilium (im Jahre 400) verbot den Priestern die Ehe; indeß unterwarfen sie sich dem Willen der Kirche nicht eher, als im dreizehnten Jahrhundert. Das Tridentinische Concilium machte hinterher aus jener Verordnung eine Glaubenslehre.

Das zweite Nicäische Concilium (im Jahre 786) autorisirte den Bilderdienst, und die Väter des Tridentinischen, das im Jahre 1545 gehalten ward, setzten die Transsubstantiation fest. Die theo-

*) Origenes und der H. Justin waren dieser Meinung nicht. Der Letztere sagt in seinem Dialog: der Sohn sei dem Vater an Größe nicht gleich.

logischen Schulen behaupteten die Unfehlbarkeit des Papstes schon, seitdem die Bischöfe von Rom und von Konstantinopel mit einander stritten. Einige Einsiedler stifteten religiöse Orden, und brachten ein Leben, das sie in Thätigkeit zum Besten der menschlichen Gesellschaft hätten hinbringen sollen, ganz in Beschaulichkeit zu. Die Klöster vervielfältigten sich bis ins Unendliche, und es ward ein großer Theil der Menschheit darin begraben. Endlich erfand man alle Arten von Betrügereien, um die Treuherzigkeit des großen Haufens zu überlisten; und falsche Wunder wurden beinahe alltäglich.

Indeß, durch Veränderungen in den Gegenständen des Glaubens konnte die Reformation nicht bewirkt werden. Von den denkenden Köpfen richteten die meisten ihren Scharfsinn auf die Seite des Eigennuzes und des Ehrgeizes; nur wenige kombiniren abstrakte Begriffe, und noch weniger denken tief über so wichtige Gegenstände nach. Das Volk aber, der ehrwürdigste, zahlreichste und unglücklichste Theil der menschlichen Gesellschaft, nimmt die Eindrücke an, die man ihm giebt.

Mit der tyrannischen Gewalt, welche die Geistlichkeit über die Gewissen ausübte, verhielt es sich nicht so. Die Priester beraubten die Menschen ihres Vermögens und ihrer Freiheit. Diese Sklaverei, die mit jedem Tage drückender ward, erregte schon Murren. Der stumpfsinnigste Mensch bemerkte, sobald er nur Gefühl hat, eben so wie der geistvolle, das Uebel, das er duldet. Alle streben

nach ihrem Wohl: sie ertragen wohl eine Zeit; aber endlich reißt ihre Geduld.

Schon die Bedrückung, welche so viele Völker erlitten, würde unfehlbar eine Reformation veranlaßt haben, wenn auch die Römische Klerisei, in deren Innerem Uneinigkeit heftig wüthete, dadurch, daß sie die Fahne der Empörung gegen den Papst aufsteckte, nicht selbst die Lösung zur Freiheit gegeben hätte. Die Waldenser, die Wiclefiten und Hussiten hatten schon angefangen, sich zu regen; aber Luther und Calvin, die eben so muthig und in günstigeren Zeiten geboren waren, brachten endlich das große Werk ganz zu Stande.

Die Augustiner waren im Besiz des Ablass-Handels; nun gab aber der Papst den Dominikanern den Auftrag, Ablass zu predigen: und dies erregte unter beiden Orden einen wüthenden Streit. Die Ersteren deklamirten gegen den Papst; Luther, der zu ihrem Orden gehörte, griff die Mißbräuche der Kirche mit Heftigkeit an, und zerriß mit kühner Hand einen Theil von der Binde des Aberglaubens. Er ward bald das Oberhaupt einer Parthei; und da seine Lehre die Bischöfe ihrer Pfründen, und die Klöster ihrer Reichthümer beraubte, so folgten die Fürsten haufenweise diesem neuen Befehrer.

Die Religion bekam damals eine neue Gestalt, und näherte sich ihrer alten Einsalt um vieles. Hier ist nicht der Ort zu untersuchen, ob es nicht besser gewesen wäre, ihr mehr Pomp und Aeußeres zu lassen, damit sie dem Volke, das nur durch die Sinne

Eindrücke bekommt und nur nach ihnen urtheilt, ehrwürdiger wäre. Wie es scheint, paßt ein ganz geistiger, und so prunkloser Gottesdienst, wie der protestantische, nicht für materielle und rohe Menschen, da sie sich mit ihren Gedanken nicht bis zur Anbetung der erhabensten Wahrheiten ausschwingen können.

Die Reformation war der Welt und besonders den Fortschritten des menschlichen Geistes nützlich. Die Protestanten, die nun über die Gegenstände des Glaubens nachdenken mußten, machten sich auf einmal von den Vorurtheilen ihrer Erziehung los, und sahen sich nun in Freiheit, sich ihrer Vernunft zu bedienen, die den Menschen zur Führerin gegeben ist, und von der sie wenigstens bei dem wichtigsten Gegenstände ihres Lebens Gebrauch machen sollten. Die Katholiken mußten ißt, da man sie lebhaft angrif, sich vertheidigen; die Geistlichen studierten nun, und rissen sich aus der dicken und schimpflichen Unwissenheit, in der sie fast allgemein versunken waren.

Gäbe es nur Eine Religion in der Welt, so würde sie stolz und ohne alle Gränzen despotisch seyn. Die Geistlichen wären in diesem Falle Tyrannen, die ihre Strenge an dem Volke ausließen, und nur gegen ihre eigenen Verbrechen Nachsicht hätten. Glaube, Ehrsucht und Politik würden ihnen die ganze Erde unterwerfen. Gegenwärtig, da es ihrer mehrere giebt, entfernt sich keine der Sekten von den Wegen der Mäßigung, ohne es zu bereuen. Das Beispiel der Reformation ist ein

Jaum, der den Papst verhindert, sich seiner Ehrsucht zu überlassen; und er besürchtet nun mit Recht den Abfall seiner Kirchenglieder, wenn er seine Macht mißbrauchte. Auch ist er mit dem Kirchenbanne behutsamer, seitdem ein solcher Schritt ihm Heinrich VIII, und das Königreich England entrissen hat. Die katholische und die protestantische Geistlichkeit beobachten einander mit gleicher Neigung zu tadeln; nun sind beide genöthigt, wenigstens äußern Anstand zu beobachten: und so bleibt Alles in Gleichgewicht. Wohl ihnen, wenn Parteigeist, Fanatismus und übermäßige Verblendung sie nie in Kriege stürzen, deren Charakter Wuth ist, und die von Christen nie geführt werden sollten!

Betrachtet man die Religion bloß von Seiten der Staatsklugheit, so scheint die Protestantische den Republiken, so wie den Monarchieen, am angemessensten. Sie verträgt sich am besten mit dem Geiste der Freiheit, der das Wesen der ersteren ausmacht; denn in einem Staate, wo man Kaufleute, Feldarbeiter, Handwerker, Soldaten, mit Einem Worte: Unterthanen, braucht, sind Bürger, die das Gelübde thun, das menschliche Geschlecht nicht fortzupflanzen, ganz gewiß schädlich.

In Monarchieen ist die protestantische Religion, da sie von Niemand abhängt, gänzlich der Regierung unterworfen. Die Katholische hingegen bildet in dem weltlichen Staate des Fürsten einen geistlichen, allmächtigen, an Komplotten und

Nänten fruchtbaren; ihre Priester, welche die Gewissen beherrschen und nur den Papst als Oberherrn anerkennen, haben mehr Herrschaft über das Volk, als dessen Regent; und durch die Geschicklichkeit, die Sache Gottes mit dem Ehrgeize der Menschen zu vermischen, ist der Papst oft mit den Fürsten in Streitigkeiten über Dinge gewesen, die ganz und gar nicht in das Gebiet der Kirche gehören.

In Brandenburg und in den meisten Provinzen von Deutschland trug das Volk das Joch der Römischen Klerisei mit Ungebuld. Dies war für so wenig begüterte Länder eine zu lästige Religion; das Fegfeuer, die Messen für Todte und für Lebende, das Jubiläum, die Annaten, die Indulgenzen, die erlässlichen und die Todsünden, die Büssungen die man in Geld verwandeln konnte, die Ehesachen, die Gelübde, die Opfer — dies alles waren lauter Auflagen, die der Papst von der Leichtgläubigkeit erhob, und durch die er so sichere Einkünfte hatte, als Spanien von Mexiko. Diejenigen, welche sie entrichteten, waren erschöpft und mißvergnügt; folglich bedurfte es nicht einmal augenscheinlicher Argumente, um sie zur Annahme der Reformation zu bewegen. Sie schrieten gegen die Geistlichkeit, die sie unterdrückte; nun kam ein Mann, der sie davon zu befreien versprach, und sie folgten ihm.

Joachim II. war der erste Kurfürst, der die Lutherische Religion annahm. Seine Mutter, eine Prinzessin von Dänemark, theilte ihm ihre Gesinnungen mit; denn die neue Lehre war bis nach dem ge-

genannten Königreiche vorgebrungen, ehe man sie in Brandenburg angenommen hatte. Das ganze Land folgte dem Beispiele des Fürsten, und ward protestantisch. Matthias von Jagow, Bischof von Brandenburg, theilte im Kloster der schwarzen Mönche, das nachher die Berlinische Domkirche ward, das Abendmahl unter beiderlei Gestalten aus. Joachim II. that sich unter seiner Parthei vorzüglich hervor, theils durch Kontrovers-briefe, die er an den König von Polen schrieb, theils, wie die Geschichtschreiber erzählen *), durch beredte Vorträge, die er auf dem Reichstage zu Augsburg zum Besten der Protestanten hielt.

Die Reformation konnte nicht alle Irrthümer zerstören. Ob sie gleich dem Volke über eine unendliche Menge von Aberglauben die Augen öffnete, so behielt sie doch vielen andren bei. Einen so unbegreiflichen Hang zum Irrthum hat der menschliche Geist! Luther, der nicht an das Fegfeuer glaubte, nahm doch in seinem System Gespenster und Teufel an; er behauptete sogar: Satan sei ihm zu Wittenberg erschienen; er habe ihn aber dadurch, daß er ihm ein Zintesaß an den Kopf geworfen, verbannt. Es gab damals fast keine Nation, die nicht von solchen Vorurtheilen angesteckt war; der Hof und um so mehr auch das Volk, hatten den Kopf voll Herereien, Wahrsagungen, Gespenster und Teufel. Im Jahre 1553 mußten zwei alte Frauen die Feuerprobe aushalten, um sich von der Anklage der Zauberei zu reinigen. Der Hof hatte seine Sterndeuter. Einer von diesen prophezeihete bei Johann Sigismund's Geburt: dieser Fürst werde glücklich sein, weil man zu gleicher Zeit in der Kassiopeja einen neuen

*) Löffels Brandenburgische Annalen.

Stern entdeckt hatte. Der Astrologe sagte indeß nicht voraus, daß Johann Sigismund reformirt werden würde. Er that diesen Schritt um die Holländer zu gewinnen, deren Beistand ihm nützen konnte, seine Rechte auf das Herzogthum Kleve auszuführen. — Seitdem Luther eine Kirchenspaltung verursacht hatte, wandten die Päpste und die Kaiser alle nur mögliche Bemühungen an, eine Wiedervereinigung zu bewirken. Die Theologen von beiden Partheien hielten bald in Augsburg, bald in Thorn Konferenzen; und auf jedem Reichstage nahm man Religionsgegenstände vor. Doch alle diese Versuche waren unnütz. Es entstand endlich ein grausamer und blutiger Krieg, der sich zu verschiednen malen legte und wieder ausbrach. Die Ehrsucht der Kaiser, welche die Freiheit der Fürsten und das Gewissen der Völker unterdrücken wollten, entzündete ihn oft von neuem; doch Frankreichs Eifersucht, und Gustav Adolph's Ehrgeiz retteten Deutschland und die Religion von dem Despotismus des Hauses Oesterreich. Die Kurfürsten von Brandenburg verfahren bei diesen Unruhen mit Weisheit: sie waren gemäßigt und duldsam. Friedrich Wilhelm, der durch den Westphälischen Frieden Provinzen mit Katholischen Unterthanen bekommen hatte, verfolgte diese nicht; er erlaubte sogar einigen Jüdischen Familien, sich in seinen Staaten wohnhaft zu machen, und bewilligte ihnen Synagogen. Friedrich I. befahl bisweilen, die Katholischen Kirchen zu verschleissen, um wegen der Verfolgungen, die der Kurfürst von der Pfalz gegen seine protestantischen Unterthanen ergehen ließ, Repressalien zu gebrauchen; aber immer bekamen die Katholiken die freie Religionsübung wieder. Die Reformirten machten verschiedene Versuche, die Lutheraner in Brandenburg zu

verfolgen. Sie benutzten des Königs für sie günstige Stimmung, um in Dörfern, wo bisher lutherische Prediger gewesen waren, reformirte anzusehen. Dies beweist hinlänglich, daß die Religion die Leidenschaften der Menschen nicht ausrottet, und daß die Kirchendiener, welches Glaubens sie auch sein mögen, immer bereit sind, ihre Gegner zu unterdrücken, sobald sie sich für die Stärkeren halten.

Zur Schande des menschlichen Verstandes muß man gestehen, daß zu Anfange eines so aufgeklärten Jahrhunderts, wie das achtzehnte, sich noch alle Arten von lächerlichem Aberglauben erhalten hatten. Vernünftige, so wie schwachköpfige Leute glaubten noch an Gespenster. Nach einer gewissen Volksfage, sollte sich jedesmal, wenn der Tod eines Prinzen aus dem fürstlichen Hause nahe war, eine weiße Frau sehen lassen. Der verstorbene König ließ einen Elenden, der die Gespenster-Rolle gespielt hatte, ergreifen und bestrafen. Diese schlimme Aufnahme schreckte die Geister ab; seitdem zeigten sie sich nicht mehr, und das Volk kam aus seinem Irrthum.

Im Jahre 1708 ward eine Frau, die zu ihrem Unglück alt war, als Hexe verbrannt. Diese barbarische Folge der Unwissenheit machte einen sehr lebhaften Eindruck auf den gelehrten Professor Thomafius in Halle. Er überhäufte die Richter und die Hexenprocesse mit Spott, hielt öffentliche Unterredungen über die physischen und natürlichen Ursachen der Dinge, und sprach so laut, daß man sich schämte, noch länger dergleichen Processe zu führen. Seit ihm kam nun das weibliche Geschlecht in Frieden alt werden und sterben. — Von allen Gelehrten, durch welche Deutschland Glanz bekommen hat, haben Leibniz und Thomafius dem menschlichen Geiste die größten Dienste geleistet; sie zeigten ihm den Weg,

auf welchem er zur Wahrheit gelangen kann; sie bestritten alle Arten von Vorurtheilen; beriefen sich in allen ihren Werken auf die Analogie und auf die Erfahrung, (diese beiden Kräfte, an denen wir uns durch die Dohr des Philosophierens fortschleppen) und bekamen eine Menge Schüler.

Unter Friedrich Wilhelm's Regierung wurden die Reformirten friedfertiger, und die Religions-Streitigkeiten hörten auf. Die Lutheraner benutzten diese Stille. Franke, einer von ihren Predigern, legte, ohne selbst etwas dazu herzugeben, in Halle eine Schule an, worin junge Theologen gebildet wurden, und aus der in der Folge ganze Schwärme von Priestern kamen. Diese stifteten eine Sekte von strengen Lutheranern, denen weiter nichts fehlte, als das Grab des Heiligen Paris, und ein Abbe' Decherand, um auf demselben Konvulsionen zu haben. Es sind protestantische Fanatisten, die sich durch ihre mystische Strenge von den andern unterscheiden. Seitdem kamen allerlei Arten von Quäkern zum Vorschein: die Zinzendorfianer, die Gichtelianer, Sekten, von denen eine immer lächerlicher ist als die andre, und die, weil sie die Grundsätze der ersten Kirche zu weit trieben, in sträfliche Mißbräuche verfielen*). Alle diese Sekten leben hier in Frieden, und tragen gleich viel zum Glücke des Staates bei. Es giebt keine Religion, die sich in Ansehung der Moral weit von den übrigen entfernte; sie können folglich der Regierung alle gleich sein. Diese läßt daher jedem die Freiheit, auf welchem Wege er will, zum Himmel zu gehen. Wenn er nur ein guter Bürger ist, mehr verlangt man nicht von ihm. Falscher Religionseifer ist ein Tyrann, der die Provinzen entvölkert; Toleranz aber eine zärtliche Mutter, die sie pflügt und blühend macht.

*) Sie haben Gemeinschaft der Güter, und Gleichheit der Stände. Man sagt sogar, daß sie in ihren Versammlungen sich der Weiber gemeinschaftlich bedienen.

Von
den Sitten, den Gewohnheiten,
der Industrie
und
den Fortschritten des menschlichen Geistes
in Künsten und Wissenschaften.

Um vollkommne Kenntniß von einem Staate zu erlangen, ist es nicht genug, daß man den Ursprung, die Kriege, die Traktaten, die Regierung, die Religion desselben und die Einkünfte seines Fürsten kennt. Freilich sind dies die Hauptgegenstände, welche die Geschichte mahlt; aber es giebt noch andre, die, ohne so ins Auge zu fallen wie die ersten, doch um nichts weniger nützlich sind. Dahin rechnen wir Alles, was auf die Sitten der Einwohner Beziehung hat, z. B. den Ursprung neuer, und die Abschaffung alter Gebräuche; das Entstehen des Kunstfleißes und die Quellen aus denen er entspringen ist; die Ursachen, welche die Fortschritte des menschlichen Geistes beschleunigt oder verzögert haben; und besonders das, was den Genius der Nation, von der man spricht, am meisten charakterisirt. Diese Gegenstände werden den Staatsmann und den Philosophen zu allen Zeiten interessiren; und wir behaupten dreist, daß dergleichen specielle Nachrichten für die Würde der Geschichte keinesweges unschicklich sind.

Wir legen dem Leser in diesem Werke nur eine Auswahl von den auffallendsten Zügen vor, die den Genius der Brandenburger in jedem Jahrhundert

am stärksten charakterisiren. Aber wie sehr sind diese Jahrhunderte von einander unterschieden! Nationen, die ein unermessliches Meer trennt, und die unter entgegen gesetzten Himmelsstrichen wohnen, weichen in ihren Gewohnheiten nicht stärker von einander ab, als die Brandenburger von sich selbst, wenn wir die zu Tacitus Zeiten mit denen unter Heinrich dem Vogler, diese mit denen unter Johann Cicero, und auch diese wieder mit den Einwohnern des Kurfürstenthums unter Friedrich, dem ersten Könige von Preussen, vergleichen.

Der große Haufe der Menschen wird durch die unendliche Mannichfaltigkeit der Gegenstände zerstreuet, und sieht die Zauberalaterne der Welt ohne Nachdenken an. Er hat auf die successiven Veränderungen in den Gebräuchen eben so wenig Acht, als die Einwohner einer großen Stadt auf die Verwüstungen, welche der Tod täglich darin anrichtet, wenn er nur den kleinen Kreis von Personen verschont, mit denen sie am meisten in Verbindung stehen. Und doch findet man, nach einer kurzen Abwesenheit, bei der Zurückkunft andre Moden, so wie andre Einwohner.

Wie belehrend und angenehm ist es, alle vor uns gewesene Jahrhunderte durch die Musterung gehen zu lassen, und dabei zu bemerken, durch welche Verkettung sie mit unsren Zeiten zusammenhängen! Eine Nation in ihrer plumpen Stupidität betrachten, sie bei ihren Fortschritten verfolgen und sie bis dahin begleiten, wo sie civilisirt geworden

ist — das heißt, den Seidenwurm in allen seinen Verwandlungen, als Puppe und als Schmetterling, studieren.

Aber wie demüthigend ist dieses Studium! Es zeigt sich daraus nur zu deutlich, daß ein unwandelbares Naturgesetz die Menschen nöthigt, erst durch viele Ungereimtheiten zu etwas Vernünftigem zu kommen. Wenn wir bis zu dem Ursprunge der Nationen zurückgehen, so finden wir sie alle gleich barbarisch. Einige sind mit langsamen Schritten und durch viele Umwege, andre in schnellem Fluge, aber alle auf verschiedenen Bahnen, zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit gelangt. Auch haben die Geschliffenheit, die Industrie und alle Künste in den verschiedenen Ländern, wohin sie verpflanzt worden sind, einen Geschmack bekommen, der den Boden verräth und sich nach dem unauslöschlichen Charakter jeder Nation richtet. Noch stärker läßt dies sich bemerken, wenn man Schriften liest, die in Padua, London oder Paris geschrieben sind: man kann sie leicht von einander unterscheiden, auch wenn sie einerlei Gegenstand betreffen, doch die Mathematik ausgenommen.

Die unendliche Verschiedenheit welche die Natur in diese allgemeinen und besondren Charaktere legt, ist ein Kennzeichen ihres Ueberflusses, aber zugleich auch ihrer Sparsamkeit; denn obgleich von den unzähligen Nationen, welche den Erdboden bedecken, jede ihren verschiednen Genius hat, so scheinen doch gewisse Züge, welche sie von einander unterscheiden,

unveränderlich zu sein. Jedes Volk hat einen Charakter für sich, der nach der mehreren oder wenigern Erziehung, die es bekam, anders modificirt sein kann, dessen Grundzüge aber unauslöschlich sind. Diese Meinung könnten wir leicht durch physische Gründe unterstützen, wenn wir uns von unserm Gegenstande entfernen wollten. Daraus folgt denn, daß noch nie Fürsten die Denkungsart der Völker ganz verändert, und daß sie die Natur nicht haben zwingen können, große Männer zu schaffen, wenn sie selbst es nicht wollte. Die Arbeiten in den Bergwerken sind wohl ihrem Befehl unterworfen, aber nicht die ergiebigen Adern. Diese öffnen sich auf einmal, und geben reiche Ausbeute; aber sie verlieren sich auch wieder, und gerade, wenn man sie mit der meisten Begierde verfolgt.

Wer den Tacitus und Cäsar gelesen hat, kennt die Deutschen, die Franzosen und die Engländer noch an denen Farben, mit denen sie von jenen Schriftstellern geschildert werden. Achtzehn Jahrhunderte haben diese Züge nicht auslöschen können; wie könnte es also Eine Regierung thun? Ein Bildhauer kann einem Stücke Holz die Form geben, die ihm gefällt, einen Aesop oder einen Antinous daraus machen, aber nie das Wesen des Holzes ändern. Jedes Volk wird immer gewisse herrschende Laster und Tugenden behalten. Scheinen uns also die Römer unter den Antoninen tugendhafter, als unter dem Tiberius, so kommt es daher, daß jene die Verbrecher streng bestraften. Das Laster

wagte es nicht sein beflecktes Haupt empor zu heben; aber Lasterhafte gab es deshalb um nichts weniger. Fürsten können ihrer Nation wohl einen gewissen Firniß von Geschliffenheit ertheilen, und die Gesetze in ihrer Kraft, so wie die Wissenschaften in der Mittelmäßigkeit erhalten; aber nie werden Sie das Wesen der Dinge ändern: sie setzen zu der herrschenden Farbe des Gemäldes nur eine vergängliche Nuance hinzu.

Davon haben wir zu unsrer Zeit in Rußland ein Beispiel gesehen. Peter I. ließ seinen Russen den Bart abschneiden, befahl ihnen das Ausgehen des Heiligen Geistes zu glauben, ließ einige Französisch kleiden, und sie sogar Sprachen lehren; indeß wird man die Russen noch lange von den Franzosen, den Italiänern und andren Europäischen Nationen unterscheiden.

Nur völlige Verheerung der Staaten, und Wiederbepflanzung derselben durch fremde Kolonien kann, glaub' ich, den Geist einer Nation gänzlich umschaffen. Doch dann ist sie, wohlzumerken, nicht mehr dieselbe Nation; und es wäre auch noch die Frage, ob Lust und Nahrungsmittel mit der Zeit die neuen Einwohner nicht den alten gleich machen würden.

Wir haben es für rathsam gehalten, dieses Kapitel, das die Sitten der Brandenburger betrifft, von der übrigen Geschichte abzusondern, weil wir uns hierin auf Politik und Kriege eingeschränkt haben, und weil diese speciellen Nachrichten von den

Sitten, der Industrie und den Künsten, wenn sie in einem ganzen Werke zerstreuet wären, dem Leser vielleicht entgingen, da er sie statt dessen jetzt unter Einem Gesichtspunkte findet, wo sie für sich allein eine kleine Geschichte ausmachen.

Im Anfange dieser Abhandlung haben mir die lateinischen Schriftsteller, weil es an einheimischen gänzlich fehlt, zu Führern gedient. Löfel, den ich anzuführen oft Gelegenheit haben werde, hat mir in der dunklen Periode der Markgrafen aus den vier ersten Häusern Licht gegeben; und aus den Archiven habe ich Materialien zur Erzählung des Merkwürdigsten aus denen Zeiten bekommen, da das Haus Hohenzollern das Ruhrfürstenthum besessen hat. Und dies führt uns denn bis auf unsre Zeiten.

Erster Zeitraum.

In dem langen Verzeichnisse, das Tacitus von den Völkern Deutschlands giebt, hat er sich in Ansehung der Wörter *Ingeuonen* und *Germanen* geirrt, welche er aus Unkunde der Sprache für Namen besondrer Nationen hielt, da doch jenes *Einwohner* und dieses *Krieger* bedeutet. Wegen der Menge Krieger, von denen Deutschland voll war, bekam es den Namen *Germanien*.

Die ersten Bewohner der Mark waren *Teutonen*, und nach ihnen folgten die *Semnonen*, von denen Tacitus sagt, daß sie die edelsten unter den *Sveven* gewesen sind. In diesen entfernten Zeiten war Deutschland ganz barbarisch. Die ro-

hen und halbwilden Völker hielten sich in Wäldern auf, hatten elende Hütten zu ihren Wohnungen, verheiratheten sich jung, und bevölkerten das Land um so mehr, da die Weiber selten unfruchtbar waren. Die Nation ward immer zahlreicher; und da die Kinder es dabei bewenden ließen, die Felder ihrer Väter zu bauen, und keine andren urbar machten: so konnten diese kleinen Grundstücke selbst in den besten Jahren nicht zum Unterhalt eines so zahlreichen Volkes zureichen, und es mußte also auswandern, um anderswo Nahrung zu suchen. Daher überschwebten denn Barbaren Gallien, Afrika, und selbst das Römische Reich.

Die Germanier waren aus Nothwendigkeit Jäger, und aus Naturtrieb Krieger. Bei ihrer Armuth währten die innerlichen Kriege, die sie mit einander führten, nicht lange; denn es kam nie Interesse dabei ins Spiel. Ihre Heerführer, die nachher ihre Regenten wurden, nannten sich Fürsten, welches von führen herkommt. Sie standen im Ruf wegen ihres hohen Wuchses, und wegen ihres festen, zu den beschwerlichsten Arbeiten abgehärteten Körpers. Ihre Haupttugenden waren Tapferkeit, und Treue in der Erfüllung dessen, was sie versprachen. Sie besangen diese Tugenden in Liedern, welche sie ihre Kinder lehrten, um sie auf die Nachwelt zu bringen.

Selbst die Lateinischen Schriftsteller geben der Tapferkeit der Germanier das rühmlichste Zeugniß, da sie uns die Niederlage des Varus und

einiger andren Römischen Heerführer erzählen. Wenn man schon den Muth einer Nation preist, die bei völlig gleichen Umständen eine andre besiegte — um wie viel mehr muß man nicht die Tapferkeit der Germanier bewundern, die weiter nichts für sich hatten, als Vertrauen in ihre eigne Kräfte, nebst unbiegsamer Hartnäckigkeit den Sieg nicht fahren zu lassen, und die dennoch die Römische Disciplin und die Legionen überwandten, von denen so eben die Hälfte der bekannten Erde unterjocht worden war.

Was auch die meisten Geschichtschreiber sagen mögen, so ist es doch wahrscheinlich, daß die Römer, ungeachtet der Sreven, über die Elbe gegangen sind; denn man hat bei Zossen (sechs Meilen von Berlin) auf einem, achthundert Quadratschritte großen Felde eine Menge Urnen entdeckt, welche Denkmünzen von dem Kaiser Antonin und der Faustina, desgleichen einige Puffsachen der Römischen Damen enthielten. Gewiß ist dieser Platz kein Schlachtfeld; denn die Sreven hätten wohl nicht das Geld ihrer Feinde in die Erde vergraben, um die Leichen derselben zu ehren. Man kann also, dünkt mich, mit Zuverlässigkeit vermuthen, er habe zum Lager für einige abgesonderte Kohorten gedient, welche die Römer über die Elbe hatten gehen lassen, um von den Bewegungen und der Annäherung der Barbaren Nachricht zu bekommen.

Brandenburg ist die älteste Stadt in der Mark. Die Jahrbücher*) setzen die Gründung derselben in

*) Sie sind 1595 gedruckt.

das Jahr der Welt 3588, welches 416 Jahre vor unsrer gewöhnlichen Zeitrechnung sein würde. Sie soll von eben dem Brennus, der Rom zerstört hat, erbauet worden sein, und auch ihren Namen von ihm bekommen haben. In der Dunkelheit jener finstren Zeiten sieht man halb und halb einige Wandalsische Könige, Hoter und Wenzeslaus, die wahrscheinlich ehrfüchtiger und unruhiger waren, als die andren. Weiter findet man in den Jahrbüchern, daß Wittekind, König der Sachsen, Hermanfried, König von Thüringen, und Richmir, König der Franken, ein Bündniß geschlossen, die Semnonen bezwungen und zuerst die eroberten Städte mit Mauern umgeben haben, um das Land in Gehorsam zu halten.

Zweiter Zeitraum.

Karl der Große eroberte endlich Brandenburg im Jahre 781, und Heinrich der Vogler setzte im Jahre 928 Markgrafen, oder Gränz-Statthalter ein, nachdem er die Sachsen, welche diese Gegenden bewohnten, gänzlich unterjocht hatte. Die Sitten wurden unter den Markgrafen milder; aber das Land war sehr arm. Es brachte nur die allernothwendigsten Lebensmittel hervor, und hatte die Industrie seiner Nachbarn nöthig. Da aber niemand die seinige verlangte, so ging mehr Geld aus dem Lande, als hineinkam. Dieses Mißverhältniß im Umlaufe des Geldes, welches sich immer verminderte, machte, daß Alles geringe Preise bekam. Die Lebensmittel waren so wohlfeil, daß

zu den Zeiten des Markgrafen Johann's II. aus dem Hause Askanien der Scheffel Weizen etwa 4 Groschen, der Scheffel Roggen 2, und ein Dutzend Hühner 1 galt.

Die Berliner galten damals für eben so treue, als eifersüchtige Ehemänner. Die Chroniken führen hiervon ein auffallendes Beispiel an*). Unter der Regierung des Ruhrfürsten Otto von Baiern, wollte ein Geheimschreiber des Erzbischofs von Magdeburg sich der öffentlichen Bäder in Berlin bedienen. Auf der Straße begegnete er einer jungen Bürgersfrau, und that ihr im Scherz den Vorschlag, sich mit ihm zu baden. Sie fand sich durch diesen Antrag beleidigt; das Volk rottete sich zusammen; und die Berlinischen Bürger, die keinen Scherz verstanden, schleppten den armen Geheimschreiber nach einem öffentlichen Plage, wo sie ihm dann ohne weiteren Proceß den Kopf abschlugen. Sind sie ja noch jetzt eifersüchtig, so nehmen sie doch ihre Rache auf eine gelindere Art.

Das Land befand sich unter den Fürsten aus den vier ersten Häusern in dem abscheulichsten Elend, und konnte auch nicht herauskommen, da es immer aus einer Hand in die andre ging. Otto von Baiern war im Jahre 1373 genöthigt, das Ruhrfürstenthum dem Kaiser Karl IV. zu verkaufen; und dieser ließ sich nun in Tangermünde nieder, hielt daselbst einen glänzenden Hof, und bauete ein ziemlich geräumiges Schloß, von dem man noch jetzt

*) 26 Kel, im Jahre 1364.

jetzt die Trümmer steht. Zu der Zeit, da Jodo-
fus Brandenburg administrierte, flüchteten sich die
Waldenser, die in Frankreich verfolgt wurden,
nach der Stadt Angermünde, die man deshalb die
Ketherische nannte. Weswegen sie eine Frei-
stätte in Brandenburg suchten, das damals katho-
lisch war, und weswegen sie darin aufgenommen
wurden, da man doch ihre Ketzerei verabscheuete,
läßt sich nicht recht begreifen.

Die Fürsten aus dem Hause Luxemburg be-
drückten das Volk auf die unbarmherzigste Art, und
verpfändeten, wenn sie in Noth waren, das Ruß-
fürstenthum an die, welche ihnen die größten Sum-
men darauf vorschossen. Diese Gläubiger sahen das
unglückliche Land wie eine Hypothek an, verübten,
um sich zu bereichern, alle Arten von Bedrückungen,
und lebten darin auf Discretion, wie in einer feind-
lichen Provinz. Die Landstraßen wurden von Räub-
ern beunruhigt; von Policei wußte man nichts,
und die Gerechtigkeit war untätig. Die Herren
von Anisow und von Holzenborn wurden
endlich unwillig über das verhaßte Joch, das ihr
Vaterland trug, und führten offenbaren Krieg mit
den Unter-Tyrannen, die es bedrückten. In dieser
gänzlichen Verwirrung, und während dieser Art von
Anarchie, seufzte das Volk im Elend; der Adel diente
bald zum Werkzeuge der Tyrannei, bald rächte es sie,
und das Genie der Nation, das durch die Härte der
Esklaverei, und durch die Strenge einer barbarischen
Regierung erdummt war, blieb erstarrt und ohne Leben.

Dritter Zeitraum.

Kaiser Sigismund entwickelte (1415) dieses Chaos, da er Brandenburg und die Ruhewürde dem Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, übertrug. Dieser Fürst forderte die Huldigung von seinen neuen Unterthanen; aber das Volk, das nur grausame Herren kannte, ließ sich nicht ohne Schwierigkeit seiner milden und gesetzmäßigen Regierung unterwerfen. Friedrich I brachte den Adel durch das Schrecken über seine große Kanone, mit der er die Schlösser der Rebellen angriff, zum Gehorsam. Diese Kanone war ein Vierundzwanzigpfünder, worin auch seine ganze Artillerie bestand.

Der Geist des Aufruhrs verlor sich nicht so bald, und die Berlinischen Bürger empörten sich verschiedenemale gegen ihren Magistrat. Friedrich II stillte diese Meutereien durch Sanftmuth und Klugheit. Aus Noth mußte dieser Fürst die Zölle und Geleite von Schiepelbein und Dramburg an Herrn Dionysius von Osten versetzen, um 1500 Gulden zu bekommen, die er zu seiner Reise nach dem Reichstage in Nürnberg brauchte.

In dieser Lage blieben die Umstände bis auf den Ruhesfürsten Johann Cicero, der sich zuerst bemühte, das Volk aus seinem Bldssinn und seiner Unwissenheit zu reißen. Es war in den damaligen Zeiten schon viel, wenn man seine Unwissenheit einsah. Das erste Licht des gesunden Verstandes däm-

merte freilich nur schwach; indeß bewirkte es doch, daß (im Jahre 1506) die Universität zu Frankfurt an der Oder gestiftet ward. Konrad Wimpina, Professor zu Leipzig, der erste Rektor der neuen Universität, setzte ihre Statuten auf; und schon im ersten Jahre ließen sich tausend Studenten in der Matrikel einschreiben.

Joachim Nestor beschützte die Wissenschaften eben so sehr, wie sein Vater, und beförderte dadurch ihre Fortschritte. Dieser Fürst war ein Leo X für Brandenburg: er verstand Mathematik, Astronomie und Geschichte; sprach mit Leichtigkeit Französisch, Italienisch und Lateinisch; liebte die schönen Wissenschaften, und wandte beträchtliche Summen an, um die aufzumuntern, die sich darauf legten.

Man konnte eine Nation, die so viele Jahre hindurch wild gewesen war, nicht in Einem Tage civilisiren; es gehört viele Zeit dazu, ehe ein ganzes Volk den Reiz der Wissenschaften empfinden kann. Die jungen Leute studierten freilich; aber die von reiferen Jahren blieben bei ihrer alten Sitte und bei ihrer Rohheit. Der Adel raubte noch auf den Landstraßen, und die Sittenverderbniß war in Deutschland so allgemein, daß der Reichstag zu Trier, um sie in Zaum zu halten, das Verbot gab, Gott nicht zu lästern und sich nicht denen unmäßigen Ausschweifungen zu überlassen, welche die Menschen bis unter die Thiere erniedrigen.

Um diese Zeit wurden Weinberge in dem Ruhrfürstenthum angelegt. Ein Faß Wein ward damals für dreißig, und der Scheffel Roggen für drei Groschen verkauft. Das Geld fing an, etwas mehr in Umlauf zu kommen. Joachim Nestor ließ sogar einige Gebäude aufführen, unter andern das Schloß zu Potsdam. Jedermann kleidete sich damals in Deutscher Tracht, die ungefähr mit der Altspanischen übereinkommt. Die Männer trugen Wämser und breite Halskrausen; Fürsten, Grafen und Ritter goldne Halsketten; nur Edelleute durften drei goldne Ringe am Halstuche haben: und die Frauenzimmer kleideten sich fast so, wie noch jetzt die Augsburgerinnen, oder die Mädchen in Strassburg.

Man fing endlich an, einen gewissen, mit jenen Zeiten in Verhältniß stehenden, Luxus kennen zu lernen. Aber, daß die Industrie und der Handel diesem Aufwande gemäß Fortschritte gemacht hätten, findet sich nicht; und so bleiben die Vermehrung des Geldes und ihre Ursache, ein schwer aufzulösendes Räthsel.

Seit dem Jahre 1560 bemerkte man einen großen Unterschied in den Ausgaben der Ruhrsürsten. Als Joachim II sich auf den Frankfurter Reichstag begab, den Kaiser Ferdinand im Jahre 1562 zur Wahl eines Römischen Königs zusammen berief, hatte er acht und sechzig Edelleute in seinem Gefolge, und nahm 452 Pferde mit. Nach seiner Zurückkunft von dieser Reise fing man in Berlin an, hoch zu spielen. Diese Mode ging vom Hofe zu

der Stadt über, und man war genöthigt, sie in der letztern zu verbieten, weil einige Bürger in Einem Eise über tausend Thaler verloren hatten.

Die Chroniken erzählen: Joachim II habe bei seiner Vermählung mit Hedwig, der Tochter Sigismund's Königs von Polen, in der Hochzeitzeit vollig gerüstet bei seiner jungen Gemahlin geschlafen; als wenn die zärtlichen Kämpfe der Liebe so fürchterliche Zurüstungen verlangten! — In allen Gebräuchen der damaligen Zeit war eine Mischung von Wildheit und Pracht zu bemerken. Diese Sonderbarkeit entstand daher, daß jenes Jahrhundert aus der Barbarei heraus wollte, aber den rechten Weg, den es suchte, verfehlte. In seiner Rohheit verwechselte es Ceremonien mit Geschlossenheit, Prunk mit Würde, Ausschweifungen mit Vergnügen, Pedanterie mit Gelehrsamkeit, und grobe Platteheiten der Schalksnarren mit sinnreichen Einfällen weiser Köpfe.

Während der Regierung Joachim's II stiftete Albrecht von Preussen die Universität Königsberg.

Der Aufwand vergrößerte sich nun immer mehr. Johann George hielt seinem Vater ein prächtiges Leichenbegängniß, das erste dieser Art, dessen die Geschichte von Brandenburg erwähnt. Neigung zu Feierlichkeiten war die Leidenschaft dieses Fürsten, und er stellte seine Größe sehr gern zur Schau. Die Geburt seines ältesten Prinzen feierte er durch Lustbarkeiten, welche vier Tage lang währten, und in

Turnieren, Schifferstechen, Feuerwerken und Ringelrennen bestanden. Die Herren, welche die vier Quadrillen ausmachten, waren in reich mit Gold und Silber gestickten Sammet gekleidet. Doch unter aller der Pracht blickte der Charakter des Jahrhunderts hervor. An der Spitze jeder Quadrille war ein Stocknarr, der auf eine lächerliche Art ein Horn blies und tausenderlei unsinnige Streiche machte. Der Hof seiner Seits stieg auf den Schloßthurm, um das Feuerwerk zu sehen *). — Als Christian IV, König von Dänemark, durch Berlin reiste, nahm der Kurfürst ihn mit vieler Pracht auf. Er ging ihm, in Begleitung vieler Prinzen, Grafen und Herren, und mit einer Leibwache von dreihundert Mann zu Pferde, entgegen. Der König hielt seinen Einzug in einem schwarz sammetnen mit goldenen Tressen besetzten Wagen, der von acht weißen Pferden mit silbernem Gebiß und Geschirr gezogen ward; und man überhäufte ihn mit Lustbarkeiten im Geschmack der vorhin erwähnten.

Vielleicht trieb man den Luxus zu weit; denn Joachim Friedrich gab Pracht-Gesetze. Er selbst verwendete seine Einkünfte nützlich, und stiftete zu Jochimschal eine Schule, die Kurfürst Friedrich Wilhelm in der Folge nach Berlin verlegte, und die noch jetzt unter allen in den sämtlichen Preussischen Staaten am blühendsten und am besten eingerichtet ist.

*) Der Kurfürst steckte, wie die Chroniken erzählen, den Kopf zu einem Dachfenster heraus, und rief dem Feuerwerker zu: Meister Hans, wenn ich pfeife, so blase.

Noch unter Johann George's Regierung fehlte es an vielen Erfindungen, die zur Bequemlichkeit des Lebens beitragen. Der allgemeine Gebrauch der Kutschen steigt nicht über Johann Sigismund's Zeiten hinauf. Bei Gelegenheit der Beilehnung über Preussen, welche dieser Fürst in Warschau erhielt, wird davon gesprochen. Er hatte nemlich, außer einem Gefolge von 80 Handpferden, auch 36 sechsspännige Kutschen bei sich. Die Gesandtschaft, die sich zur Wahl des Kaisers Matthias auf den Reichstag begab, nahm drei Kutschen mit, aber nur elende Kasten, die aus sechs plump zusammengefügtten Brettern bestanden. Wer hätte damals sagen sollen, die Kunst der Wagenmacher werde sich im achtzehnten Jahrhundert so vervollkommen, daß man Kutschen zu 20,000 Thälern verfertigen, und auch Käufer dazu finden werde?

Die Bemühungen sich zu civilisiren, welche Brandenburg und Deutschland überhaupt anwandten, waren nicht ganz unnütz. Die Anzahl der Universitäten vermehrte sich. Auch entstand zu Dessau eine Akademie für die Deutsche Sprache, unter dem Namen der fruchtbringenden Gesellschaft. Diese hätte um so nützlicher werden können, da die Deutsche Sprache in unzählige Dialekte getheilt ist, und da keine genug bestimmte Regeln ihren wahren Gebrauch festsetzen; ferner, da wir kein klassisches Buch besitzen, und da wir von unsrer ehemaligen republikanischen Freiheit weiter nichts mehr übrig haben, als den unnützen Vorzug, eine ungebildete

und beinahe noch barbarische Sprache nach unsren Grillen verstümmeln zu dürfen. Aber, diese schönen Einrichtungen, die uns vielleicht um ein Jahrhundert weiter gebracht hätten, waren kaum erst entworfen, als der dreißigjährige Krieg ausbrach, der ganz Deutschland zerrüttete und zerstörte.

Unter Johann Sigismund's Regierung hatten die Stände großes Ansehn; aber unter George Wilhelm entzog ihnen der Graf von Schwarzenberg viel davon, ob sie es gleich nie gemißbraucht hatten.

In dem erwähnten grausamen Kriege war das Jahr 1636 für das Ruhrfürstenthum am unglücklichsten. Die Schweden standen in Werben, die Kaiserlichen in Magdeburg und Rathenau, Wrangel in Stettin, und Morosini in der Neumark, als noch sechs und dreißig tausend Destreicher durch das Land marschirten, und es dabei plünderten und verheerten. Das war auf Einmal zu viel. Brandenburg war durch die Menge Truppen, die schon in den vorhergehenden Jahren darin gelebt und geplündert hatten, erschöpft, und erlag endlich. Es entstand eine übermäßige Theuerung im Lande: ein Ohse kostete hundert Thaler, ein Scheffel Korn fünf, und die Gerste drei. Auch das baare Geld stieg wegen seiner Seltenheit im Werthe, so daß der Dukaten in der Ausgabe zehn Thaler galt. Einige Edelleute, welche ihre Vorräthe den raubbegierigen Feinden entzogen hatten, wollten diese Theuerung nutzen; aber die Bauern, welche das Getreide nicht

faufen konnten und durch die Hungersnoth zur Verzweiflung gebracht waren, schlugen ihre unmenschlichen Herren todt, und plünderten die Kornböden derselben. Die Hungersnoth hielt gleich stark an; sie hatte die Pest zur Folge, und nun stieg die Verwüstung bis zum höchsten Grade. Die Ueberreste der unglücklichen Einwohner, welche der Tod und die Feinde noch verschont hatten, konnten so viel Elend nicht länger ertragen; sie verliessen ihr unglückliches Vaterland, und flüchteten sich nach den benachbarten Ländern.

Die ganze Mark war nur Eine schreckliche Wüste, und stellte das beklagenswertheste Schauspiel dar: Ruinen, Brandstätten und alle die Landplagen, die ein langer, wüthender Krieg zu seinem Gefolge hat. Kaum entdeckte man unter allen den Gräueln und Verwüstungen, in gänzlich wild gewordenen Gegenden, noch Spuren von den alten Einwohnern.

Es wäre um Brandenburg geschehen gewesen, wenn Friedrich Wilhelm nicht den festen Entschluß gehabt hätte, es wieder herzustellen. Seine Klugheit, seine Standhaftigkeit und die Zeit besiegten alle Hindernisse. Er schloß Frieden, traf Einrichtungen, und zog endlich den Staat aus seinem Verfall. Brandenburg ward nun wirklich ein neues Land, und aus einem Gemisch verschiedner Kolonien von allerlei Nationen gebildet; und diese Kolonisten verheiratheten sich in der Folge mit denen alten Einwohnern, die dem Verderben entgangen waren. —

Entweder weil ein fruchtbares Jahr einfiel, oder weil es an Verbrauch fehlte, wurden die Lebensmittel so wohlfeil, daß man den Scheffel Korn für zwölf Groschen verkaufte.

Unter andren Uebeln, welche der dreißigjährige Krieg bewirkte, vernichtete er besonders auch den wenigen Handel, welchen Nord-Deutschland trieb. Wir zogen ehemals unser Salz aus Holland und Frankreich; aber während jener Unruhen konnten die Vorräthe nicht erneuert werden, und wurden folglich erschöpft. Der Mangel an einem so nothwendigen Bedürfnisse, machte, daß man seine Zuflucht zu der Industrie, und zu den Salzquellen in Halle nahm, welche nun nicht bloß Brandenburg, sondern auch die benachbarten Länder versorgten.

Die ersten Kolonisten, die sich in dem Ruhrfürstenthum niederließen, waren Holländer. Sie gaben dem Lande wieder Handwerker, und machten auch Plane, wie sich das hochstämmige Holz verkaufen ließe, das in großer Menge da war, weil der dreißigjährige Krieg aus dem ganzen Lande nur Eichen großen Wald gemacht hatte. Der Absatz dieses Holzes ward in der Folge einer von den Hauptzweigen unsres Handels. — Der Ruhrfürst erlaubte sogar einigen Jüdischen Familien, sich in seinen Staaten niederzulassen; und ihr Gewerbe ward wegen der Nachbarschaft von Polen nützlich, da sie in diesem Königreiche den Ausschuß unsres Trödels verkauften.

Späterhin ereignete sich eine günstige Begebenheit, welche die Plane des großen Ruhrfürsten sehr beförderte. Ludwig XIV widerrief im Jahre 1685 das Edikt von Nantes; und nun verliessen wenigstens vierhunderttausend Franzosen ihr Vaterland. Die reichsten gingen nach England und Holland; die ärmeren, aber auch die betriebsamsten, etwa zwanzigtausend an der Zahl, flüchteten sich nach Brandenburg, halfen unsre verlassenen Städte wieder bevölkern, und gaben uns alle die Manufakturen, die uns noch fehlten.

Um die Vortheile bestimmen zu können, welche der Staat durch diese Kolonie erhielt, ist es nöthig, daß wir etwas umständlich zeigen, was unsre Manufakturen vor dem dreißigjährigen Kriege waren, und was sie nach der Widerrufung des Ediktes von Nantes wurden.

Unser Handel bestand ehemals in dem Verkauf unsres Getreides, unsres Weins und unsrer Wolle. Auch gab es einige Tuch-Manufakturen, indeß eben nicht beträchtliche; es waren nemlich zu Jo h a n n C i c e r o's Zeit nur siebenhundert Tuchmacher im ganzen Lande. Während der Regierung Jo a c h i m's II unterdrückte der Herzog von Alba die Freiheit der Flamländer tyrannisch. Die weise E l i s a b e t h, Königin von England, benutzte die Thorheit ihrer Nachbarn, und zog die Weber aus Gent und Brügge in ihre Staaten. Diese verarbeiteten nun die Englische Wolle, und bewirkten, daß die Ausfuhr derselben verboten ward. Unsre Manufakturisten hat-

ten bisher nur durch die Vermischung Englischer Wolle mit der unsrigen gute Lächer gemacht; da ihnen nun jene fehlte, so fiel unser Luchhandel. Die Kurfürsten von Sachsen, August und Christian, befolgten das Beispiel der Königin Elisabeth, und zogen Glamländische Lucharbeiter in ihr Land, durch welche ihre Manufakturen blühend wurden. Bei dem Mangel an fremder Wolle, dem Verfall unserer Fabriken, und bei der Vergrößerung derer in den benachbarten Ländern, gewöhnte der Brandenburgische Adel sich daran, seine Wolle an Fremde zu verkaufen; und so wurden unsere Fabriken fast ganz zu Grunde gerichtet. Um ihnen wieder aufzuhelfen, untersagte Johann Sigismund die Einfuhr fremder Lächer in seine Staaten; doch dies Verbot ward dem Lande nachtheilig, weil die einländischen Fabriken nicht so viele Lächer liefern konnten, als es brauchte, und weil es also doch seine Zuflucht zu der Industrie der Nachbarn nehmen mußte. Sehr wahrscheinlich würde man glücklichere Hülfsmittel erfunden haben; aber nun entstand der dreißigjährige Krieg, und richtete Pläne, Manufakturen und den Staat zu Grunde.

Als Friedrich Wilhelm zur Regierung kam, verfertigte man in der Mark Brandenburg weder Hüte, noch Strümpfe, noch Sarsche und andre wollene Zeuge; aber die Franzosen bereicherten uns in der Folge durch ihre Industrie mit allen diesen Manufakturwaaren. Sie legten Fabriken an, und verfertigten darin Lächer, Sarsche, Sta-

mine, leichte Zeuge, Droguett, Grifette, Krepp, gewebte Mützen und Strümpfe, dergleichen Hüte von Biber-, Kaninchen- und Hasenhaaren. Es wurden auch allerlei Färbereien angelegt. Einige von den Réfugiés beschäftigten sich mit dem Handel, und verkauften das einzeln, was die Industrie der Andren gefertigt hatte. Berlin bekam nun Goldschmiede, Juweliere, Uhrmacher und Bildhauer. Auch auf dem platten Lande ließen sich Franzosen nieder, pflanzten daselbst Tabak, und baueten in sandigen Gegenden, welche durch ihre Bemühungen vortrefliche Küchengärten wurden, das schönste Obst und die besten Hülsenfrüchte. Der große Ruhrfürst wies einer so nützlichen Kolonie, um sie zu ermuntern, eine jährliche Summe von 40,000 Thalern an, deren sie noch jetzt genießt.

So war das Ruhrfürstenthum gegen das Ende von Friedrich Wilhelm's Regierung blühender, als unter irgend einem von seinen Vorfahren; und die große Vermehrung der Manufakturen erweiterte auch den Handel, der in der Folge mit unfrem Getreide, mit Holz, mit Zeugen, Tüchern und mit unfrem Salze getrieben ward. Die Posten, die man bis jetzt in Deutschland noch nicht kannte, wurden von dem großen Ruhrfürsten in allen seinen Staaten, von Emmerich bis nach Memel, eingeführt. Die willkürlichen Taxen, welche die Städte bisher bezahlt hatten, wurden abgeschafft, und an ihre Stelle kam die Accise. Die Städte fingen an, sich zu policiren; man pflasterte die Straßen, und

brachte, um sie zu erleuchten, in Zwischenräumen Laternen an. Diese Policirung war unumgänglich nothwendig; denn vorher hatten die Hofleute, wenn der Hof sich in Potsdam aufhielt, wegen des vielen Rothes auf den Straßen, mit Stelzen in das Schloß gehen müssen.

Der große Ruhrfürst gab Aufwandsgeſetze; aber doch war er für ſeine Perſon freigebig und prachtliebend: er hatte einen zahlreichen Hof, und machte einen ſeiner Würde gemäßen Aufwand. Bei den Luſtbarkeiten, die er wegen der Vermählung ſeiner Nichte, der Prinzessin von Kurland, gab, waren immer ſechs und fünfzig Tafeln, jede von fünfzig Kouverts, gedeckt. Mit unermüdlicher Thätigkeit verſchaffte dieſer große Fürſt ſeinem Vaterlande alle nützliche Künſte; auch die angenehmen hinzuzufügen, fehlte es ihm an Zeit.

Die unaufhörlichen Kriege und die Miſchung der neuen Einwohner mit den alten, hatten ſchon eine Aenderung in den ehemaligen Sitten bewirkt. Es wurden viele Holländiſche und Fränköſiſche Gebräuche bei uns eingeführt. Die herrſchenden Laſter waren Trunkenheit und Eigennuß. Von Ausſchweifungen mit Weibern wußte die Jugend nichts, und ſo blieben auch die Krankheiten, die daraus entſtehen, unbekannt. Der Hof liebte wiſige Einfälle, Zweideutigkeiten und Stocknarren. Die Söhne des Adels legten ſich wieder auf das Studiren. Unvermerkt kam die Erziehung der Jugend in die Hände der Franzoſen; und ihnen verdanken wir

mehr Angenehmes im Umgange, und mehr Ungezwungenheit im Verragen.

Die Veränderung, die nach dem dreißigjährigen Kriege im Lande vorging, war allgemein. Auch die Münzen erfuhren sie, eben so wie alles Andre. Ehemals war die Mark Silber im ganzen Deutschen Reiche zu neun Thaler ausgeprägt worden; aber der große Kurfürst sah sich durch die unglücklichen Zeiten genöthigt, zu allerlei Hülfsmitteln seine Zuflucht zu nehmen, um die Staatsausgaben bestreiten zu können. Er gab im Jahre 1651 ein Edikt, worin er den Werth der gangbaren Münzsorten bestimmte; auch ließ er beträchtliche Summen in Groschen und Pfennigen schlagen, deren innerer Werth ungefähr ein Drittheil von dem angenommenen betrug. Da der Werth dieser Münze nicht wirklich war, so ward sie bald verrufen, und fiel um die Hälfte. Die alten Thaler von gutem Gehalt stiegen bis auf acht und zwanzig, dreißig Groschen; und daher kommt denn der Name Banko-Thaler. Um diesen Mißbräuchen abzuhelpen, besprachen sich die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen im Jahre 1667 zu Sinna, und kamen überein, den Werth der Münzen auf einen neuen Fuß zu bringen, welchem zufolge die Mark seines Silber, mit dem was in der Kunstsprache der Münzen das *Remedium* heißt, dem Publikum, in allen Geldsorten vom Thaler bis zum Pfennig, für zehn Thaler sechs- zehn Groschen gegeben werden sollte. Nachher schlug man ganze und halbe Gulden; und der

Werth einer Mark Silber blieb auf zehn Thaler festgesetzt.

Im Jahre 1690 besprach Friedrich I sich mit dem Kurfürsten von Sachsen und dem Herzoge von Hannover über die Mittel, den Konventions-Fuß von Zinna aufrecht zu erhalten; da sie aber sahen, daß dies unmöglich war, so kamen sie überein, daß in ihren Staaten bei den Gulden und Acht-groschenstücken die Mark zu zwölf Thaler ausgeprägt werden sollte. Dies nennt man den Leipziger Münzfuß, der noch jetzt (1751) gewöhnlich ist.

Alle die neuen Kolonien, die der große Kurfürst angelegt hatte, wurden erst unter Friedrich I wirklich blühend, welcher nun der Frucht von den Arbeiten seines Vaters genoß. Wir hatten damals eine Hautelisse-Manufaktur, der die Brüssler, und Tressen, die den Französischen gleich kamen; unsre zu Neustadt verfertigten Spiegel übertrafen die Venedianischen an Weisse; und die Armee ward in einländische Tücher gekleidet.

Der Hof war zahlreich und glänzend, und hatte durch die auswärtigen Subsidien baares Geld in Ueberfluß; der Luxus zeigte sich in Livreen, Kleidern, Tischen, Equipagen und Gebäuden. Der König hatte zwei der geschicktesten Baumeister von Europa in seinen Diensten, und auch einen Bildhauer, Namens Schlüter, der in seiner Kunst eben so vollkommen, wie jene in der ihrigen, und zugleich ein großer Architekt war. De Bodt bauete das schöne Thor zu Wesel, vollendete das
Der

Berlinische Zeughaus, und führte den schönen Säulengang am Potsdamer Schlosse auf, der den Liebhabern zu wenig bekannt ist. So sand der Freiherr von Götche bauete den neuen Flügel an dem Charlottenburger, und die Abendseite an dem Berliner Schlosse; Schlüter an dem letzteren die südliche und nördliche Seite, ferner das Posthaus an der langen Brücke, und den Münzhurm, der aber in der Folge abgetragen ward. Eben derselbe verzierte auch das Arsenal mit den Trophäen und den schönen Carven, die von den Kennern bewundert werden; auch ließ er die Statue des großen Ruhsfürsten zu Pferde gießen, die für ein Meisterstück gilt, desgleichen die Bildsäule Friedrichs I., die ebenfalls sehr geschätzt wird. Der König verschönerte Berlin mit der Parochial-Kirche, der Strebahn und einigen andren Gebäuden; auch erweiterte er die Lustschlößer zu Oranienburg, Potsdam und Charlottenburg, und verbesserte sie auf alle Art.

Die schönen Künste, diese Töchter des Ueberflusses, fingen an zu blühen, und es ward eine Akademie für sie gestiftet. Ihre ersten Lehrer waren Pesne, Weidemann und Leihgehe; doch ist aus ihrer Schule kein berühmter Maler hervorgekommen. Am merkwürdigsten und am wichtigsten für die Fortschritte des menschlichen Geistes war die Stiftung der Königlichen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1700. Das meiste trug die Königin Sophie Charlotte dazu bei, die den Geist eines großen Mannes, so wie die Kennt-

Fried. II. Werke. 1 Th.

W a

nisse eines Gelehrten hatte, und es einer Fürstin nicht für unwürdig hielt, einen Philosophen zu achten. Da Leute, die der Himmel mit ausgezeichneten Geiste beschenkt hat, sich bis zu Fürsten erheben; so erlaubte sie Leibniz (denn von diesem reden wir, wie man leicht merkt) vertraulichen Umgang. Sie that noch mehr: sie schlug ihn als den Einzigen vor, der im Stande sei, den Grund zu der neuen Akademie zu legen. Leibniz, der (wenn ich mich so ausdrücken darf) mehr als Eine Seele hatte, war wohl würdig, den Vorsitz in einer Akademie zu haben, die er im Nothfall ganz allein hätte vorstellen können. Er ordnete vier Klassen darin an: die erste war für die Physik und Arzneikunst bestimmt; die zweite für die Mathematik; die dritte für die Deutsche Sprache und die Alterthümer der Nation; die vierte endlich für die Orientalischen Sprachen und Alterthümer. Die berühmtesten Mitglieder der Akademie waren die Herren Basnage, Bernoulli, la Croze, Guillemin, Hartzoeker, Herrmann, Kirch, Römer, Sturm, Varignon, des Vignoles, Werensfels und Wolf; in der Folge nahm man auch die Herren de Beausobre und L'enfant darin auf, zwei Gelehrte, deren Schriften den Jahrhunderten des Augustus und Ludwigs XIV Ehre gemacht hätten.

Damals blühte auch noch Otto von Guericke zu Magdeburg: eben der, dem wir die Erfindung der Luftpumpe verdanken, und der durch ein

glückliches Geschick seinen philosophischen, erfinderischen Geist auf seine Nachkommen vererbt hat.

Zu gleicher Zeit standen die Universitäten in Flor. Halle und Frankfurt hatten gelehrte Professoren: Stahl, Hofmann, Struck, Thomafius, Gundling, Ludwig und Wolf waren besonders berühmt, und zogen eine Menge Schüler. Wolf kommentirte Leibnitz'ens sinnreiches System von den Monaden, und ersäufte einige Probleme, welche dieser vielleicht als eine Lockspeise für die Metaphysiker hingeworfen hatte, in einer Fluth von Worten, Argumenten, Korollarien und Citationen. Der Hallische Professor schrieb sehr mühsam eine Menge Bände, die, anstatt erwachsene Leute unterrichten zu können, höchstens nur zu einem Katechismus der Logik für Kinder dienen. — Uebrigens sind die Deutschen Metaphysiker und Mathematiker über die Monaden in Streitigkeiten gekommen, und sie disputiren noch jetzt über die Theilbarkeit der Materie.

Der König stiftete zu Berlin sogar eine Akademie für junge Leute von Stande, nach dem Muster der zu Lüneville; zum Unglück dauerte sie aber nicht lange.

Dies Jahrhundert brachte keinen guten Geschichtschreiber hervor. Zeissler bekam den Auftrag, die Brandenburgische Geschichte zu schreiben; er machte aber statt derselben eine Lobrede. Pufendorf schrieb das Leben Friedrich Wilhelm's; aber, um nichts auszulassen, vergaß er

weder die Kanzlisten, noch die Kammerdiener dieses Fürsten, so viel er ihrer nur zusammen bringen konnte. — Unsre Schriftsteller haben, dünke mich, immer darin gefehlt, daß sie das Wesentliche nicht von dem Unbedeutenden unterschieden, die Fakta nicht genug ins Licht setzten, ihre schleppende, mit Inversionen und unzähligen Beiwörtern beladene Prosa nicht gedrängter machten, und als Pedanten, aber nicht als Leute von Kopf, schrieben.

Bei diesem Mangel an guten prosaischen Schriften, hatte Brandenburg doch einen guten Dichter, den Herrn von Kanig. Dieser übersezte einige Episteln von Boileau glücklich, ahmte in einigen Gedichten den Horaz nach, und war in einigen Sachen ganz original. Er ist der Deutsche Pope, der eleganteste, korrekteste und am wenigsten weit-schweifige Versifikateur. Gemeiniglich steckt in Deutschland die Pedanterie sogar die Dichter an. Die Sprache der Götter wird durch den Mund eines namenlosen Schulmeisters, oder eines zügellosen Studenten geschändet, und die sogenannten feinen rechtlichen Leute sind entweder zu träge oder zu stolz, um Horazens Leier oder Virgil's Zuba in die Hand zu nehmen. Herr von Kanig war aus einem vornehmen Hause; aber doch glaubte er, daß Geist und Dichtertalent ihn nicht erniedrigten. Das Letztere kultivirte er, wie gesagt, mit glücklichem Erfolge. Die Feinheit und Annehmlichkeit, die in seinem Style so gefällt, erwarb er sich

in dem Umgange mit guter Gesellschaft, den er durch seine Hofbedienung hatte.

Die Deutschen Schauspiele waren von geringer Bedeutung. Die dramatischen Schriftsteller wußten gar nichts von den Regeln des Theaters. Ihre sogenannten Trauerspiele waren gewöhnlich aus Schwulst und niedrigen Späßen zusammengesetzte Ungeheuer; noch elender waren aber die Lustspiele: in diesen plumpen Possen wurden der Geschmack, die guten Sitten und die rechtlichen Leute gleich stark beleidigt. Die Königin hielt eine Italiensche Oper, für die der berühmte Bononcini komponirte; und überhaupt fehlte es nicht an guten Tonkünstlern. Der Hof hatte auch ein Französisches Theater, auf welchem die Meisterstücke von Moliere, Corneille und Racine vorgestellt wurden. Der Geschmack an dem Französischen Theater kam mit dem an den Französischen Moden nach Deutschland. Europa war in Enthusiasmus über den Charakter von GröÙe, den Ludwig XIV allen seinen Handlungen ausdrückte, über die Geschliffenheit, die an seinem Hofe herrschte, und über die großen Männer, die seine Regierung verherrlichten; daher wollte es das bewunderte Frankreich nachahmen. Ganz Deutschland reiste dahin; ein junger Mensch, der sich nicht einige Zeit an dem Hofe zu Versailles aufgehalten hatte, galt für albern. Der Französische Geschmack ordnete unsre Küchen, unsre Kleider und alle die Kleinigkeiten an, über welche die Mode ihre Herrschaft tyrannisch ausübt. Diese Leidenschaft

stieg auf das höchste, und artete in Wuth aus. Die Frauenzimmer, die sehr oft übertreiben, gingen darin bis zur Ungereimtheit *).

Der Hof ließ sich nicht so sehr auf die neuen Moden ein, wie die Stadt. Dort puzten Pracht und Etikette die Langeweile auf, und man berauschte sich sogar in Ceremonien. Der König stiftete den schwarzen Adler-Orden, theils damit er einen Orden hätte, wie alle Könige einen haben, theils damit er sich bei dieser Gelegenheit ein Fest verschaffte, das so ziemlich einer Maskerade glich. Dieser Fürst, der aus Gefälligkeit gegen seine Gemahlin eine Akademie gestiftet hatte, hielt sich, um seine eigene Neigung zu befriedigen, Stocknarren. Der Hof der Königin Sophie Charlotte war ganz von dem andren getrennt; er war ein Tempel, worin man das heilige Feuer der Vestalinnen unterhielt, eine Freistadt der Gelehrten, und ein Sitz der Geschliffenheit.

*) Als die Mutter des Dichters Kaniz Frankreich schon an neuen Moden erschöpft hatte, gab sie, um es den andren Berlinerischen Damen zuvor zu thun, einem Kaufmann den Auftrag, ihr aus Paris einen jungen, schönen, rüthigen, wohlgeschliffenen, geistreichen Mann von Adel kommen zu lassen. Sie meinte nemlich, diese Waare sei dort eben so gewöhnlich, wie Pompons in einem Wustladen. Der Kaufmann, dem diese Art von Handel ganz neu war, richtete seinen Auftrag aus, so gut er konnte. Seine Korrespondenten fanden endlich einen Freier, einen schwachen, fränklichen Mann von funfzig Jahren, Namens *Sieur de Brinbock*. Er kommt. Frau von Kaniz sieht ihn, erschrickt, und — nimmt ihn zum Mann. — Es war ein Glück für die Preussen, daß diese Heirath zum Mißvermögen der Dame ausschlug; denn sonst hätte man ihr Beispiel befolgt: unsre Schönen wären in die Hände der Franzosen gekommen, und die Berliner genöthigt gewesen, sich, wie ehemals die Römer Sabinerinnen, Frauen in ihrer Nachbarschaft zu rauben.

Man vermiste mit Bedauern die Tugenden dieser Fürstin um so mehr, da ihre Nachfolgerin*) sich Fremdlingen überließ, und ihr Leben mit Heuchlern, einer asterredenden Menschen-Race hinbrachte, die ihr Gift auf die Tugend gießen, und ihre eignen Laster heilig machen. Zuletzt zeigten sich Adepten am Hofe. Ein Italiäner, Namens Cataneo, versicherte den König: er wisse das Geheimniß Gold zu machen; aber — er verschwende vieles, und mache keins. Der König rächte sich für seine Leichtgläubigkeit an diesem Unglücklichen, und ließ ihn hängen.

Unter Friedrich Wilhelm (1713) änderte das Land seine Gestalt fast gänzlich. Der Hofstaat ward verabschiedet, und die großen Besoldungen vermindert. Viele Personen, die sich bisher eine Kutsche gehalten hatten, gingen nun zu Fuß; und daher sagte denn das Publikum: der König habe die Lahmen wieder gehend gemacht. Unter Friedrich I war Berlin das Athen, unter Friedrich Wilhelm das Sparta des Nordens. Die ganze Regierungsform war militairisch. Die Armee ward verstärkt; und in der ersten Hitze bei dem Anwerben machte man einige Handwerker zu Soldaten. Darüber geriethen die andren in Schrecken, und entflohen zum Theil. Dieser unvermuthete Vorfall fügte unsren Manufacturen aufs neue beträchtlichen Schaden zu.

*) Eine Prinzessin von Mecklenburg, die in der Ketzerei wahnsinnig ward.

Der König half diesen Mißbräuchen schleunig ab, und wandte besondre Aufmerksamkeit auf die Wiederherstellung und Beförderung der Industrie. Er verbot die Ausfuhr unsrer Wolle sehr streng, und legte (1714) das Lagerhaus an, ein Magazin, aus dem man armen Webern Wolle vorschießt, die sie dann durch ihre Arbeit wieder ersetzen. Unsrer Tücher fanden bei der Armee, die alle Jahre neu gekleidet ward, und auch bei den Ausländern, sichern Absatz. Im Jahre 1725 errichtete man eine Russische Handelsgesellschaft, welche die sämtlichen Russischen Truppen mit Tüchern versah; aber es gingen Englische Guineen nach Rußland, und bald nachher auch Englische Tücher, so daß unser Handel aufhörte. Anfangs litten unsre Manufakturen hierdurch; indeß öffneten sich bald andre Kanäle. Die Weber hatten an unsrer eignen Wolle nicht mehr genug; man erlaubte daher den Mecklenburgern, uns die ihrige zu verkaufen; und im Jahre 1733 waren unsre Manufakturen so blühend, daß sie 44,000 Stücke Tuch, jedes zu 24 Ellen, an Ausländer verkauften.

Berlin war gleichsam ein Vorrathshaus des Mars. Alle Handwerker, die für eine Armee zu gebrauchen sind, standen sich daselbst sehr gut, und ihre Arbeiten wurden in ganz Deutschland gesucht. Man legte bei Berlin Pulvermühlen an; in Spandau und Potsdam Gewehrfabriken, und in Neußadt Eisen- und Kupferhämmer.

Der König gab allen denen, die sich in den Städten seiner Länder wohnhaft machten, Freiheiten und Belohnungen, vermehrte seine Residenz Berlin mit der ganzen Friedrichsstadt, und ließ den Platz, den der alte Wall eingenommen hatte, mit Häusern bebauen. Er schuf und bevölkerte die Stadt Potsdam *). Nie bauete er für sich das Mindeste; immer nur für seine Unterthanen. Indes war die Architektur unter seiner Regierung ganz von dem Holländischen Geschmack angesteckt; und es wäre zu wünschen, daß bei den Gebäuden, welche dieser Fürst mit großen Kosten auführen ließ, geschicktere Künstler die Aufsicht geführt hätten. Es ging ihm, wie allen Erbauern von Städten: sie denken nur an die Gründlichkeit ihrer Pläne, und fast gar nicht an das, was dieselben bei gleichen Kosten mehr verschönern könnte.

Berlin bekam nach seiner Erweiterung im Jahre 1734 eine neue Policei, beinahe auf den Fuß der Pariser. Man setzte in allen Stadtvierteln Polizeiaufseher an, führte zugleich den Gebrauch der Fiaker ein, reinigte die Stadt von den Müßiggängern, die sich durch große Unverschämtheit näherten, und gab den elenden Gegenständen unfres Efels und Mitleidens, gegen welche die Natur stiefmütterlich gehandelt hat, Zufluchtsörter in den öffentlichen Hospitälern.

*) Damals waren kaum 400 Einwohner in dieser Stadt; und jetzt hat sie über 20,000.

Indeß alle diese Veränderungen gemacht wurden, verschwanden Luxus, Pracht und Vergnügungen. In allen Ständen, bei den Reichen wie bei den Armen, verbreitete sich der Geist der Sparsamkeit. Unter den vorigen Regierungen hatten viele Edelleute ihre Güter veräußert, um sich Goldstoffe und Tressen zu kaufen; jetzt hörte dieser Mißbrauch auf. In den meisten Preussischen Provinzen müssen die Edelleute gute Oekonomie beobachten, um ihre Häuser aufrecht zu erhalten; denn da das Recht der Erstgeburt nicht Statt findet, und da die Väter mehrere Kinder zu versorgen haben, so können sie denen, die nach ihrem Tode die Familie in neue Zweige theilen, nur durch Sparsamkeit ein anständiges Auskommen verschaffen.

Die erwähnte Verminderung in dem Aufwande hinderte indeß die Handwerker nicht, sich zu vervollkommen. Unsre Kutschen, unsre Tressen, unsre Sammete und unsre Arbeiten in Gold und Silber wurden durch ganz Deutschland versüßet. Uebrigens ist es sehr zu bedauern, daß man, indeß so nützliche, so große Einrichtungen getroffen wurden, die Akademie der Wissenschaften, die Universitäten, die freien Künste und den Handel ganz in Verfall gerathen ließ. Die erledigten Stellen in der Akademie der Wissenschaften wurden schlecht und ohne Wahl besetzt; und mit sonderbarer Verfehrtheit afskirte man damals, eine Gesellschaft zu verachten, deren Ursprung so herrlich war, und deren Arbei-

ten eben so wohl auf die Ehre der Nation, als auf die Fortschritte des menschlichen Geistes abzweckten. Doch indeß die ganze Akademie in Schlafsucht verfiel, hielten die Arzneygelahrtheit und die Chemie sich aufrecht. Pott, Marggraf und Eller komponirten und theilten die Materie, und erleuchteten die Welt durch ihre Entdeckungen. Die Anatomen erhielten zu ihren öffentlichen Zergliederungen ein Theater, aus dem eine blühende Schule der Chirurgie ward.

Aber die Katheder auf den Universitäten wurden durch Günst und Rabalen besetzt. Die Frömlinge, die sich in Alles mischen, verschafften sich Antheil an der Aufsicht über die hohen Schulen, und verfolgten nun daselbst die gesunde Vernunft, besonders die Philosophen. Wolf ward verbannt, weil er die Beweise für das Dasein Gottes in bewunderungswürdiger Ordnung vorgetragen hatte. Der junge Adel, der sich den Waffen widmete, glaubte durch das Studiren sich etwas zu vergeben, und betrachtete — wie denn der menschliche Geist immer auf Abwege geräth — Unwissenheit als Verdienst, und Gelehrsamkeit als ungereimte Pedanterie.

Aus eben der Ursache kamen die freien Künste in Verfall. Die Malerakademie hörte auf; Pessene, ihr Direktor, ward ein Portraitmaler; Tischler warfen sich zu Bildhauern, und Maurer zu Baumeistern auf. Ein Chemiker, Namens Böttcher, ging von Berlin nach Dresden, und lehrte den Kö-

nig von Polen das Geheimniß, jenes Porcellan zu verfertigen, das an Eleganz der Formen, und an feinen, mannichfaltigen Farben das Chinesische übertrifft.

Unser Handel existirte damals noch nicht, und die Regierung erstickte ihn in der Geburt, da sie Grundsätze befolgte, die seinen Fortschritten geradezu entgegen standen. Man muß also nicht den Schluß machen, es fehle der Nation an Handelsgeist. Die Venetianer und Genueser bemächtigten sich des Handels zuerst; durch die Entdeckung des Kompasses kam er zu den Portugiesen und Spaniern; und dann breitete er sich in England und Holland aus. Die Franzosen führten ihn zuletzt bei sich ein, gewannen aber das durch Schnelligkeit wieder, was sie aus Unkunde vernachlässigt hatten. — Die Danziger, die Hamburger, die Lübecker, die Dänen und die Schweden bereichern sich täglich durch die Seefahrt; warum sollten die Preussen es nicht ebenfalls thun können? Alle Menschen werden Adler, wenn man ihnen Wege zum Glück eröffnet. Nur muß das Beispiel sie beleben, Racheiferung sie anspornen, und die Regierung sie aufmuntern. Die Franzosen waren faumfelig; wir sind es, vielleicht weil unsre Stunde noch nicht gekommen ist.

Man dachte damals weniger darauf, den Handel zu erweitern, als die unnützen Ausgaben einzuschränken. Ehemals hatten die Trauern Familien zu Grunde gerichtet: man gab große Leichenmale,

und das Begräbniß selbst war kostbar. Alle diese Gebräuche wurden abgeschafft: man schlug nun weder die Häuser noch die Kutschen mit schwarzem Tuche aus, und ließ die Bedienten nicht mehr trauern; seitdem kann man denn sehr wohlfeil sterben.

Die ganz militairische Regierungsform hatte Einfluß auf die Sitten, und ordnete sogar die Moden an. Jedermann affectirte ein saures Wesen. Niemand in den Preussischen Staaten hatte mehr als drei Ellen Tuch zu seinem Kleide; aber dafür einen zwei Ellen langen Degen an der Seite. Die Frauenzimmer flohen die Gesellschaft der Männer; und diese entschädigten sich durch Wein, Tabak und Stocfnarren. Kurz, wir glichen in unsren Sitten weder unsren Voreltern, noch unsren Nachbarn. Wir waren Originale, und hatten die Ehre, von einigen kleinen Deutschen Fürsten sehr linksch nachgeahmt zu werden.

Gegen das Ende von Friedrich Wilhelm's Regierung führte das Ungefähr einen unbekannten Menschen von boshaftem Herzen und verschmißtem Kopfe, Namens Eckert, nach Berlin. Er war eine Art von Adepten, der für den König, auf Kosten der Unterthanen, Gold machte. Eine Zeitlang glückten ihm seine Kniffe; aber, da Bosheit früher oder später sich immer entdeckt, so hatten auch seine Gaukeleien dies Schicksal, und seine ungeliebte Wissenschaft sank wieder in die Dunkelheit zurück, aus der sie hervorgekommen war.

Solche Sitten hatte Brandenburg unter den verschiednen Regierungen. Das Genie der Nation ward durch eine lange Reihe barbarischer Jahrhunderte erstickt. Von Zeit zu Zeit erhob es sich; aber bald drückten Unwissenheit und schlechter Geschmack es aufs neue nieder: und wenn glückliche Umstände die Fortschritte desselben zu begünstigen schienen, so entstand auf einmal ein Krieg, dessen verderbliche Folgen die Kräfte des Staates vernichteten. Wir haben gesehen, wie dieser Staat aus seiner Asche wieder auflebte, und wie die Nation durch neue Anstrengung dahin kam, sich zu civilisiren. Hat ihre schöne Gluth nur schwache Funken geworfen, so bedarf es nur eines Nichts, um sie zu hellen Flammen anzufachen. So wie der Saame, um aufzugehen, einen angemessenen Boden verlangt; so verlangen auch Nationen einen Zusammenfluß von glücklichen Umständen, um aus ihrer Schlassucht zu erwachen und, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein neues Leben zu erhalten.

Alle Staaten haben einen gewissen Cirkel von Ereignissen zu durchlaufen, ehe sie bis zu ihrer höchsten Vollkommenheit gelangen. Die Monarchieen sind mit langsamern Schritten zu dieser Stufe gekommen, als die Republiken, und haben sich auch weniger darauf behauptet. — Kann man mit Wahrheit sagen, daß eine gut verwaltete monarchische Regierungsform die vollkommenste ist; so haben doch, nicht minder gewiß, die Republiken den Zweck ihrer Stiftung am schnellsten erfüllt und sich am be-

sten erhalten, weil gute Könige sterben, weise Gesetze aber unsterblich sind.

Sparta und Rom, die ihrer Stiftung zufolge, kriegerisch seyn sollten, brachten, jenes den unüberwindlichen Phalanx, und dieses die Legionen hervor, welche die Hälfte der bekannten Erde unterjochten. Sparta war die Mutter der berühmtesten Feldherren; Rom eine Pflanzschule von Helden; Athen, dem Solon friedlichere Gesetze gegeben hatte, die Wiege der Künste. Zu welcher Vollkommenheit gelangten nicht die Dichter, Redner und Geschichtschreiber der letztern Stadt! Diese Freistätte der Wissenschaften erhielt sich bis zum gänzlichen Untergange von Attika. Karthago, Venedig und selbst Holland waren vermöge ihrer Einrichtungen an den Handel gebunden; diesen trieben und beförderten sie beständig, weil sie einsahen, daß er die Quelle ihrer Größe, und die Stütze ihrer Staaten ausmachte.

Wir wollen mit dieser Untersuchung noch einen Augenblick fortfahren. Rührt man die Grundgesetze der Republiken an, so stürzt man diese gewiß gänzlich um, da die Weisheit der Gesetzgeber ein Ganzes gebildet hat, mit welchem die verschiedenen Theile der Regierung in wesentlichem Zusammenhange stehen. Wer jene wegwirft, vernichtet diese, da sie durch eine Verkettung von Folgen verbunden sind, welche ein zusammenpassendes und vollständiges System daraus machen.

In Königreichen beruhet die Regierung nur auf dem Despotismus des Souverains: die Gesetze, das Militair, der Handel, die Industrie und alle andre Theile der Staatsverwaltung sind dem Eigensinn eines einzigen Menschen unterworfen; und dieser hat Nachfolger, die einander nie gleichen. Daher kommt es denn gewöhnlich, daß unter einem neuen Thronfolger der Staat nach ganz andren Grundsätzen regiert wird; und gerade das ist der monarchischen Regierungsform nachtheilig. In dem Endzwecke, den Republiken sich vorsetzen, und in den Mitteln, die sie anwenden, ihn zu erreichen, herrscht Einheit; und daher verfehlen sie ihn fast niemals. In Monarchieen aber folgt ein träger Fürst einem Ehrsuchtigen, diesem wieder ein Frömmeling, diesem ein kriegerischer, diesem ein gelehrter, diesem ein anderer, der sich der Wollust überläßt. Indes nun der bewegbare Schauplatz des Glückes unaufhörlich neue Scenen darstellt, wird der Geist der Nation durch die mannichfaltigen Gegenstände zerstreuet, und kommt nicht auf einen festen Punkt. In Monarchieen müssen alle die Einrichtungen, welche dem Wechsel der Jahrhunderte troßen sollen, so tiefe Wurzeln haben, daß man sie nicht ausreißen kann, ohne zugleich den tiefsten Grund des Thrones zu erschüttern.

Doch mit den Werken der Menschen sind Gebrechlichkeit und Unbestand verbunden. Die Revolutionen, welche Monarchieen und Republiken erfahren, haben ihre Ursachen in den unwandelbaren

ren Gesetzen der Natur. Es ist nothwendig, daß die Leidenschaften der Menschen zu Triebrädern dienen, um ohne Unterlaß neue Dekorationen auf dem großen Schauplaze herbei zu führen und in Bewegung zu setzen; daß die kühne Wuth des Einen das wegnimmt, was die Schwachheit des Andern nicht vertheidigen kann; ferner, daß Ehrfüchtige Freistaa-ten umstürzen, und daß List bisweilen über Einfalt siegt.

Ohne diese großen Revolutionen bliebe die Welt immer einerlei: es gäbe keine neuen Begebenheiten darin; die Schicksale der Nationen hätten keine Gleichheit: denn einige von ihnen würden immer civilisirt und glücklich, andre aber immer barbarisch und unglücklich sein.

Wir haben gesehen, daß Monarchieen entstanden und untergingen; daß barbarische Völker sich policirten und Muster für andre Nationen wurden. Könnten wir daraus nicht schliessen, daß es für diese Völker (wenn ich so sagen darf) einen ähnlichen Umlauf giebt, wie für die Planeten, die, wenn sie in zehntausend Jahren den ganzen Raum des Himmels durchlaufen haben, sich wieder an der ersten Stelle befinden?

So werden denn auch wir, gleich andren, unsre schönen Tage bekommen; und wir können uns so gerechter Anspruch darauf machen, da wir der

Fried. II. Werke. 1. Th.

Bb

Barbarei einige Jahrhunderte länger zinsbar gewesen sind, als die südlichen Nationen.

Solche schätzbare Jahrhunderte kündigen sich durch die vielen großen Leute von allen Arten an, die zu gleicher Zeit geboren werden. Glückselig sind die Fürsten, die in so günstigen Konjunkturen zur Welt kommen! Tugenden, Talent und Genie reifen sie durch eine gemeinschaftliche Bewegung mit sich zu großen und erhabnen Thaten hin.

Von der
alten und neuen Staatsverfassung
in
Brandenburg.

Bb 2

256

Die erste Art der ...
...
...
...
...
...
...
...
...
...

Die zweite Art der ...

Die dritte Art der ...

257



Von der
alten und neuen Staatsverfassung
in
Brandenburg.

Als Brandenburg noch heidnisch war, ward es, wie ehemals ganz Deutschland, von Druiden beherrscht. Bei den Vandalen, Teutonen und Sweben waren die Fürsten eigentlich die Heerführer der Nation, und wirklich bedeutet jenes Wort: Führer. Die Kaiser, welche diese Barbaren bändigten, setzten Gränzstatthalter, oder sogenannte Markgrafen an, um die kriegerische und auf ihre Freiheit stolze Nation in Zaum zu halten. Von diesen entfernten Zeiten hat man indeß so wenige Nachrichten, daß wir, um die Geschichte nicht mit Fabeln zu vermischen, nur die Staatsverwaltung von Brandenburg unter den Fürsten aus dem Hause Hohen-
zollern anführen wollen.

Als die Burggrafen von Nürnberg ihren Sitz in der Mark nahmen, verweigerten die Edelleute, die unter den vorigen Regierungen verwildert waren, ihnen die Huldigung, und wurden, da ihre Unabhängigkeit durch die Herzoge von Pom-

mern unterstützt ward, ihren Oberherren fürchtbar. Die großen Familien waren mächtig: sie bewafneten ihre Untertanen, bekriegten einander, beraubten sogar die Reisenden auf den Landstraßen, und besaßen an ihren festen, mit Graben umgebenen Schlössern, Schlupfwinkel. Diese kleinen Tyrannen, welche die rechtmäßige Gewalt unter sich getheilt hatten, traten ungestraft die Feldbauer unter ihre Füße; und da die Oberherrschaft nicht genug befestigt war, um den Geseßen Ehrfurcht zu verschaffen, so herrschten im Lande Unordnung und das abscheulichste Elend. Die großen Häuser, die sich während dieser Anarchie erhoben, und mit denen Kurfürst Friedrich I zu thun hatte, waren die Quisows, die Puttlich, die Bredows, die Holzendorfs, die Uchtenhagens, die Torgows, die Arnims und die Rochows.

Friedrich I unterwarf sie sich zwar; aber doch blieben die Stände Herren der Staatsverwaltung. Sie bewilligten Subsidien, ordneten die Auflagen an, bestimmten die Anzahl der Truppen, die man nur im äußersten Nothfall anwarb, und besoldeten sie auch. Man fragte sie über die schicklichsten Maaßregeln zur Vertheidigung des Vaterlandes um Rath, und nach ihrem Gutachten wurden die Geseze und die Policei verwaltet. Die Geschichte liefert uns mehr als Ein Beispiel von der Macht der Stände. Der Kurfürst Albrecht Achilles war (1472) hunderttausend Goldgulden schuldig, und bat die Stände, die Bezahlung dieser Summe zu

übernehmen. Sie belegten zu diesem Ende das Bier mit einer Abgabe, gestanden sie aber nur auf sieben Jahre zu. In der Folge erhöheten sie diese Auflage, und sie ward der Ursprung der so genannten *Landtschaft*, oder der öffentlichen Bank.

Unter *Joachim I* (1530) erhoben die Stände eine Abgabe von den Mühlen, Meiereien und Schäferereien, um zweihundert Reiter zu besolden, welche der genannte Kurfürst dem Kaiser gegen die Ungläubigen zu Hülfe schickte. Unter *Joachim II* war das Ansehen der Stände so groß, daß sie einige Aemter, auf welche dieser Fürst Gelder aufgenommen hatte, nur unter der Bedingung einlösten, daß weder er, noch seine Nachfolger in der Folge etwas darauf borgen, oder sie veräußern könnten. Der Kurfürst fragte sie über alle Angelegenheiten um Rath, und versprach ihnen sogar, nichts ohne ihre Einwilligung zu unternehmen. Sie ließen sich in einen Briefwechsel mit *Karl'n V* ein, und erklärten ihm: sie fänden es nicht rathsam, daß der Kurfürst sich nach dem Reichstage begäbe; und wirklich reiste *Joachim II* nicht dahin.

Johann Sigismund und *George Wilhelm* berathschlagten sich (1628) mit ihnen über die Erbfolge in *Kleve* und *Jülich*, und die Stände ernannten vier Deputirte, die dem Hofe folgen sollten, theils um demselben zu Rathgebern zu dienen, theils um sich zu Unterhandlungen und überhaupt zu Allem gebrauchen zu lassen, was etwa die Umstände für den Dienst dieses Fürsten erfordern könnten.

George Wilhelm zog im Jahre 1631 die Stände zum letztenmal zu Rathe, und befragte sie, ob sie es für gut fänden, daß er ein Bündniß mit den Schweden schloße und ihnen seine festen Plätze überliesse, oder daß er die Partei des Kaisers nähme. Nachher zog Schwarzenberg, der allmächtige Minister eines schwachen Fürsten, die ganze Gewalt des Landesherrn und der Stände an sich, und legte eigenmächtig Kontributionen auf. Nun behielten die Stände von ihrer Macht, die sie nie gemißbraucht hatten, weiter nichts übrig, als das Verdienst, sich den Befehlen des Hofes blindlings zu unterwerfen.

Die Ruhrfürsten hatten bis zu Joachim Friedrich's Regierung keinen andren Staatsrath gehabt, als die Stände; aber dieser Fürst ordnete einen an, der aus dem Justizminister, dem Finanzminister, ferner aus dem Minister welcher die Reichsangelegenheiten unter sich hatte, und aus dem Hofmarschall bestand, und worin ein Statthalter den Vorsitz führte. Dieser Staatsrath war das höchste Justiz-Tribunal; auch erließ er die Befehle in Civil- und Militärsachen, desgleichen die Polizei-Verordnungen; ferner gab er den Gesandten an auswärtigen Höfen ihre Instruktionen. Wenn der Ruhrfürst wegen einer Reise, oder wegen eines Krieges, seine Länder verlassen mußte, so übte dieser Staatsrath die Funktionen des Souverains aus, gab den fremden Ministern Audienz, und hatte mit Einem Worte eben die Macht, wie ein Reichsverweser während der Minderjährigkeit eines Fürsten.

Die Gewalt des ersten Ministers und des Staatsraths war beinahe unbeschränkt. Unter George Wilhelm hatte der Graf von Schwarzenberg sein Ansehn so vergrößert, daß er darin fast einem *Maire du Palais*, oder *Major domus*, zu den Zeiten der Könige von Frankreich aus dem ersten Geschlechte gleich kam; aber der ungeheure Mißbrauch, den er davon machte, verleidete dem Ruhrfürsten Friedrich Wilhelm alle Premier-Minister. Aus den Verordnungen, welche dieser Fürst im Jahre 1651 ergehen ließ, sieht man, daß er jedem von seinen Ministern verschiedene Departements gab, und in jeder Provinz zwei Räte ansetzte, welche die Angelegenheiten derselben ordnen und Rechenschaft davon ablegen mußten.

Friedrich Wilhelm residirte in seinen ersten Regierungsjahren zu Königsberg in Preussen. Er gab dem Staatsrathe, der in Berlin blieb, ausführliche Instruktionen in Beziehung auf die Zeit und die Umstände, in denen er sich befand. Seine Truppen bekamen von den ältesten in der Provinz vorhandenen Generalen, und die Gouverneurs der Festungen unmittelbar von ihm selbst ihre Befehle.

Als der Kanzler von Göthe starb, ging dessen Würde ein, und der Freiherr von Schwerin ward erster Präsident des Staatsrathes. Die Departements waren so vertheilt, daß alles, was die Gesetze betraf, vor den Justizrath kam, worin ein Präsident den Vorsitz führte; die Gerichtsbarkeit über die Hofbedienten hatte der Schloßhaupt-

mann; die Finanzen des Fürsten wurden von der Domainenkammer verwaltet, die in verschiedene Departements getheilt, und deren Generaldirektor erst Herr von Meinders, und nachher der Herr von Jena war; die Kirchensachen hingen von einem Konsistorium ab, das halb aus Geistlichen und halb aus Weltlichen bestand; und außer diesen Kollegien gab es noch eine Lehnskanzlei, die über alle Lehnsangelegenheiten entschied.

Unter Friedrich I, der 1688 zur Regierung kam, blieb Alles beinahe auf eben dem Fuß, doch mit dem Unterschiede, daß er sich immer von seinen Ministern regieren ließ. Dankelmann, sein gewesener Hofmeister, ward Herr des Staates, und, als er in Ungnade fiel, der Graf von Warthenberg statt seiner Günstling. An die Stelle dieses Oberkammerherrn wurde wieder Kamcke gekommen sein, wenn nicht der Tod des Königs seine entstehende Favoritschaft geendigt hätte.

Friedrich Wilhelm II änderte im Jahre 1713 die ganze Staats- und Regierungsform. Er beschränkte die Macht der Minister, so daß sie aus Herren, die sie unter seinem Vater gewesen waren, seine Faktoren wurden. Die auswärtigen Angelegenheiten wurden den Herren von Ilgen und von Kniphausen übertragen. Diese Minister konferirten mit den Gesandten, und führten die Korrespondenz mit den Preussischen Ministern an den verschiedenen Europäischen Höfen. Besonders hatten sie aber die Reichsangelegenheiten, die Grän-

zen des Staats und die Rechte des regierenden Hauses unter sich. Der Freiherr von Plottho führte die Oberaufsicht über das Justizwesen, und nach dessen Tode bekleidete Herr von Cocceji die Würde eines Kanzlers. Unter ihm hatte der Herr von Arnim das Appellationsgericht, ferner die Civilsachen in Preussen und Ravensberg; der Herr von Ratsh aber die Kriminalsachen. Der Oberhofmarschall, Herr von Prinz, ward Präsident des Oberkonsistoriums, und erhielt die Aufsicht über die Universitäten, die milden Stiftungen, die Kanonikate und die Judensachen.

Unter allen Theilen der Staatsverwaltung waren die Finanzen am stärksten vernachlässigt worden. Hierin traf der König ganz neue Einrichtungen, und ordnete im Jahre 1723 das Generaldirektorium an. Dieses Kollegium ist in vier Departements eingetheilt, von denen jedes einen Staatsminister an seiner Spitze hat. Preussen, Pommern und die Neumark, nebst dem Krieges-Kommissariat, machten das Departement aus, welches unter dem Herrn von Grumbkow stand; das Ruhfürstenthum Brandenburg und die Grafschaft Ruppin das zweite, unter dem Herrn von Kraut; die Staaten am Rhein und an der Weser, nebst dem Salz- und Postwesen das dritte, unter dem Herrn von Görne; und endlich das Fürstenthum Halberstadt, die Manufakturen, die Stempelkammer und die Münzen, das vierte, welches der Herr von Fuchs, und nach seinem Tode der Hr. von Biereck bekam.

Der König vereinigte das Kommissariat mit dem Finanzwesen. Ehemals beschäftigten diese Kollegien vierzig Advokaten mit den Processen, die sie gegen einander führten, wobei sie die Angelegenheiten, denen sie vorstehen sollten, versäumten. Seit ihrer Vereinigung arbeiteten sie gemeinschaftlich an dem Wohle des Staates.

Neben diesen Hauptdepartements ordnete der König in jeder Provinz ein Justiz- und ein Finanzkollegium an, welche unter den Ministern standen. Die Minister der auswärtigen Angelegenheiten, die Justiz- und die Finanzminister statterten dem Könige täglich Bericht ab, und er selbst fällte über Alles das Endurtheil. Während seiner ganzen Regierung kam nicht die mindeste Verordnung zum Vorschein, die er nicht eigenhändig unterzeichnet, und nicht die mindeste Instruktion, die er nicht selbst aufgesetzt gehabt hätte.

Er erklärte alle Lehne, gegen einen gewissen jährlichen Erbzins den die Besizer dem Staate bezahlten, für allodial. Auf die Wiederherstellung von Litthauen wandte er 4,500,000 Thaler; sechs Millionen gab er aus, um die Städte in seinen Provinzen wieder aufzubauen, Berlin zu vergrößern und Potsdam zu gründen! und für fünf Millionen kaufte er Ländereien, die er zu seinen Domainen schlug.

E n d e.

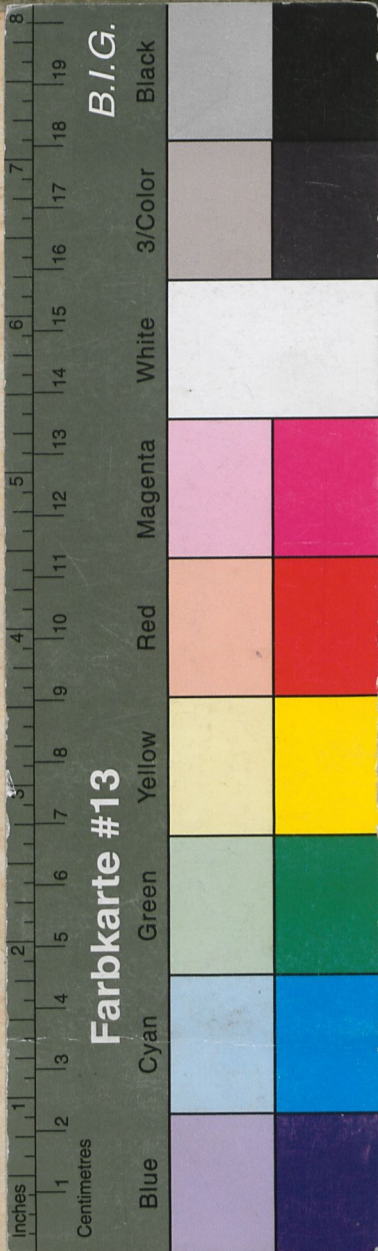
67 $\frac{5}{d,1}$

1018

ULB Halle
006 648 169

3





Friedrichs des Zweiten
Königs von Preussen
bei seinen Lebzeiten
gedruckte Werke.

Aus dem Französischen überfetzt.



Erster Theil.

Neue verbesserte und vermehrte Auflage.

Berlin,
bei Wolf und Sohn, und Decker und Sohn.
1790.